This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 4EW9 0

ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY

383 v.
e. 34 v.

Bechler.

M. PHILIPP MELANCHTON

Leben und Wirken
Dr. Martin Luther's
im
Lichte unserer Zeit.

Ein Denkbuch
für die ganze Christenheit.

Von

E. T. Jäkel.

Das Wort sie sollen lassen stahn.
Luther.

Mit vielen Bildern aus Luthers Leben und seiner Zeit.

Dritter Band.

Leipzig,
Robert Binder.
1842.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

608.2
L97.9
J22le
1846
v.3

Erstes Capitel.

Der Bund des deutschen Adels. Sickingen's und Hutten's Ausgang.

1523.

Wenn unter Schwerterblitzen
Ein Held von dannen zog
Und durch die Harnischritzen
Ihr blutig Leuchten flog,
Und wenn ihm, treu gesellet,
Ein edler Dichter schied,
Dann, Sangeswogen, schwellet!
Dann brauf' einher, mein Lied!

Anonymus.

Die großartige Bewegung, welche Luther in Deutschland hervorgerufen hatte, konnte sich, je mehr sie zunahm und anschwoll, nicht mehr auf das Gebiet, von wo sie ausgegangen, beschränken, sondern mußte sich nothwendig im Laufe der Zeit immer weiter ausdehnen. So machten sich denn neben den religiösen Bestrebungen bald auch die politischen geltend. Dies wird Niemandem wunderbar

M. PHILIPP MELANCHTON

Leben und Wirken
Dr. Martin Luther's
im
Lichte unserer Zeit.

Ein Denkbuch
für die ganze Christenheit.

Von

E. T. Jäkel.

Das Wort sie sollen lassen stahn.
Luther.

Mit vielen Bildern aus Luthers Leben und seiner Zeit.

Dritter Band.

Leipzig,
Robert Binder.
1842.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

608.2
L97.9
J22le
1840
v.3

Erstes Capitel.

Der Bund des deutschen Adels. Sickingen's und Hutten's Ausgang.

1523.

Wenn unter Schwerterblitzen
Ein Held von dannen zog
Und durch die Harnischritzen
Ihr blutig Leuchten flog,
Und wenn ihm, treu gesellet,
Ein edler Dichter schied,
Dann, Sangeswogen, schwellet!
Dann brauf' einher, mein Lied!

Anonymus.

Die großartige Bewegung, welche Luther in Deutschland hervorgerufen hatte, konnte sich, je mehr sie zunahm und anschwoll, nicht mehr auf das Gebiet, von wo sie ausgegangen, beschränken, sondern mußte sich nothwendig im Laufe der Zeit immer weiter ausdehnen. So machten sich denn neben den religiösen Bestrebungen bald auch die politischen geltend. Dies wird Niemandem wunderbar

erſcheinen, der die damaligen Verhältniſſe nur einigermaßen kennt. Während des Fortgangs der kirchlichen Reformation waren den Leuten auch nach und nach die Augen über den politiſchen Zuſtand Deutſchlands geöffnet worden. Sie erkannten, daß auch hier eine durchgreifende Reformation nöthig ſei. Denn auch hier wimmelte es von Fehlern und Ungehörigkeiten; auch hier gab es viel zu ändern und zu verbeſſern. Die Fürſtenmacht hatte auf eine gefährliche Weiſe überhand genommen und drohte nicht nur nach oben das Anſehen des Reichsoberhauptes völlig zu untergraben, ſondern auch nach unten die Unabhängigkeit des Adels zu brechen und die Freiheit der Städte zu erſticken. Die Fürſten dachten gar nicht mehr daran, daß ſie ihre Länder nur als Lehnsträger des Reichs beherrſchten, ſondern betrachteten ſich ganz als ſouveräne Herren, die nach Belieben ſchalten und walten könnten. Ihre Handlungsweiſe entſprach vollkommen ihrer Geſinnung. Sie fochten Fehden unter einander aus, ohne ſich viel um die Autorität des Kaiſers zu kümmern, und leiſteten Letzterem überhaupt nur Gehorſam, wenn es ihnen gut dünkte. Dadurch nun wurde der Reichsverband immer loſer und lockerer und die Einheit Deutſchlands immer mehr gefährdet. Schwand aber Deutſchlands Einheit, ſo mußte auch Deutſchlands Macht und Größe ſchwinden und dann natürlich dieſes Reich, das ſo viele Jahrhunderte den erſten Rang in Europa behauptet hatte, von ſeiner hohen Stufe herabſteigen. Dies erkannten alle

Vaterlandsfreunde mit inniger Betrübniß. Niemand aber wurde schmerzlicher davon ergriffen, als der edelherzige Franz von Sickingen und sein patriotischer Freund, Ulrich von Hutten.

Beide Männer hatten die Wichtigkeit des gegenwärtigen Zeitpunkts in ihrem ganzen Umfange erfaßt. Jetzt, wähnten sie in begeisterter Hoffnung, jetzt sei der Augenblick der geistigen Wiedergeburt Deutschlands gekommen, jetzt sei der Moment erschienen, wo das große, schöne Vaterland, gereinigt von den Schlacken geistlicher und weltlicher Unterdrückung, verjüngt und neugestärkt sich aufrichten und wieder einherschreiten werde in der Würde und Herrlichkeit vergangener Tage. Ein gläubiges, fast schwärmerisches Vertrauen setzten sie dabei auf den Kaiser. Ihn, den jungen, begabten und mächtigen Monarchen, hielten sie vor allen Andern für geeignet, die Anforderungen der Zeit zu begreifen und großen Entwürfen sich anzuschließen. Darum hatte auch Sickingen seine Wahl aus allen Kräften betrieben und entschlossen die Lockungen des Königs von Frankreich abgewiesen, der ihm, um seinen Beistand zu erlangen, durch eine eigne Gesandtschaft dreißigtausend Kronen und eine lebenslängliche Rente von achttausend ferneren angeboten hatte. Ja, um Karln, der damals in Geldverlegenheit war, seine Freundschaft noch mehr zu bethätigen, hatte ihm Sickingen bereitwillig zweitausend Dukaten vorgeschossen. Noch mehr. Als Karl später den Krieg gegen Frankreich begonnen

hatte ihm der brave Franz noch weitere zwanzigtausend Goldgülden geliehen und selbst mit vierzehntausend Mann Fußvolk und zweitausend Reitern die Heeresfolge geleistet. Durch alles Dieses glaubte er sich einiges Anrecht auf des Kaisers Dankbarkeit erworben und ihn geneigt gemacht zu haben, auf seine patriotischen Pläne einzugehen. Aber wie sehr hatte er sich in dem selbstsüchtigen Spanier getäuscht! Karl hatte keinen Sinn für die Freiheit und kein Herz für die deutsche Nation. Von der schwindelnden Höhe seiner Eroberungsgedanken herab betrachtete er die Interessen der Völker nur wie Fäden eines Gewebes, zur Willkühr in seine Hand gegeben, und die einzelnen Menschen nur wie Werkzeuge, gut genug, um sie zu gebrauchen, zu wechseln und wegzuwerfen. Die Reformation begriff er so wenig, daß er sie anfangs für einen bloßen Pfaffenstreit und später für eine gefährliche Neuerung hielt, die der Autorität der weltlichen Macht gefährlich werden könne und daher nach Kräften bekämpft werden müsse. Als Sickingen Solches gewahrte, als er merkte, daß er sich gänzlich in dem Kaiser geirrt habe, da wandte er sich zürnend von demselben ab und beschloß, fortan nur der eignen Kraft zu vertrauen. Dies war keine Prahlerei, keine eitle Ueberschätzung seiner selbst. Sickingen's Macht war von der Art, daß sie die manches Fürsten überbot, wie wir Bd. II. Cap. 1. zur Genüge gezeigt haben.

Der Plan, den der kühne Ritter jetzt im Verein mit

Hutten und einigen andern Vertrauten entwarf, bezweckte nichts Geringeres, als den ganzen deutschen Adel zu bewaffnen, die Fürstenmacht zu brechen, das Reichsregiment, das letztere vertrat, aufzulösen, die Interessen der Ritterschaft zu wahren und der Reformation allgemein den Sieg zu verschaffen. Damit aber die neue Gestaltung der Dinge eine kraftvolle Stütze, die junge Freiheit ein festes Bollwerk und das gesammte Vaterland einen starken Schutz gegen das Ausland, namentlich gegen Frankreich, erhielte, sollte zugleich ein neues, mächtiges Kurfürstenthum am Rheine gegründet und Sickingen an dessen Spitze gestellt werden. Ja, man scheint sogar den Gedanken gehabt zu haben, Sickingen beim Eintreten gewisser Umstände zum deutschen Kaiser zu machen. Nun, ein Unglück wäre es wahrlich nicht gewesen. Unter allen deutschen Männern damaliger Zeit war gewiß Keiner so fähig, die deutsche Kaiserkrone mit Ruhme zu tragen und den etwas verwitterten Purpur mit neuem Glanze zu umgeben, als der tapfere und weise Franz von Sickingen. Auch war eine solche Erhebung in der deutschen Geschichte nicht ohne Beispiel. Rudolf von Habsburg war ebenfalls nichts weiter gewesen, als ein einfacher Ritter. Dennoch hatte man ihn mit Uebergehung mächtiger Kurfürsten auf den deutschen Kaiserthron gehoben, und er hatte das Scepter auf eine Weise geführt, die ihm einen Platz unter den größten Kaisern sicherte. Sickingen nun — das leuchtet aus dem Charakter des Mannes hervor — wäre ein zweiter

Rudolf geworden. Er würde sogar noch mehr Ruhm erlangt haben, als dieser, da die Zeit, in der er lebte, eine noch wichtigere war und mehr welthistorische Bedeutung hatte, als das Jahrhundert Rudolf's.

Ob Luther in die Pläne Sickingen's und des deutschen Adels verflochten gewesen sei, ist eine Frage, die von Vielen bejaht, von Vielen verneint wird. Wir schließen uns entschieden der letzteren Meinung an. Luther war, wie wir schon mehrmals gesehen haben, jeder gewaltsamen Aenderung der Dinge von Herzen abgeneigt Durch seine tiefe Ueberzeugung, daß das Wesen des Christen im Leiden begründet sei und daß besonders Widersetzung gegen die Obrigkeit von Gott unbedingt verboten worden, war er in Beziehung auf die Wahl der Mittel, eine Verbesserung herbeizuführen, in einen engen, nicht zu überschreitenden Kreis gebannt. Er konnte nach seiner Ueberzeugung keine andere politische Reform zugeben, als eine solche, welche von den Fürsten selbst ausgehe. Darum wandte er sich in Bezug auf bürgerliche Verbesserungen niemals an das Volk, sondern immer an die Fürsten und suchte diese bald bittend, bald drohend zur freiwilligen Gewährung dessen, was recht und billig wäre, zu vermögen. Wollten die Fürsten nicht, so drohte er ihnen zwar mit Strafe, ja mit gänzlichem Sturze und Untergange; aber er hatte dabei immer Gottes Gericht im Auge; nie war er der Meinung, daß das Volk selbst in Gottes Strafamt greifen, selbst sich Recht verschaffen solle.

Man mag diese Ansicht beklagen; allein sie war aufrichtig, Luther unwiderruflich durch sein Gewissen gebunden. Alles dies änderte sich jedoch von Grunde aus, sobald der Kaiser an der politischen Umgestaltung Antheil nahm und dieselbe gebot. Nach der Vorstellungsweise des kirchlichen Reformators, welche jetzt von den Gelehrten so sehr verspottet wird und doch richtiger war, als die Meinung der weisen Rechtslehrer, waren nämlich die Fürsten dem Kaiser so gut unterworfen, wie der Bürgermeister von Torgau dem Kurfürsten von Sachsen*). Ebendarum lehrte er auch beharrlich, mit Gewalt dürften die Fürsten dem Kaiser sich niemals widersetzen, selbst dann nicht, wenn er im Unrecht wäre, ja nicht einmal in dem Falle, wenn er die reine Religionslehre unterdrücken wollte; Alles müsse dem Kaiser gehorchen und ihm Hülfe leisten, wenn er es fordere. — Sofern dies nun geschehen mußte, wenn der Kaiser im Unrechte war, um wie viel mehr mußte nicht Alles dem Kaiser gehorchen und Hülfe leisten, wenn er, seinem Rechte und der Reichsverfassung gemäß, die starke Nationaleinheit wiederherstellte und alle nothwendigen Reformen durchführte? In einem solchen Falle war Luther durch seine heiligsten Grundsätze — Grundsätze,

*) Eigene Worte Luther's. Vgl. darüber, wie überhaupt über diese Frage Wirth's treffliches Werk: „Die politisch-reformatorische Richtung der Deutschen im 16. und 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte."

die er nie verläugnete — zur Unterstützung des Kaisers verpflichtet. Und er würde ihn mit ungeheurer Kraft unterstützt haben!

Er hätte die Fürsten, die dem Kaiser gegenüber einer politischen Umgestaltung sich widersetzen wollten, für verdammt erklärt, sie und alle ihre Anhänger durch seine vernichtende Beredsamkeit niedergeworfen und die gesammte Nation zur begeisterten Unterstützung des Kaisers aufgerüttelt. In der Hand des Kaisers also lag damals das Schicksal Deutschlands und der Welt. Hätte er sich für die politische Umgestaltung erklärt — und er konnte es, er mußte es, weil die Reform ganz im Interesse der Reichsgewalt und vorzugsweise für den Kaiser geschehen sollte — hätte sich, wie gesagt, der Kaiser der Bewegung angeschlossen, so war die glänzende Durchführung des großen Werkes bei der vereinigten Macht des Kaisers, Sickingen's, Hutten's und Luther's ein Kinderspiel. Alsdann aber war dem Nationalunglücke der Zersplitterung Deutschlands und der Trennung desselben in zwei Religionsparteien vorgebeugt. Politische und kirchliche Reform wären dann unter Leitung der öffentlichen Meinung Hand in Hand und für die gesammte Nation gleichmäßig durchgeführt und das unsägliche Elend des dreißigjährigen Krieges vermieden worden. Ach, es war ein ungeheurer Moment! Und in diesem großen Augenblicke war der Kaiser — ein Fremder! Auf ihn werfe man die Schuld, wenn man das Mißlingen der herrlichen Bewegung

beklagt, nicht auf Luther, der seiner innersten Ueberzeugung nach nicht anders konnte.

Wenn wir in Vorstehendem gezeigt zu haben glauben, daß Luther nicht thätigen und direkten Theil an der Unternehmung des deutschen Adels genommen, so wollen wir jedoch damit keineswegs behaupten, daß er nicht indirekt dieselbe gefördert, nicht unbewußt und unabsichtlich durch Wort und Schrift dazu mitgewirkt habe. Luther haßte, wie wir wissen, jede Unterdrückung und war von Seiten des Herzens mild und volksfreundlich, in Beziehung auf den Charakter aber voll von Unabhängigkeit und furchtloser Wahrheitsliebe. Gegen die Verbesserungen der bürgerlichen Zustände war er allerdings gleichgültiger, als gegen die Reinigung der Religionslehren, und mußte dies auch sein, weil er aufrichtig glaubte, daß für den Christen die irdische Wohlfahrt keinen Werth habe. Indessen als gerechter und billiger Mann, der er immer war, fand er sich durch die Bedrückungen des Volks von Seiten der Fürsten stets verletzt. Daher verfehlte er nie, wenn er auf dieses Capitel kam, mit Flammenworten gegen die Uebergriffe der Fürsten aufzutreten, ihnen die schamlose Verletzung ihrer Pflichten vorzuwerfen und, wenn sie sich nicht besserten, ihnen ein furchtbares Strafgericht zu prophezeien. Dadurch mag er allerdings Sickingen's Pläne wesentlich gefördert und demselben manchen begeisterten Streiter zugeführt haben. Aber, wie schon bemerkt, dies geschah unabsichtlich. Er billigte

zwar an sich den Zweck der politischen Reformation; allein an einer gewaltsamen Durchführung derselben selbstthätig Theil zu nehmen, verbot ihm sein Gewissen. Seine Waffe war ja nicht das Schwert, sondern einzig und allein das Wort!

Sickingen und Hutten wußten die Bedenken Luther's hinlänglich zu würdigen, als daß sie ihm hätten zumuthen sollen, durch voreiliges Beitreten zu ihrem Unternehmen seine jetzige Stellung zu gefährden. Sie hofften aber, und vielleicht nicht ohne Grund, daß, wenn das Werk gelungen, er sich ohne Zaudern ihnen anschließen und dann das Geschehene durch sein überwiegendes Ansehen heiligen werde. Darum trafen sie getrost alle Vorbereitungen zu Ausführung ihres großen Planes. Sickingen machte sich anheischig, nicht nur die erste Leitung der Revolution zu übernehmen, sondern auch die Umwälzung selbst zu eröffnen. Hutten dagegen übernahm es, die gesammte Volksmeinung für die Umwälzung zu gewinnen, und wandte beredt und geschickt verschiedene Mittel an, um die Bürger in den Städten und das niedere Landvolk in Masse mit dem Adel zur allgemeinen Staatsumwälzung zu vereinigen. Gleich zündenden Feuerpfeilen, schleuderte er Schrift auf Schrift von der hohen Ebernburg herab unter das Volk. Da war nicht mehr die Rede von Bitten und Ermahnen, wie er sonst wohl gethan; jedes seiner Worte athmete Zorn und Kampf. Er unterwarf das Betragen der Fürsten dem schonungslosesten Tadel

und forderte mit gewaltig ergreifender Beredſamkeit zu Abſchüttelung des laſtenden Joches auf. Einige Proben aus dieſen Schriften mögen als Belege dienen.

„Da noch ein Kaiſer im Reiche war," heißt es in einer derſelben, „da wurde der Arme doch noch vor Gewalt ge„ſchützt, da konnte ein armer Ritter einen Fürſten, der ihm „Leides gethan, zu Antwort bringen und zu Recht, und jede „Stadt fand ihre Vertheidigung. Wem ſoll man aber jetzt „klagen? Verrathen iſt das ganze deutſche Land; das „Reich haben die Fürſten verkauft. — Giebt's denn „einen Fürſten, der genug haben wollte? der nicht immer „mehr haben wollte? Einmal möchten ſie eine Stadt in ihre „Gewalt bekommen; dann gefällt ihnen die Beſitzung eines „Edelmannes, die in ihrem Gebiete liegt. — Und keine Treue, „kein Glauben iſt bei ihnen zu finden. Ja und Nein iſt „ihnen gleich; ſie achten weder Gott noch Ehre. Nur auf „ihren Vortheil ſind ſie bedacht. Sie haben keinen Sinn „für ernſthafte Dinge. Auf Reichstagen pflegen ſie nur der „Praſſerei; da wird der Armen Gut verzehrt; Alles, was der „Arme erzwingen mag, wird da verſchlemmert, Bot, „Steuer, Ungeld u. dgl. *)."

In einer andern Schrift, dem bekannten heftigen Gedichte wider die Fürſten, zählte Hutten alle Beſchwerden der Nation gegen die letzteren auf und ermahnte die Städte auf

*) S. Wirth's „Braga," S. 339 ff.

das Dringendste, sich mit der Ritterschaft zur Revolution gegen die Fürsten zu verbinden. „Ihr frommen Städte," rief er, „beachtet den deutschen Adel, zieht ihn zu euch, ver„traut ihm wohl! Es soll euch nicht gereuen. Ihr seht, daß „ihr mit ihm zugleich beschwert werdet durch der Tyrannen „Herrschaft, die jetzt alle andern Stände unterdrückt und sich „allein hervorgerückt haben. Nicht von den frommen Für„sten spreche ich, nur von den höfen, durch die jetzt das ganze „Land beschwert, Ehre, Recht und Billigkeit verkehrt wird. „Sie fressen den armen Adel und suchen täglich Weg und „Rath, den Städten ihre Freiheit zu nehmen; einen Theil „haben sie schon gezwungen, nun fechten sie auch die andern „an. So sie nun all ihr Regiment zu gemeiner Beschwerung „geendet haben und ihr Sinn auf nichts Anderes hinausgeht, „als die deutsche Freiheit zu unterdrücken, so ist vonnöthen, „daß ihr euch zum Widerstande stellt; sonst bleibt in Friede „weder Stadt, noch Land. Wir müssen aber zusammenhal„ten; Städte und Adel müssen sich verbinden; nur dadurch „kann uns geholfen werden. Es giebt sonst kein anderes „Mittel, es wäre denn, daß uns Gott im Himmel helfe. „Aber selbst dieser, meine ich, würde uns den nämlichen Rath „geben. — Solch Ding hat weder Maaß, noch Ziel; sie „machen es zu arg. Und doch wird keiner von ihnen satt. „Ein Fürst ist wie ein Thier, das lange Zeit fort„frißt und dem doch noch der Rachen zu weit ist. Den „Adel haben sie schon gefressen; jetzt wollen sie zu den Städ-

„ten gehn. Sag' an, du Wolf, wenn bist du satt? Denkst „du nicht, daß einmal ein Tag kommt, wo du deinen Fraß „ausspeien mußt? Höre auf! Laß ab von deinem Fressen! „Meinst du, du wärest im Land allein? — Alle Gewalt des „Kaisers behalten sie; da darf ihnen Niemand etwas dagegen „sagen; Alles, was sie thun, ist recht und fein. Man darf „es Niemandem klagen, außer Denen, die selber Unrecht ge„than haben. Sie spotten aber nur darüber, und ihre Ge„walt bleibt unangetastet. — Und nun verbieten sie noch da„zu die Lehre Luthers; denn sie können keine Wahrheit ver„tragen, das ist wider ihren Brauch und Sitte. Denn sollte „nur einmal Gottes Wort herrschen, so würde ihr Gut und „ihre Macht bald vergehen. — Kein Türke, kein Heide würde „uns so unbillige Dinge auferlegen, wie unsere Fürsten thun. „Gott hat nie verwegenere Menschen geschaffen, als jetzt an „der Regierung sind. Drum müssen sie bald zertrennt wer„den; denn sie sind wider Ehr' und Gott. Drum ist uns „noth, zu widerstreben aller Obrigkeit. Drum macht euch „bereit, fromme Städte! Nehmt die Freundschaft des Adels „an! Nur durch vereinte Kräfte kann man dem Uebel wider„stehen und die deutsche Nation von Schaden, Spott und „Hohn der Fremden befreien. Denn daß diese uns schmähen, „daran sind allein unsere Fürsten Schuld. Die allein haben „die Schande auf sich. Hilf uns zum Besten, Herr Jesu „Christ, denn du allein der Helfer bist *)."

*) Wirth's „Braga," S. 339.

Nachdem nun die Nation durch Hutten's feurige Schriften auf Alles gehörig vorbereitet worden war, wurde das Losschlagen selbst beschlossen und festgesetzt. Es war zu Anfang des Jahres 1522, als Sickingen den Adel aus den Ritterkantonen Schwaben, Franken und vom Rhein gen Landau berief. Da kamen die trefflichsten Ritter zusammen, unter Andern die von Dalberg, Flersheim, Türkheim, Rüdesheim, Lorch, Schwarzenberg, auch Sickingens Freund, Sylvester von Schaumburg, und der kühne Hartmuth von Kronenberg, ein begeisterter Verfechter der Reformation und Todfeind der Römlinge. Und Alle beschworen auf's Evangelium für drei Jahre einen Bund und erwählten einmüthig Franz von Sickingen zum Hauptmanne. Alsobald befestigte dieser seine Schlösser Landstuhl und Ebernburg und rüstete ein stattliches Heer. Anfangs hieß es, es sei gegen Frankreich bestimmt. Bald aber ward offenkundig, daß Sickingen's Rüstung dem Sturze der Fürsten- und Priesterherrschaft in Deutschland gelte, und zwar zunächst dem Kurfürsten und Erzbischofe von Trier, Richard von Greifenklau, der in der dortigen Gegend als die Hauptstütze des römisch-katholischen Glaubens zu betrachten war. Durch dessen Ueberwältigung wollte Franz von Sickingen, wie er sich ausdrückte, „dem Evangelium eine Oeffnung brechen*)."

*) Duller's „Geschichte des deutschen Volkes," S. 14 ff.

Nach beendigter Rüſtung ergriff Sickingen einen geringfügigen Vorwand zur Kriegserklärung gegen den Erzbiſchof, muſterte bei Straßburg ſein Heer und führte es in zwei Abtheilungen raſch zur That. Bald fiel Bliskaſtell in ſeine Gewalt; dann erſtürmte er St. Wendel und nahm mehrere Edle gefangen. Zu dieſen ſprach er die bedeutungsvollen Worte: „Pferde und Harniſche, ſo ihr verloren, mag euch euer Kurfürſt wohl bezahlen, wenn er's bleibt. Werd' aber ich ſelbſt Kurfürſt, wie ich wohl kann und will, oder noch mehr, ſo mag ich euch wohl ergötzen.“

Die Nachrichten von Sickingen's Rüſtung und ſeinem Glück im Felde verbreiteten in Trier anfangs großen Schrecken; doch Kurfürſt Richard handelte unerſchrocken als Feldherr und Fürſt. Er rief das Reichsregiment in Nürnberg auf, begeiſterte die Bewohner Trier's durch prieſterliche Kraft, daß ſie für den Glauben ihrer Väter freudig zu den Waffen griffen, und ſetzte ſeine Hauptſtadt, als Bollwerk des Katholicismus, in trefflichen Vertheidigungsſtand. Franz von Sickingen zog indeſſen, unbekümmert um die Abmahnungen des Reichsregiments, am 8. September 1522 in's Trierſche Gebiet, rückte vor die Stadt ſelbſt, forderte ſie zur Uebergabe auf und begann, als ihm der Kurfürſt eine trotzige Antwort gab, ſie heftig zu beſchießen. Da ſtürzte wohl mancher ehrwürdige Reſt von herrlichen Bauwerken aus der Römerzeit. Heiß tobte der Kampf um das rieſige ſchwarze Thor, deſſen Quadern noch heute dem Jahrtauſend trotzen.

Vergeblich ließ Sickingen die Belagerungsmaschinen auf einen Berg vor der Stadt bringen, wo das Volk glaubte, daß Trier's Stifter, der fabelhafte Heidenkönig Trebetha begraben sei und wo noch heutzutage ein Römerhügel den Namen Franzens Kniepchen trägt. Schon waren zwanzig Tonnen Pulvers verschossen und Sickingen harrte ungeduldig auf funfzehnhundert Kriegsleute aus Braunschweig, welche ihm der Ritter Nikolaus von Minkwitz zuführen sollte. Sie kamen nicht; denn der junge Landgraf Philipp von Hessen verweigerte ihnen den Durchzug durch sein Land. Derselbe Fürst begann sogar, durch Sickingen's Erfolge um seine eigne Herrschaft besorgt gemacht, nebst dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz gegen den kühnen Ritter zu rüsten. Als Sickingen Solches erfuhr, hob er am 14. September die Belagerung von Trier auf und beschloß, im nächsten Jahre den Krieg auf's Neue zu beginnen.

Doch sein Glücksstern neigte sich bereits zum Untergange. Die Kurfürsten von Trier und der Pfalz und der Landgraf von Hessen schlossen ein Bündniß, um ihn zu verderben. Des Reiches Acht und Aberacht ward auf ihn geschleudert; mehrere seiner Freunde, die mit ihm zu Landau geschworen hatten, fielen jetzt, aus Besorgniß für ihr eignes Schicksal, von ihm ab; der treue Hartmuth von Kronenberg verlor durch der Fürsten Uebermacht sein Schloß und all sein Gut. Doch Sickingen verzagte an dem Gelingen

seines großen Planes nicht, sondern betrieb ihn vielmehr um so eifriger, da er von dem Bunde der Fürsten gegen ihn unterrichtet wurde. Zugleich aber erwog er, treu besorgt, das Loos seiner Freunde, welche er auf seinen Schlössern beherbergte und bat sie, dieselben zu verlassen, damit sie, wenn ihm ein Aeußerstes widerführe, nicht sein Unglück zu theilen hätten. Da wanderten aus Schwebel, Bucer, Aquila, Oekolampadius; da griff auch, kranken Leibes, der Kühnste von Allen, der edle Ulrich von Hutten, wieder zum Wanderstabe und zog aus der Ebernburg, seiner letzten Freistätte, fort, nicht wissend, wo er jetzt sein Haupt hinlegen sollte.

Franz von Sickingen aber kam zu Schweinfurt wieder mit der erbitterten fränkischen Ritterschaft zusammen und brachte einen neuen Bund gegen die Fürsten zu Stande. Durch die schönsten Zusagen ermuthigt, warf er sich hierauf in seine Feste Landstuhl, um sich hier so lange zu vertheidigen, bis die Hülfe herankäme, die ihm die fränkische Ritterschaft, der oberrheinische und böhmische Adel, wie überhaupt die ganze evangelische Partei zuführen würde. Aber die drei verbündeten Fürsten von Kurtrier, Kurpfalz und Hessen waren entschlossen, ihren gefürchteten Gegner nicht wieder zu Kräften kommen zu lassen. Im Frühlinge des Jahres 1523 zogen sie mit großer Heeresmacht wider ihn aus und belagerten ihn in Landstuhl. Heldenhaft vertheidigte sich Sickingen, welcher zwar an der Gicht litt, aber

die er nie verläugnete — zur Unterstützung des Kaisers verpflichtet. Und er würde ihn mit ungeheurer Kraft unterstützt haben!

Er hätte die Fürsten, die dem Kaiser gegenüber einer politischen Umgestaltung sich widersetzen wollten, für verdammt erklärt, sie und alle ihre Anhänger durch seine vernichtende Beredsamkeit niedergeworfen und die gesammte Nation zur begeisterten Unterstützung des Kaisers aufgerüttelt. In der Hand des Kaisers also lag damals das Schicksal Deutschlands und der Welt. Hätte er sich für die politische Umgestaltung erklärt — und er konnte es, er mußte es, weil die Reform ganz im Interesse der Reichsgewalt und vorzugsweise für den Kaiser geschehen sollte — hätte sich, wie gesagt, der Kaiser der Bewegung angeschlossen, so war die glänzende Durchführung des großen Werkes bei der vereinigten Macht des Kaisers, Sickingen's, Hutten's und Luther's ein Kinderspiel. Alsdann aber war dem Nationalunglücke der Zersplitterung Deutschlands und der Trennung desselben in zwei Religionsparteien vorgebeugt. Politische und kirchliche Reform wären dann unter Leitung der öffentlichen Meinung Hand in Hand und für die gesammte Nation gleichmäßig durchgeführt und das unsägliche Elend des dreißigjährigen Krieges vermieden worden. Ach, es war ein ungeheurer Moment! Und in diesem großen Augenblicke war der Kaiser — ein Fremder! Auf ihn werfe man die Schuld, wenn man das Mißlingen der herrlichen Bewegung

beklagt, nicht auf Luther, der seiner innersten Ueberzeugung nach nicht anders konnte.

Wenn wir in Vorstehendem gezeigt zu haben glauben, daß Luther nicht thätigen und direkten Theil an der Unternehmung des deutschen Adels genommen, so wollen wir jedoch damit keineswegs behaupten, daß er nicht indirekt dieselbe gefördert, nicht unbewußt und unabsichtlich durch Wort und Schrift dazu mitgewirkt habe. Luther haßte, wie wir wissen, jede Unterdrückung und war von Seiten des Herzens mild und volksfreundlich, in Beziehung auf den Charakter aber voll von Unabhängigkeit und furchtloser Wahrheitsliebe. Gegen die Verbesserungen der bürgerlichen Zustände war er allerdings gleichgültiger, als gegen die Reinigung der Religionslehren, und mußte dies auch sein, weil er aufrichtig glaubte, daß für den Christen die irdische Wohlfahrt keinen Werth habe. Indessen als gerechter und billiger Mann, der er immer war, fand er sich durch die Bedrückungen des Volks von Seiten der Fürsten stets verletzt. Daher verfehlte er nie, wenn er auf dieses Capitel kam, mit Flammenworten gegen die Uebergriffe der Fürsten aufzutreten, ihnen die schamlose Verletzung ihrer Pflichten vorzuwerfen und, wenn sie sich nicht besserten, ihnen ein furchtbares Strafgericht zu prophezeien. Dadurch mag er allerdings Sickingen's Pläne wesentlich gefördert und demselben manchen begeisterten Streiter zugeführt haben. Aber, wie schon bemerkt, dies geschah unabsichtlich. Er billigte

zwar an sich den Zweck der politischen Reformation; allein an einer gewaltsamen Durchführung derselben selbstthätig Theil zu nehmen, verbot ihm sein Gewissen. Seine Waffe war ja nicht das Schwert, sondern einzig und allein das Wort!

Sickingen und Hutten wußten die Bedenken Luther's hinlänglich zu würdigen, als daß sie ihm hätten zumuthen sollen, durch voreiliges Beitreten zu ihrem Unternehmen seine jetzige Stellung zu gefährden. Sie hofften aber, und vielleicht nicht ohne Grund, daß, wenn das Werk gelungen, er sich ohne Zaudern ihnen anschließen und dann das Geschehene durch sein überwiegendes Ansehen heiligen werde. Darum trafen sie getrost alle Vorbereitungen zu Ausführung ihres großen Planes. Sickingen machte sich anheischig, nicht nur die erste Leitung der Revolution zu übernehmen, sondern auch die Umwälzung selbst zu eröffnen. Hutten dagegen übernahm es, die gesammte Volksmeinung für die Umwälzung zu gewinnen, und wandte beredt und geschickt verschiedene Mittel an, um die Bürger in den Städten und das niedere Landvolk in Masse mit dem Adel zur allgemeinen Staatsumwälzung zu vereinigen. Gleich zündenden Feuerpfeilen, schleuderte er Schrift auf Schrift von der hohen Ebernburg herab unter das Volk. Da war nicht mehr die Rede von Bitten und Ermahnen, wie er sonst wohl gethan; jedes seiner Worte athmete Zorn und Kampf. Er unterwarf das Betragen der Fürsten dem schonungslosesten Tadel

und forderte mit gewaltig ergreifender Beredsamkeit zu Abschüttelung des lastenden Joches auf. Einige Proben aus diesen Schriften mögen als Belege dienen.

„Da noch ein Kaiser im Reiche war," heißt es in einer derselben, „da wurde der Arme doch noch vor Gewalt ge„schützt, da konnte ein armer Ritter einen Fürsten, der ihm „Leides gethan, zu Antwort bringen und zu Recht, und jede „Stadt fand ihre Vertheidigung. Wem soll man aber jetzt „klagen? Verrathen ist das ganze deutsche Land; das „Reich haben die Fürsten verkauft. — Giebt's denn „einen Fürsten, der genug haben wollte? der nicht immer „mehr haben wollte? Einmal möchten sie eine Stadt in ihre „Gewalt bekommen; dann gefällt ihnen die Besitzung eines „Edelmannes, die in ihrem Gebiete liegt. — Und keine Treue, „kein Glauben ist bei ihnen zu finden. Ja und Nein ist „ihnen gleich; sie achten weder Gott noch Ehre. Nur auf „ihren Vortheil sind sie bedacht. Sie haben keinen Sinn „für ernsthafte Dinge. Auf Reichstagen pflegen sie nur der „Prasserei; da wird der Armen Gut verzehrt; Alles, was der „Arme erzwingen mag, wird da verschlemmert, Bot, „Steuer, Ungeld u. dgl. *)."

In einer andern Schrift, dem bekannten heftigen Gedichte wider die Fürsten, zählte Hutten alle Beschwerden der Nation gegen die letzteren auf und ermahnte die Städte auf

*) S. Wirth's „Braga," S. 339 ff.

das Dringendste, sich mit der Ritterschaft zur Revolution gegen die Fürsten zu verbinden. „Ihr frommen Städte," rief er, „beachtet den deutschen Adel, zieht ihn zu euch, ver„traut ihm wohl! Es soll euch nicht gereuen. Ihr seht, daß „ihr mit ihm zugleich beschwert werdet durch der Tyrannen „Herrschaft, die jetzt alle andern Stände unterdrückt und sich „allein hervorgerückt haben. Nicht von den frommen Für„sten spreche ich, nur von den höfen, durch die jetzt das ganze „Land beschwert, Ehre, Recht und Billigkeit verkehrt wird. „Sie fressen den armen Adel und suchen täglich Weg und „Rath, den Städten ihre Freiheit zu nehmen; einen Theil „haben sie schon gezwungen, nun fechten sie auch die andern „an. So sie nun all ihr Regiment zu gemeiner Beschwerung „geendet haben und ihr Sinn auf nichts Anderes hinausgeht, „als die deutsche Freiheit zu unterdrücken, so ist vonnöthen, „daß ihr euch zum Widerstande stellt; sonst bleibt in Friede „weder Stadt, noch Land. Wir müssen aber zusammenhal„ten; Städte und Adel müssen sich verbinden; nur dadurch „kann uns geholfen werden. Es giebt sonst kein anderes „Mittel, es wäre denn, daß uns Gott im Himmel helfe. „Aber selbst dieser, meine ich, würde uns den nämlichen Rath „geben. — Solch Ding hat weder Maaß, noch Ziel; sie „machen es zu arg. Und doch wird keiner von ihnen satt. „Ein Fürst ist wie ein Thier, das lange Zeit fort„frißt und dem doch noch der Rachen zu weit ist. Den „Adel haben sie schon gefressen; jetzt wollen sie zu den Städ-

„ten gehn. Sag' an, du Wolf, wenn bist du satt? Denkst
„du nicht, daß einmal ein Tag kommt, wo du deinen Fraß
„ausspeien mußt? Höre auf! Laß ab von deinem Fressen!
„Meinst du, du wärest im Land allein? — Alle Gewalt des
„Kaisers behalten sie; da darf ihnen Niemand etwas dagegen
„sagen; Alles, was sie thun, ist recht und fein. Man darf
„es Niemandem klagen, außer Denen, die selber Unrecht ge-
„than haben. Sie spotten aber nur darüber, und ihre Ge-
„walt bleibt unangetastet. — Und nun verbieten sie noch da-
„zu die Lehre Luthers; denn sie können keine Wahrheit ver-
„tragen, das ist wider ihren Brauch und Sitte. Denn sollte
„nur einmal Gottes Wort herrschen, so würde ihr Gut und
„ihre Macht bald vergehen. — Kein Türke, kein Heide würde
„uns so unbillige Dinge auferlegen, wie unsere Fürsten thun.
„Gott hat nie verwegenere Menschen geschaffen, als jetzt an
„der Regierung sind. Drum müssen sie bald zertrennt wer-
„den; denn sie sind wider Ehr' und Gott. Drum ist uns
„noth, zu widerstreben aller Obrigkeit. Drum macht euch
„bereit, fromme Städte! Nehmt die Freundschaft des Adels
„an! Nur durch vereinte Kräfte kann man dem Uebel wider-
„stehen und die deutsche Nation von Schaden, Spott und
„Hohn der Fremden befreien. Denn daß diese uns schmähen,
„daran sind allein unsere Fürsten Schuld. Die allein haben
„die Schande auf sich. Hilf uns zum Besten, Herr Jesu
„Christ, denn du allein der Helfer bist *)."

*) Wirth's „Braga," S. 339.

Nachdem nun die Nation durch Hutten's feurige Schriften auf Alles gehörig vorbereitet worden war, wurde das Losschlagen selbst beschlossen und festgesetzt. Es war zu Anfang des Jahres 1522, als Sickingen den Adel aus den Ritterkantonen Schwaben, Franken und vom Rhein gen Landau berief. Da kamen die trefflichsten Ritter zusammen, unter Andern die von Dalberg, Flersheim, Türkheim, Rüdesheim, Lorch, Schwarzenberg, auch Sickingens Freund, Sylvester von Schaumburg, und der kühne Hartmuth von Kronenberg, ein begeisterter Verfechter der Reformation und Todfeind der Römlinge. Und Alle beschworen auf's Evangelium für drei Jahre einen Bund und erwählten einmüthig Franz von Sickingen zum Hauptmanne. Alsobald befestigte dieser seine Schlösser Landstuhl und Ebernburg und rüstete ein stattliches Heer. Anfangs hieß es, es sei gegen Frankreich bestimmt. Bald aber ward offenkundig, daß Sickingen's Rüstung dem Sturze der Fürsten- und Priesterherrschaft in Deutschland gelte, und zwar zunächst dem Kurfürsten und Erzbischofe von Trier, Richard von Greifenklau, der in der dortigen Gegend als die Hauptstütze des römisch-katholischen Glaubens zu betrachten war. Durch dessen Ueberwältigung wollte Franz von Sickingen, wie er sich ausdrückte, „dem Evangelium eine Oeffnung brechen *)."

*) Duller's „Geschichte des deutschen Volkes," S. 14 ff.

Nach beendigter Rüstung ergriff Sickingen einen geringfügigen Vorwand zur Kriegserklärung gegen den Erzbischof, musterte bei Straßburg sein Heer und führte es in zwei Abtheilungen rasch zur That. Bald fiel Bliskastell in seine Gewalt; dann erstürmte er St. Wendel und nahm mehrere Edle gefangen. Zu diesen sprach er die bedeutungsvollen Worte: „Pferde und Harnische, so ihr verloren, mag euch euer Kurfürst wohl bezahlen, wenn er's bleibt. Werd' aber ich selbst Kurfürst, wie ich wohl kann und will, oder noch mehr, so mag ich euch wohl ergötzen."

Die Nachrichten von Sickingen's Rüstung und seinem Glück im Felde verbreiteten in Trier anfangs großen Schrecken; doch Kurfürst Richard handelte unerschrocken als Feldherr und Fürst. Er rief das Reichsregiment in Nürnberg auf, begeisterte die Bewohner Trier's durch priesterliche Kraft, daß sie für den Glauben ihrer Väter freudig zu den Waffen griffen, und setzte seine Hauptstadt, als Bollwerk des Katholicismus, in trefflichen Vertheidigungsstand. Franz von Sickingen zog indessen, unbekümmert um die Abmahnungen des Reichsregiments, am 8. September 1522 in's Trierische Gebiet, rückte vor die Stadt selbst, forderte sie zur Uebergabe auf und begann, als ihm der Kurfürst eine trotzige Antwort gab, sie heftig zu beschießen. Da stürzte wohl mancher ehrwürdige Rest von herrlichen Bauwerken aus der Römerzeit. Heiß tobte der Kampf um das riesige schwarze Thor, dessen Quadern noch heute dem Jahrtausend trotzen.

Vergeblich ließ Sickingen die Belagerungsmaschinen auf einen Berg vor der Stadt bringen, wo das Volk glaubte, daß Trier's Stifter, der fabelhafte Heidenkönig Trebetha begraben sei und wo noch heutzutage ein Römerhügel den Namen Franzens Kniepchen trägt. Schon waren zwanzig Tonnen Pulvers verschossen und Sickingen harrte ungeduldig auf funfzehnhundert Kriegsleute aus Braunschweig, welche ihm der Ritter Nikolaus von Minkwitz zuführen sollte. Sie kamen nicht; denn der junge Landgraf Philipp von Hessen verweigerte ihnen den Durchzug durch sein Land. Derselbe Fürst begann sogar, durch Sickingen's Erfolge um seine eigne Herrschaft besorgt gemacht, nebst dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz gegen den kühnen Ritter zu rüsten. Als Sickingen Solches erfuhr, hob er am 14. September die Belagerung von Trier auf und beschloß, im nächsten Jahre den Krieg auf's Neue zu beginnen.

Doch sein Glücksstern neigte sich bereits zum Untergange. Die Kurfürsten von Trier und der Pfalz und der Landgraf von Hessen schlossen ein Bündniß, um ihn zu verderben. Des Reiches Acht und Aberacht ward auf ihn geschleudert; mehrere seiner Freunde, die mit ihm zu Landau geschworen hatten, fielen jetzt, aus Besorgniß für ihr eignes Schicksal, von ihm ab; der treue Hartmuth von Kronenberg verlor durch der Fürsten Uebermacht sein Schloß und all sein Gut. Doch Sickingen verzagte an dem Gelingen

seines großen Planes nicht, sondern betrieb ihn vielmehr um so eifriger, da er von dem Bunde der Fürsten gegen ihn unterrichtet wurde. Zugleich aber erwog er, treu besorgt, das Loos seiner Freunde, welche er auf seinen Schlössern beherbergte und bat sie, dieselben zu verlassen, damit sie, wenn ihm ein Aeußerstes widerführe, nicht sein Unglück zu theilen hätten. Da wanderten aus Schwebel, Bucer, Aquila, Oekolampadius; da griff auch, kranken Leibes, der Kühnste von Allen, der edle Ulrich von Hutten, wieder zum Wanderstabe und zog aus der Ebernburg, seiner letzten Freistätte, fort, nicht wissend, wo er jetzt sein Haupt hinlegen sollte.

Franz von Sickingen aber kam zu Schweinfurt wieder mit der erbitterten fränkischen Ritterschaft zusammen und brachte einen neuen Bund gegen die Fürsten zu Stande. Durch die schönsten Zusagen ermuthigt, warf er sich hierauf in seine Feste Landstuhl, um sich hier so lange zu vertheidigen, bis die Hülfe herankäme, die ihm die fränkische Ritterschaft, der oberrheinische und böhmische Adel, wie überhaupt die ganze evangelische Partei zuführen würde. Aber die drei verbündeten Fürsten von Kurtrier, Kurpfalz und Hessen waren entschlossen, ihren gefürchteten Gegner nicht wieder zu Kräften kommen zu lassen. Im Frühlinge des Jahres 1523 zogen sie mit großer Heeresmacht wider ihn aus und belagerten ihn in Landstuhl. Heldenhaft vertheidigte sich Sickingen, welcher zwar an der Gicht litt, aber

ungebeugten Geistes war. Furchtbar beschossen die Fürsten seine festen Mauern. Ein Thurm, welcher vierundzwanzig Schuh in der Dicke gebaut war, stürzte zusammen. Der Ritter eilte hinaus, um sich selbst davon zu überzeugen, denn er hielt es nicht für möglich, da schlug die Kugel einer Nothschlange neben ihm auf einen Balken, daß die Splitter und Steine ihm in die Seite fuhren. Schwerverwundet sank er nieder und wurde von seinen Treuen in ein gehauenes Gewölbe getragen. Noch immer hoffte er auf Entsatz; als aber dieser nicht kam, übergab er endlich den Belagerern die Burg und sich selbst auf ritterliche Haft. Da zogen die drei Fürsten in die Burg ein und fanden ihn sterbend. Freundlich zog er von dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Landgrafen von Hessen das Barett vom Haupte und antwortete mit edler Würde in gebrochnen Worten auf ihre Fragen; nur dem Erzbischofe von Trier gönnte er trotzig keinen Gruß. Männlich, wie er gelebt hatte, verschied er am 7. Mai 1523. Erschüttert standen seine Feinde um die Leiche des Helden, falteten die Hände und beteten andächtig für seine Seele. In einem Harnischkasten ward der tapfere Mann zu Grabe getragen. Seine übrigen festen Schlösser, Sickingen, die Ebernburg, der Drachenfels u. a. m., theilten sämmtlich das Schicksal Landstuhls. Sie fielen in der Fürsten Gewalt, wurden aber später seinen Nachkommen zurückgegeben *).

*) Vgl. Münch: „Franz von Sickingen's Thaten, Pläne, Freunde und Ausgang" (2 Bde., Stuttgart 1827—28.)

Franz von Sickingens Tod
am 7 Mai 1523.

Der große Eindruck, den Sickingen's Fall in Deutschland hervorbrachte, läßt abnehmen, was die Einen von ihm gehofft, die Andern von ihm gefürchtet hatten. Luther rief, als er die Nachricht erhielt: „Der Herr ist gerecht, aber wunderbar; er will seinem Evangelium nicht mit dem Schwerte helfen" — eine wohl zu beachtende Aeußerung, welche zugleich einestheils die Anerkennung von Sickingen's Streben enthält, anderntheils zeigt, wie Luther in dem unglücklichen Ausgange ein Gottesurtheil sah. Von den zu Sickingen's Tode sich Glück wünschenden Papisten aber hörte man sagen: „Nun ist der Afterkaiser todt! Gott gebe, daß auch der Afterpapst ein solches Ende finde!"

Mit Sickingen's Tode zerrannen die Pläne des deutschen Adels. Der mächtige schwäbische Bund brach mit leichter Mühe den Widerstand der fränkischen Ritterschaft. Wie konnte auch der Körper noch etwas ausrichten, da die Seele weg war! — Das deutsche Volk aber verlor in Sickingen seinen Brutus, den Rächer seiner Freiheit. Zwar wurde der Werth des Helden damals von Vielen verkannt; doch eine gerechtere Nachwelt ist gekommen, welche ihm die ihm gebührenden Lorbeern nicht vorenthält. Möge das deutsche Volk auch nie seiner vergessen! Möge es immerdar des hochherzigen Ritters Franz mit Ehrfurcht und Liebe gedenken! Denn nicht der bloße Erfolg der Thaten begründet den ewigen Werth des Mannes, sondern die Reinheit des Willens, welche den Enkeln als ein Saatkorn neuer Thaten bleibt.

Ulrich von Hutten überlebte seinen tapfern Freund nicht lange. Nachdem er die Ebernburg verlassen hatte, war er in die Schweiz gegangen und hatte in Basel eine Zuflucht gesucht. Aber hier war ihm nicht die Theilnahme geworden, die er erwartet hatte. Selbst alte Freunde hatten aus kleinlicher Furcht den edlen Unglücklichen von sich gestoßen. So namentlich Erasmus von Rotterdam. Auf diesen Gelehrten, der dermalen in Basel lebte, hatte Hutten vorzüglich gebaut und von ihm erwartet, daß er ihn aufnehmen und ihm weiter helfen würde. Aber der ängstliche, fast kindisch-feige Erasmus, der sich durch die Aufnahme des armen, landesflüchtigen Ritters in den Augen der Geistlichkeit zu compromittiren fürchtete, ließ ihm sagen, wenn er ihm nicht etwas ganz besonders Wichtiges zu eröffnen habe, so möge er sich den Besuch bei ihm ersparen, weil er nichts Angenehmes davon erwarte.

Erscheint uns schon diese Verletzung der Gastfreiheit tadelswerth, so muß uns die Zweideutigkeit, womit Erasmus den Vorfall an Andere berichtete, noch weit mehr empören. An Melanchthon schrieb er nämlich: „Er habe den Besuch Hutten's nicht nur aus Furcht vor dem Hasse der Päpstlichgesinnten abgelehnt, sondern vorzüglich deshalb, weil dieser dürftige und von allem Nothwendigen entblößte Ritter nur ein Nest gesucht habe, wo er hätte sterben können; auch hätte er, im Fall er ihn aufgenommen, nicht um den prahlerischen Ritter selbst, sondern eine ganze Schaar

angeblicher Freunde des Evangeliums mit beherbergen müſſen." — In einem andern Schreiben aber an einen gewiſſen Laurinus, das bald nachher bekannt wurde, ſuchte er ſich rein zu waſchen über die vernachläſſigte Gaſtfreundſchaft und ſchrieb: „Hutten war wenige Tage hier*); er „beſuchte mich nicht und ich ihn nicht; doch würde ich ihn „nicht abgewieſen haben, wenn er zu mir gekommen wäre; „denn ich liebe ihn noch immer als meinen alten Freund und „als einen glücklichen und aufgeweckten Kopf. Seine übrigen „Angelegenheiten gehen mich nichts an. Aber er konnte „wegen ſeiner Kränklichkeit die geheizten Zimmer nicht verlaſſen, und ich wiederum kann ſie nicht vertragen, und ſo „kamen wir nicht zu einander**)."

Zu der Kränkung, die das elende Benehmen des Erasmus Hutten's Herzen verurſachen mußte, kamen noch die Verfolgungen der erbitterten Geiſtlichkeit, welche in Hutten ihren größten Feind ſah und, ihm jegliche Ruhe mißgönnend, den Rath von Baſel dermaßen gegen ihn aufhetzte, daß der Ritter in der That dieſe Stadt nach einem kurzen Aufenthalte von acht Wochen wieder verlaſſen und weiter ziehen mußte. Er ging nach Mühlhauſen, im Januar

*) Und doch blieb Hutten 8 Wochen in Baſel.

**) Auch dies war nur eine Ausflucht. Denn Hutten zeigte ſich öffentlich auf dem Markte und ging oft an dem Hauſe des Erasmus vorbei.

1523. Hier machte er zuerst seinem Grolle gegen Erasmus Luft, indem er eine heftige Streitschrift, „Expostulation" genannt, gegen denselben herausgab, worin es recht eigentlich darauf abgesehen war, die Charakterlosigkeit des Mannes so an den Pranger zu stellen, daß kein gutes Stück an ihm bleiben sollte, ja, ihn eigentlich moralisch zu vernichten. Erasmus blieb die Antwort nicht schuldig. Er suchte sich in seinem „Schwamme" (Spongia), einem Meisterstücke von Feinheit und Witz, zu vertheidigen, konnte aber trotz aller Sophisterei den Makel, den Hutten's Anklage auf seinen Charakter geworfen, nicht von sich abwischen. Dies fühlte Erasmus nur zu wohl; um so mehr stieg sein Haß gegen Hutten. Er brachte es auch wirklich durch seine Ränke so weit, daß dieser Mühlhausen nach wenigen Monden wieder meiden mußte.

Nun ging der berühmte Verfolgte nach Zürich, wo er an dem Reformator Zwingli einen warmen Freund und Beschützer fand. Doch auch Zwingli vermochte nichts gegen die Nachstellungen des heimtückischen Erasmus und der rachsüchtigen Geistlichkeit. Erasmus schrieb einen eignen Brief an den Züricher Rath, worin er denselben vor Hutten warnte; ein gleiches Schreiben lief von dem Papste ein; und so mußte denn der kranke Hutten auf's Neue seinen Feinden weichen und am Wanderstabe aus Zürich fortziehen. Gebrochenen Herzens begab er sich auf die kleine einsame Insel Ufnau im Züricher See, wo er bei einem armen Pfarrer

Wohnung nahm und seinem äußern und innern Unlück am Ende des Monats August 1523 erlag. Niemand weiß das Grab, in welchem seine irdische Hülle ruht. Etwas weniges Geld, kaum genug, um seine Schulden zu decken, sein treues Schwert und eine Schreibfeder waren sein ganzer Nachlaß *).

So endete einer der größten Deutschen, einer der seltensten Charaktere in der Weltgeschichte. Seine Talente hätten ihm ein Leben voll Genuß und Ueppigkeit und einen Platz neben Fürsten verschaffen können; aber er zog es vor, der Wahrheit zu dienen, und duldete in solchem Dienste bereitwillig all die Noth und das Elend, den Haß und die Verfolgung, die damit verknüpft waren. Sein Dasein war ein fortwährender Kampf gegen Unterdrückung und Tyrannengewalt. Von den Wogen des Geschicks umhergeschleudert, fand der gehetzte Löwe endlich das Ziel seiner unruhvollen Laufbahn auf einem kleinen Eiland, fern vom Vaterlande, an dem seine Seele hing. Dort ruht nun der Demosthenes Deutschlands. Doch sein Wahlspruch: „Ich hab's gewagt!" ist für das deutsche Volk nicht verloren. Und er sei's auch nie!

---

*) Ueber Hutten's Leben vgl. Herder: „Gallerie großer und weiser Männer" (Werke zur Philosophie und Geschichte, Bd. 13), Wagenseil: „Ulrich von Hutten nach seinem Leben ꝛc." (Nürnberg, 1823), und Meiners: „Ueber das Leben und die Verdienste Ulrich's von Hutten" (in den „Lebensbeschreibungen berühmter Männer," Bd. 3, S. 322 ff.).

Hutten und Sickingen waren todt, der Bund des deutschen Adels war zersprengt. Aber war damit die Theilnahme desselben an dem Reformationswerke erstickt? Mit nichten. Diejenigen, welche zu der beseligenden Ueberzeugung gelangt waren, daß das Evangelium höher stehe, als Menschensatzungen, hielten standhaft an Luther's Partei fest und unterstützten ihn nach wie vor. Besonders zeichnete sich hierin der wackere Hartmuth von Kronenberg aus, ein Mann, der, wie Hutten, neben dem Schwerte zugleich die Feder führte. Mit unermüdlichem Eifer bekämpfte er das Papstthum, verkündete die Wahrheiten des Evangeliums und warb der guten Sache immer neue Anhänger. Er schrieb viele schöne Schriften, in denen er seine Wahrheitsliebe und seinen religiösen Sinn auf eine rührende Weise darlegte. Unter Anderm richtete er eine „Christliche Vermahnung an die vier Bettelorden;" dort sagte er zum Schlusse: „Liebe Brüder! Die Lehre, so Doctor Luther gepredigt hat, „ist nicht seine Lehre, sondern sie ist geflossen aus dem Bron„nen, der da heißet Christus Jesus. Welcher Mensch die„ser himmlischen Lehre folget, der folget nicht Doctor Luthern, „sondern Christo. Wir glauben Doctor Luthern nicht wei„ter, denn soviel wir im heiligen Evangelio gegründet fin„den. Die heiligen Väter unterweisen uns, daß wir der„selben Lehre auch nicht weiter glauben sollen, denn soviel „sie im heiligen Evangelio gegründet ist. Wollet also von „euch austreiben oder einen Zaum anlegen den Klosterbrü-

„dern, die ohne allen Grund der heiligen, evangeliſchen „Schriften ſagen, die Lehre Doctor Luther's ſei ketzeriſch und „wider Gott. Sie ſprechen auch, ſolche Lehre ſei aufrühre„riſch unter dem gemeinen Volk. Dieweil aber keiner unter „allen Gelehrten mit einigem rechten Grund des Doctor „Luther's Lehre widerlegt hat, ja auch alle Hoheſchulen, ſo „wider ihn geſchrieben, keinen chriſtlichen Grund gegen ihn „haben vorbringen mögen, ſo muß dadurch die Wahrheit „und Kraft des unzerſtörlichen Wortes Gottes deſto mehr „von uns erkannt werden und in uns wurzeln, je länger je „mehr."

Außerdem hatte Hartmuth ſchon früher ein Schreiben an den Papſt Leo X. erlaſſen. Hier hieß es: „O Leo! Dein „Papſtthum ſteht wahrlich auf einem böſen, faulen Grunde. „Das Haus, ſo darauf gebauet worden, mag vor den Win„den und Platzregen nicht beſtehen." Schließlich bat er ihn, ſeine weltliche Macht dem Kaiſer Karl zu übergeben und ſeine übrige Beredſamkeit und geiſtliche Gewalt gegen die Türken zu wenden. — Ferner richtete der fromme Ritter ein gottſeliges Schreiben an die Einwohner von Kronenberg, ein anderes an den Stadtſchreiber zu Oppenheim, Jakob Kolbe, dann eins an den Kaiſer, worin er Luther's Lehre mit den vortrefflichſten Worten und Gründen empfahl. Auch an das Reichsregiment zu Nürnberg erließ er eine Ermahnung, worin er unter Anderm ſich vermaß: „Er wolle ſich „gern lebendig viertheilen laſſen, wenn er es nur mit ſeinem

Der große Eindruck, den Sickingen's Fall in Deutschland hervorbrachte, läßt abnehmen, was die Einen von ihm gehofft, die Andern von ihm gefürchtet hatten. Luther rief, als er die Nachricht erhielt: „Der Herr ist gerecht, aber wunderbar; er will seinem Evangelium nicht mit dem Schwerte helfen" — eine wohl zu beachtende Aeußerung, welche zugleich einestheils die Anerkennung von Sickingen's Streben enthält, anderntheils zeigt, wie Luther in dem unglücklichen Ausgange ein Gottesurtheil sah. Von den zu Sickingen's Tode sich Glück wünschenden Papisten aber hörte man sagen: „Nun ist der Afterkaiser todt! Gott gebe, daß auch der Afterpapst ein solches Ende finde!"

Mit Sickingen's Tode zerrannen die Pläne des deutschen Adels. Der mächtige schwäbische Bund brach mit leichter Mühe den Widerstand der fränkischen Ritterschaft. Wie konnte auch der Körper noch etwas ausrichten, da die Seele weg war! — Das deutsche Volk aber verlor in Sickingen seinen Brutus, den Rächer seiner Freiheit. Zwar wurde der Werth des Helden damals von Vielen verkannt; doch eine gerechtere Nachwelt ist gekommen, welche ihm die ihm gebührenden Lorbeern nicht vorenthält. Möge das deutsche Volk auch nie seiner vergessen! Möge es immerdar des hochherzigen Ritters Franz mit Ehrfurcht und Liebe gedenken! Denn nicht der bloße Erfolg der Thaten begründet den ewigen Werth des Mannes, sondern die Reinheit des Willens, welche den Enkeln als ein Saatkorn neuer Thaten bleibt.

Ulrich von Hutten überlebte seinen tapfern Freund nicht lange. Nachdem er die Ebernburg verlassen hatte, war er in die Schweiz gegangen und hatte in Basel eine Zuflucht gesucht. Aber hier war ihm nicht die Theilnahme geworden, die er erwartet hatte. Selbst alte Freunde hatten aus kleinlicher Furcht den edlen Unglücklichen von sich gestoßen. So namentlich Erasmus von Rotterdam. Auf diesen Gelehrten, der dermalen in Basel lebte, hatte Hutten vorzüglich gebaut und von ihm erwartet, daß er ihn aufnehmen und ihm weiter helfen würde. Aber der ängstliche, fast kindisch-feige Erasmus, der sich durch die Aufnahme des armen, landesflüchtigen Ritters in den Augen der Geistlichkeit zu compromittiren fürchtete, ließ ihm sagen, wenn er ihm nicht etwas ganz besonders Wichtiges zu eröffnen habe, so möge er sich den Besuch bei ihm ersparen, weil er nichts Angenehmes davon erwarte.

Erscheint uns schon diese Verletzung der Gastfreiheit tadelswerth, so muß uns die Zweideutigkeit, womit Erasmus den Vorfall an Andere berichtete, noch weit mehr empören. An Melanchthon schrieb er nämlich: „Er habe den Besuch Hutten's nicht nur aus Furcht vor dem Hasse der Päpstlichgesinnten abgelehnt, sondern vorzüglich deshalb, weil dieser dürftige und von allem Nothwendigen entblößte Ritter nur ein Nest gesucht habe, wo er hätte sterben können; auch hätte er, im Fall er ihn aufgenommen, nicht um den prahlerischen Ritter selbst, sondern eine ganze Schaar

angeblicher Freunde des Evangeliums mit beherbergen müſſen.“ — In einem andern Schreiben aber an einen gewiſſen Laurinus, das bald nachher bekannt wurde, ſuchte er ſich rein zu waſchen über die vernachläſſigte Gaſtfreundſchaft und ſchrieb: „Hutten war wenige Tage hier*); er „beſuchte mich nicht und ich ihn nicht; doch würde ich ihn „nicht abgewieſen haben, wenn er zu mir gekommen wäre; „denn ich liebe ihn noch immer als meinen alten Freund und „als einen glücklichen und aufgeweckten Kopf. Seine übrigen „Angelegenheiten gehen mich nichts an. Aber er konnte „wegen ſeiner Kränklichkeit die geheizten Zimmer nicht verlaſſen, und ich wiederum kann ſie nicht vertragen, und ſo „kamen wir nicht zu einander**).“

Zu der Kränkung, die das elende Benehmen des Erasmus Hutten's Herzen verurſachen mußte, kamen noch die Verfolgungen der erbitterten Geiſtlichkeit, welche in Hutten ihren größten Feind ſah und, ihm jegliche Ruhe mißgönnend, den Rath von Baſel dermaßen gegen ihn aufhetzte, daß der Ritter in der That dieſe Stadt nach einem kurzen Aufenthalte von acht Wochen wieder verlaſſen und weiter ziehen mußte. Er ging nach Mühlhauſen, im Januar

*) Und doch blieb Hutten 8 Wochen in Baſel.

**) Auch dies war nur eine Ausflucht. Denn Hutten zeigte ſich öffentlich auf dem Markte und ging oft an dem Hauſe des Erasmus vorbei.

1523. Hier machte er zuerst seinem Grolle gegen Erasmus Luft, indem er eine heftige Streitschrift, „Expostulation" genannt, gegen denselben herausgab, worin es recht eigentlich darauf abgesehen war, die Charakterlosigkeit des Mannes so an den Pranger zu stellen, daß kein gutes Stück an ihm bleiben sollte, ja, ihn eigentlich moralisch zu vernichten. Erasmus blieb die Antwort nicht schuldig. Er suchte sich in seinem „Schwamme" (Spongia), einem Meisterstücke von Feinheit und Witz, zu vertheidigen, konnte aber trotz aller Sophisterei den Makel, den Hutten's Anklage auf seinen Charakter geworfen, nicht von sich abwischen. Dies fühlte Erasmus nur zu wohl; um so mehr stieg sein Haß gegen Hutten. Er brachte es auch wirklich durch seine Ränke so weit, daß dieser Mühlhausen nach wenigen Monden wieder meiden mußte.

Nun ging der berühmte Verfolgte nach Zürich, wo er an dem Reformator Zwingli einen warmen Freund und Beschützer fand. Doch auch Zwingli vermochte nichts gegen die Nachstellungen des heimtückischen Erasmus und der rachsüchtigen Geistlichkeit. Erasmus schrieb einen eignen Brief an den Züricher Rath, worin er denselben vor Hutten warnte; ein gleiches Schreiben lief von dem Papste ein; und so mußte denn der kranke Hutten auf's Neue seinen Feinden weichen und am Wanderstabe aus Zürich fortziehen. Gebrochenen Herzens begab er sich auf die kleine einsame Insel Ufnau im Züricher See, wo er bei einem armen Pfarrer

Wohnung nahm und seinem äußern und innern Unlück am Ende des Monats August 1523 erlag. Niemand weiß das Grab, in welchem seine irdische Hülle ruht. Etwas weniges Geld, kaum genug, um seine Schulden zu decken, sein treues Schwert und eine Schreibfeder waren sein ganzer Nachlaß *).

So endete einer der größten Deutschen, einer der seltensten Charaktere in der Weltgeschichte. Seine Talente hätten ihm ein Leben voll Genuß und Ueppigkeit und einen Platz neben Fürsten verschaffen können; aber er zog es vor, der Wahrheit zu dienen, und duldete in solchem Dienste bereitwillig all die Noth und das Elend, den Haß und die Verfolgung, die damit verknüpft waren. Sein Dasein war ein fortwährender Kampf gegen Unterdrückung und Tyrannengewalt. Von den Wogen des Geschicks umhergeschleudert, fand der gehetzte Löwe endlich das Ziel seiner unruhvollen Laufbahn auf einem kleinen Eiland, fern vom Vaterlande, an dem seine Seele hing. Dort ruht nun der Demosthenes Deutschlands. Doch sein Wahlspruch: „Ich hab's gewagt!" ist für das deutsche Volk nicht verloren. Und er sei's auch nie!

*) Ueber Hutten's Leben vgl. Herder: „Gallerie großer und weiser Männer" (Werke zur Philosophie und Geschichte, Bd. 13), Wagenseil: „Ulrich von Hutten nach seinem Leben ꝛc." (Nürnberg, 1823), und Meiners: „Ueber das Leben und die Verdienste Ulrich's von Hutten" (in den „Lebensbeschreibungen berühmter Männer," Bd. 3, S. 322 ff.).

Hutten und Sickingen waren todt, der Bund des deutschen Adels war zersprengt. Aber war damit die Theilnahme desselben an dem Reformationswerke erstickt? Mit nichten. Diejenigen, welche zu der beseligenden Ueberzeugung gelangt waren, daß das Evangelium höher stehe, als Menschensatzungen, hielten standhaft an Luther's Partei fest und unterstützten ihn nach wie vor. Besonders zeichnete sich hierin der wackere Hartmuth von Kronenberg aus, ein Mann, der, wie Hutten, neben dem Schwerte zugleich die Feder führte. Mit unermüdlichem Eifer bekämpfte er das Papstthum, verkündete die Wahrheiten des Evangeliums und warb der guten Sache immer neue Anhänger. Er schrieb viele schöne Schriften, in denen er seine Wahrheitsliebe und seinen religiösen Sinn auf eine rührende Weise darlegte. Unter Anderm richtete er eine „Christliche Vermahnung an die vier Bettelorden;" dort sagte er zum Schlusse: „Liebe Brüder! Die Lehre, so Doctor Luther geprebigt hat, „ist nicht seine Lehre, sondern sie ist geflossen aus dem Bron„nen, der da heißet Christus Jesus. Welcher Mensch die„ser himmlischen Lehre folget, der folget nicht Doctor Luthern, „sondern Christo. Wir glauben Doctor Luthern nicht wei„ter, denn soviel wir im heiligen Evangelio gegründet fin„den. Die heiligen Väter unterweisen uns, daß wir der„selben Lehre auch nicht weiter glauben sollen, denn soviel „sie im heiligen Evangelio gegründet ist. Wollet also von „euch austreiben oder einen Zaum anlegen den Klosterbrü-

„dern, die ohne allen Grund der heiligen, evangeliſchen „Schriften ſagen, die Lehre Doctor Luther's ſei ketzeriſch und „wider Gott. Sie ſprechen auch, ſolche Lehre ſei aufrühre„riſch unter dem gemeinen Volk. Dieweil aber keiner unter „allen Gelehrten mit einigem rechten Grund des Doctor „Luther's Lehre widerlegt hat, ja auch alle Hoheſchulen, ſo „wider ihn geſchrieben, keinen chriſtlichen Grund gegen ihn „haben vorbringen mögen, ſo muß dadurch die Wahrheit „und Kraft des unzerſtörlichen Wortes Gottes deſto mehr „von uns erkannt werden und in uns wurzeln, je länger je „mehr.“

Außerdem hatte Hartmuth ſchon früher ein Schreiben an den Papſt Leo X. erlaſſen. Hier hieß es: „O Leo! Dein „Papſtthum ſteht wahrlich auf einem böſen, faulen Grunde. „Das Haus, ſo darauf gebauet worden, mag vor den Win„den und Platzregen nicht beſtehen.“ Schließlich bat er ihn, ſeine weltliche Macht dem Kaiſer Karl zu übergeben und ſeine übrige Beredſamkeit und geiſtliche Gewalt gegen die Türken zu wenden. — Ferner richtete der fromme Ritter ein gottſeliges Schreiben an die Einwohner von Kronenberg, ein anderes an den Stadtſchreiber zu Oppenheim, Jakob Kolbe, dann eins an den Kaiſer, worin er Luther's Lehre mit den vortrefflichſten Worten und Gründen empfahl. Auch an das Reichsregiment zu Nürnberg erließ er eine Ermahnung, worin er unter Anderm ſich vermaß: „Er wolle ſich „gern lebendig viertheilen laſſen, wenn er es nur mit ſeinem

„Tode dahin bringen könnte, daß Deutschland die evange-
„lische Lehre annähme."

Um solchen ausdauernden Muth zu belohnen und den wackern Kämpfer nicht ohne die gebührende Anerkennung zu lassen, richtete Luther an ihn ein herrliches Missive, welches neben einem ächt christlichen Geiste einen so reinen Patriotismus athmete, daß Marheinecke*) bewundernd davon rühmt: „Hätte Luther nichts geschrieben oder wäre von allen „seinen Schriften uns nichts, als dieses Schreiben, übrig „geblieben, wahrlich, dasselbe allein müßte ihn allen deut-„schen Herzen unvergeßlich machen." Zwar wurde Luther wegen dieses Missive von seinen Feinden und vornehmlich von dem Herzoge Georg hart angegriffen, aber er achtete solcher Anfeindungen, die er nun schon gewohnt war, nicht sonderlich, sondern antwortete den Schmähern, wie sich's gebührte. Wie konnten ihn auch die Lästerungen seiner Gegner irre machen! Wußte er ja doch, daß, wie er eine Masse der giftigsten Feinde hatte, so auch eine Menge der treuesten Freunde ihm zur Seite stand!

*) S. dessen „Gesch. der deutsch. Ref." I., 367.

Zweites Capitel.

Fortschritte und Hindernisse des Reformationswerks.

1522—1526.

Nicht leichten Kampfes siegt der Glaube,
Solch Gut will schwer errungen sein;
Freiwillig tränkt uns keine Traube,
Die Kelter nur erpreßt den Wein;
Und will ein Engel himmelwärts,
Erst bricht im Tod ein Menschenherz.

Körner.

Kampf ist Leben, Stillstand dagegen Tod. Hätten Luther's Feinde dies bedacht, sie würden die Lehre des Evangeliums weniger heftig verfolgt haben. So aber sorgten sie in ihrem blinden Eifer durch unablässige Angriffe dafür, daß Luther's Geistesschwert nie einrostete, und leisteten dadurch dem Reformator einen unschätzbaren Dienst.

Zu den mächtigen Gegnern, die der große Mann schon hatte, gesellte sich jetzt ein neuer, König Heinrich VIII. von England. Dieser begnügte sich nicht, Luther's An-

hänger in seinem Lande mit Feuer und Schwert zu verfolgen, sondern wollte auch Luthern selbst durch Schrift von seinem Irrthume überzeugen und ihn in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückführen. Der Weg, den er dabei einschlug, konnte freilich nicht alberner gewählt sein. Er schrieb nämlich eine Abhandlung gegen Luthern, worin er mit diesem sprach, wie ein König mit seinem Unterthanen, d. h. nach damaligen Begriffen, mit seinem Hunde. Er erlaubte sich die gemeinsten Schimpf- und Schmähreden und nannte den Reformator einen Gotteslästerer, ein Glied des Satans, einen gräulichen, hölliſchen Wolf, und was dergleichen Ehrentitel mehr waren. Im Uebrigen hatte die Abhandlung den Zweck, die sieben Sakramente der römischen Kirche zu vertheidigen. Für so lobenswerthen Eifer ertheilte ihm der dankbare Papst die goldne Rose und den Ehrennamen: Beschützer des Glaubens (Defensor Fidei). Leider wog diese schmeichelhafte Benennung die Schande nicht auf, mit der ihn Luther bald darauf überschüttete. Denn dieser ließ sich auch von einem Könige den Mund nicht stopfen und mochte denken, eben einem Gegner gegenüber, der auf seinen Rang poche, dürfe man um so weniger schonend verfahren. Er schrieb seine Antwort deutsch und lateinisch und zog darin so derb und kräftig gegen die königliche Schriftstellerei her, daß alle Welt über die Kühnheit des Mannes erstaunte. „Immer zu, lieber Junker!“ — sagte er — „schreibe, was dich gelüstet! Aber du sollst auch

„wieder hören, was dich nicht gelüstet. Ich will dir den „Lügenkitzel wohl vertreiben.“ Er behandelte den König gar nicht als König, sondern nur als ganz gemeinen Gegner, nannte ihn durchweg „König Heinz von Gottes Ungnaden,“ warf ihm die Schandthaten seiner Regierung vor, spottete über seinen lächerlichen Ehrgeiz, nach Schriftstellerruhm zu streben, da er doch zu ungeschickt dazu sei und nur das schreiben könne, was ihm seine Pfaffen dictirten, und schloß endlich mit der Bemerkung, er habe jetzt zu wichtige Geschäfte, als daß er noch länger „in König Heinzens Dreck mähren“ könne.

Die Heftigkeit dieser Gegenschrift machte selbst Luther's Freunde besorgt. Seinen Feinden aber gab sie eine neue Gelegenheit an die Hand, ihn zu verdächtigen, wie denn auch Herzog Georg nicht unterließ, beim Reichsregimente darüber Klage zu führen und mit Englands Rache zu drohen. Aber er wurde mit höflichen Worten abgewiesen. Was König Heinrich selbst betrifft, so fühlte sich seine Eitelkeit durch die ihr gewordene Demüthigung empfindlich verletzt. Er schrieb deshalb an den Kurfürsten von Sachsen und dessen Bruder Johann und beschwerte sich bitter über Luthern. Die beiden Fürsten antworteten zwar freundlich, lehnten es aber entschieden ab, sich in den Streit zu mischen. So blieb die Sache auf sich beruhen.

Einige Jahre später (1525) änderten sich die Verhältnisse. König Heinrich gerieth in Mißhelligkeiten mit dem

Papste und schien mit Reformationsgedanken umzugehen. Sein Beitritt wäre für die Sache der deutschen Reformation natürlich von großem Nutzen gewesen, und König Christiern von Dänemark rieth darum Luthern, sich mit seinem alten Gegner auszusöhnen. Luther, dessen aufrichtiges Gemüth nicht nachtrug und Vergangenes leicht vergaß, ließ sich auch wirklich bereden und schrieb einen milden Versöhnungsbrief nach England. Allein dieser Brief verfehlte seine Wirkung ganz und gar. Der unedle Heinrich frohlockte, daß sich sein gehaßter Gegner ihm so demuthsvoll näherte, ließ flugs von seinen Pfaffen eine böswillige Schrift schmieden, dieser den Brief Luther's beidrucken und das Machwerk unter dem Titel eines heimlichen Widerrufs vom Luther verbreiten.

Da wallte aber der Zorn des Reformators auf. Er griff ohne Säumen zur Feder und verfaßte eine „Antwort auf des Königs von Engelland, Heinrich's VIII., Lästerschrift." Hier ging es dem Könige wo möglich noch schlechter, als bei dem vorigen Streite. Einige Proben mögen Zeugniß geben von dem Geiste, in dem die „Antwort" geschrieben war. „Ich hätte meine Lehre wider„rufen?" — donnerte Luther — „dazu sage ich Nein, Nein, „Nein, so lange ich eine Ader regen kann, es verdrieße König, „Kaiser, Fürsten, Teufel, und wen es will. So wahr Gott „lebt, welcher König oder Fürst meint, daß der Luther sich „vor ihm demüthige, als habe er Unrecht gelehrt und suche

„Gnade, der betreugt ſich ſelbſt weidlich und machet ſich „ſelbſt einen goldenen Traum, da er eitel Dreck finden wird, „ſobald er aufwacht. In Bezug auf die Lehre iſt mir Nie„mand zu groß; ich halte ihn für eine Waſſerblaſe und noch „geringer. So iſt's und anders wird's nicht." Den Schluß machten folgende beherzte Worte: „Wohlan, allzuſammen, „wie ihr zuſammen ſeid und zuſammen gehöret, Teufel, „Papiſten und Schwärmer auf einen Haufen, nur friſch an „den Luther! Ihr Papiſten von vornen her, ihr Schwärmer „von hinten zu, ihr Teufel von allen Enden dran! Hetzt, „jagt, treibet getroſt! Ihr habt das rechte Wild vor euch. „Wenn der Luther liegt, ſo ſeid ihr geneſen und habt ge„wonnen. Ich ſehe doch wohl, daß bei euch Alles verlo„ren iſt. Es hilft kein Schelten, kein Vermahnen, kein „Lehren, kein Dräuen, kein Verheißen, kein Bitten, kein „Flehen, keine Geduld, keine Demuth, kein Heucheln, kein „Locken. Wie ich's verſuche, wende und kehre, ſo gilt's „nicht. Wohlan, ſo gelte der Trotz in Gottes Namen! „Wen es gereut hat, der laſſe ab! Wer ſich fürchtet, der „fliehe! Mein Rückhalter iſt mir ſtark und gewiß genug, „das weiß ich. Ob mir gleich die ganze Welt anhinge und „wieder abfiele, das iſt mir eben gleich, und ich denke: iſt „ſie mir doch zuvor auch nicht angehangen, da ich allein „war. Wer nicht will, der laſſe es! Wer nicht bleibt, der „fahre immer hin! Wer hält hie den Andern? ſprach Roſt „am Halseiſen. Ich kann deſto fröhlicher leben und ſterben,

„weil ich mit ſolchem Gewiſſen lebe und ſterbe, daß ich ja „mit allem Fleiße habe der Welt zu ihrem Beſten gedient „und die heilige Schrift und Gottes Wort alſo an den Tag „gebracht, als in tauſend Jahren nicht geweſen iſt. Ich „habe das Meine gethan. Euer Blut ſei auf eurem eig„nem Kopf und nicht in meinen Händen!“

König Heinrich mochte nun genug haben; denn er betrat die Bühne der Oeffentlichkeit nicht wieder. Viele meinten damals, Luther habe ihm zu hart mitgeſpielt, und noch jetzt giebt es Leute, welche dieſer Anſicht ſind. Aber wir können dieſelbe durchaus nicht theilen. Milde wäre hier ganz am unrechten Platze geweſen. Wer hieß den König den edeln Purpurmantel mit einem ſtaubigen Schulmantel vertauſchen und einen ihm fremden Mann mit unköniglichen Worten, mit Schimpf- und Läſterreden anfallen, zumal da er ein Laie und nicht berufen war, theologiſche Fragen über die Sacramente durchzufechten? Wußte er ja doch, mit wem er es zu thun hatte, welche Heftigkeit Luther beſaß und wie demſelben Zaghaftigkeit und Menſchenfurcht allezeit fremd geblieben waren! In der That, wir würden an Luthern irre geworden ſein, wenn er ſeinen königlichen Gegner, eben weil er König war, glimpflicher behandelt hätte, als ſeine übrigen Widerſacher. Vor dem Richterſtuhle der Wahrheit gilt kein Anſehen der Perſon; Fürſt und Bettler ſind hier einander gleich. Wer die Richtigkeit dieſes Satzes anerkennt (und nur ein Fürſtenknecht könnte ſie

in Abrede ſtellen wollen), der wird auch Luther's Verfahren gegen König Heinrich nicht nur erklärlich, ſondern ſogar löblich und ſowohl ſeinem Charakter, als ſeiner Stellung angemeſſen finden.

Einen gefährlicheren Gegner, als den unwiſſenden Brittenkönig, hatte Luther während dieſer Zeit an dem gelehrten Erasmus von Rotterdam*) erhalten, von deſſen Streite mit Hutten wir in dem vorigen Capitel berichtet haben. Schon in der dort erwähnten Schrift gegen Letzteren, dem „Schwamme," hatte Erasmus keine Gelegenheit geſpart, die Welt zu verſichern, daß er es nicht mit Luthern und ſeiner Partei halte. Bald darauf kam nun die Zeit, wo er

*) Deſiderius Erasmus war zu Rotterdam am 28. Oktober 1467 geboren. Anfangs für den geiſtlichen Stand beſtimmt, widmete er ſich ſpäter den humaniſtiſchen Studien, machte große Reiſen, erwarb ſich einen europäiſchen Ruf und ſtarb zu Baſel am 12. Juli 1536. Er beſaß einen ſcharfen, durchdringenden Geiſt, eine ausgezeichnete Gelehrſamkeit, vielen und feinen Witz und einen gebildeten Geſchmack; auf der andern Seite aber war er ohne Gefühl, ohne Grundſätze und ohne Muth. Wenn Grynäus von ihm ſagt, er habe dem Papſtthume mehr mit Scherz und Schimpf geſchadet, als Luther mit all ſeinem Ernſte, ſo iſt dies eine eben ſo in die Luft geſtellte Behauptung, als die lächerliche Aeußerung Heine's (Geſchichte der deutſch. Litteratur, Bd. 1), daß die ſinnliche Richtung der Malerkunſt eine reformatoriſche geweſen ſei und das kecke Fleiſch eines Tizian eben ſo viel Wirkung gethan habe, als die Theſen Luther's.

offen gegen den Reformator selbst in den Kampf treten sollte. Die Streitigkeit desselben mit Heinrich VIII. gab dazu Veranlassung. Nachdem der König wohl gesehen hatte, daß er vor Luthern nicht aufkommen könnte, hatte er den gefeierten Erasmus für seine Sache zu gewinnen gewußt, welcher, ohnedies durch die Streitschriften gereizt und durch die Päpstlichgesinnten mehrfach aufgefordert, endlich zur Feder griff, um gegen Luthern zu schreiben. Er wählte sich aber klüglich einen Gegenstand, wobei er auch in den Augen der Aufgeklärten und Hochgebildeten sich nichts vergab, ja, wo er im Gegentheil Gelegenheit hatte, der dumpfen Mönchstheologie Luther's gegenüber, wie sie ihm erscheinen mochte, eine freisinnige und mit der Kirche übereinstimmende Denkweise zu entwickeln.

Luther dachte nämlich in Beziehung auf die Lehre von der Gnade und dem freien Willen streng augustinisch. Er behauptete mit dem Stifter seines Ordens, dem von ihm hoch gehaltenen Augustinus, daß der Mensch aller natürlichen Anlagen ermangele, sich zur eigentlichen Tugend zu erheben, und daß alles Gute, was er thue, nur als eine Wirkung der göttlichen Gnade, des göttlichen Beistandes anzusehen sei. Dies mußte dem Erasmus bei seiner Art zu philosophiren als eine ungereimte und gefährliche Ansicht erscheinen, und hier glaubte er den schwachen Fleck in dem Lutherthume gefunden zu haben, wo er ihm am besten den Todesstoß beibringen könnte. Er schrieb also im Jahre

1524 seine Abhandlung „vom freien Willen," worin er mit der ihm eignen Wohlredenheit des Ausdrucks und Klarheit der Vorstellungen zeigte, daß Luther's Ansicht nicht allein den Aussprüchen der heiligen Schrift, sondern auch der menschlichen Vernunft widerspreche und daß man höchst verderbliche Folgerungen daraus ziehen könne.

Luthern berührte der Wespenstich des Erasmus sehr schmerzlich. Erasmus war früher sein Freund gewesen und hatte sich sogar einmal gegen den Kurfürsten von Sachsen höchst günstig über ihn ausgesprochen *). Darauf hatte Luther die Hoffnung gebaut, daß es ihm endlich wohl gelingen werde, den verdienstvollen Gelehrten ganz auf die Seite der Reformationsfreunde zu ziehen. Diese Erwartung war indeß an der völligen Lauheit des Erasmus in Bezug auf religiöse Dinge gescheitert. Nun mußte ihn Luther gar im feindlichen Lager sehen. Dies erfüllte ihn mit Unmuth und Bitterkeit. Er setzte der Schrift des Erasmus eine Abhandlung „vom unfreien Willen" entgegen. Diese rief einen weitern Schriftenwechsel hervor, und das Ende vom Liede war, daß die frühern Freunde die erbittertsten Feinde wurden und Jeder hartnäckig bei seiner Meinung blieb. Schaden brachte dieser gelehrte Streit übrigens nicht; denn er wurde von den Meisten gar nicht verstanden.

*) S. Bd. I. S. 418.

Erfreulich sind die Fortschritte, die unterdessen allenthalben die Reformation machte. Nicht nur in Sachsen, sondern auch in dem übrigen Deutschland, vornehmlich aber in den freien Reichsstädten erglänzte immer heller das reine Licht des Evangeliums. Ueberall traten Männer auf, die in Luther's Geiste predigten. Der Herolde Mund ward aufgethan. Mehrere Fürsten, die Luther's hohen Sinn auf dem Reichstage zu Worms bewundert hatten, neigten sich der neuen Lehre zu. Adelige und Ritter boten den weltlichen Arm zu ihrem Schutze dar; gebildete Laien und Staatsmänner schlossen sich enger an die evangelischen Prediger an und vertraten ihre Sache beim Volke, und auch dieses sehnte sich immer mehr nach dem neuen Lichte.

In Sachsen, der Wiege der Reformation, wucherte ohnstreitig der ausgestreute Saame am üppigsten. Hier fand das Evangelium die meisten Verkünder. Friedrich Myconius predigte zu Zwickau und andern sächsischen Städten, Wolfgang Stein zu Weimar, Eobanus Hessus, Joachim Camerarius, Euricius Cordus und Johann Lange zu Erfurt. In Annaberg, einer Stadt Herzog Georg's, zeigte sich ein solcher Eifer, daß, als der Herzog die neue Lehre nicht dulden wollte, man nach Buchholz im Kursächsischen wanderte, um dort die Vorträge eines Wenzel Link und Gabriel Didymus anzuhören. Daß in Torgau und Altenburg, den Residenzen des Kurfürsten, Alles nach evangelischem Schnitte ging, versteht sich von selbst.

Auch in Freiberg, wo Herzog Heinrich, der Bruder des fanatiſchen Herzogs Georg, reſidirte, regte ſich der neue Geiſt. Der Herzog ſelbſt und ſeine Gemahlin Katharina, eine Prinzeſſin von Mecklenburg, waren evangeliſch geſinnt; aber der kaiſerlichen Acht wegen durften ſie ſich's noch nicht merken laſſen.

Von Sachſen aus ſehen wir nach allen vier Himmelsgegenden das Wort der Wahrheit ſich weiter verbreiten oder vielmehr rings umher die Geiſter in dem einen Bekenntniß ſich begegnen. Junge Geiſtliche, welche zu Wittenberg des beſſern Unterrichts in der Lehre genoſſen oder aus Luther's und Melanchthon's Schriften ſich ſelbſt unterrichtet hatten, gingen als Apoſtel in alle deutſche Lande und weckten das ſchlummernde Verlangen nach einer Verbeſſerung in Sachen des Glaubens.

Im Elſaß und in Schwaben gewann das Lutherthum binnen kurzer Zeit eine unglaubliche Menge Anhänger. In Straßburg predigte Matthias Zell, der bald darauf an Pollio, Cellius, Caſpar Hedio, Wolfgang Capito und Martin Bucer würdige Gehülfen fand, während im weltlichen Regimente Männer, wie Jakob Sturm, Martin Herlin und der rechtskundige Nikolaus Gerbel, dem Beſſeren aufhalfen. In Schlettſtadt, wo ſchon längere Zeit beſſere Schulen blühten, verbreiteten Wimpheling und Beatus Rhenanus mit großem Erfolge das Licht des Evangeliums. Zu Hall in Schwaben lehrte Johann Brenz, zu Eßlingen Michael

Stiefel. Johann Kröner und Johann Lachmann wirkten in Heilbronn, Johann Eberlin von Günzburg in Ulm, Hans Jacob in Leipheim. Biſchofsheim, Weißenburg, Guttenberg und andre Städte hatten ebenfalls ihre Führer.

Im mittlern Deutſchland daſſelbe Streben. In Frankfurt am Main verkündete ſchon ſeit dem Reichstage von Worms Hartmann Ibach, Pfarrer an der dortigen Katharinenkirche, die lutheriſchen Grundſätze. Darüber erboste ſich die Frankfurter Kleriſei dermaßen, daß ſie ihn beim erzbiſchöflichen Vicar zu Mainz verklagte. Dieſer verlangte denn auch vom Rathe, daß er ihm den Ketzer ausliefern ſolle; doch der Rath willigte nicht in ſolches Begehren. Auch nahm ſich der uns ſchon bekannte Ritter Hartmuth von Kronenberg Ibach's an, indem er Drohbriefe an die Thore von Frankfurt ſchlug und dadurch einerſeits die Einwohner ermuthigte, andrerſeits die Pfaffen ſchreckte. Im Frankenlande zeichnete ſich vor allen andern Städten Nürnberg aus. Ihm gebührt der Ruhm, zuerſt die evangeliſche Lehre angenommen und ſich öffentlich zu derſelben bekannt zu haben. Schon vor Luther's Erſcheinen war hier das päpſtliche Anſehen ſehr geſunken. Als nun vollends der feurige Andreas Oſiander, der biedere Lazarus Spengler, der gelehrte Scheurl, der beredte Willibald Pirkheimer, der geniale Albrecht Dürer und der populäre Hans Sachs auftraten und die Sache der Freiheit auf der Kanzel, im Rathe

und vor der Bürgerschaft verfochten, da war der Sieg des Evangeliums gesichert. Während des Reichstags ließ man sich durch die Anwesenheit so vieler hoher geistlicher Personen nicht abhalten, das Evangelium frei und öffentlich zu bekennen. Ueber dreitausend Menschen nahmen am Osterfeste das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Von Nürnberg aus fiel ein Funken nach Nördlingen. Der dasige Bürgermeister Anton Werther und der Stadtschultheiß Georg Meyer waren auf dem Reichstage zu Nürnberg gewesen und hatten dort das Wesen der neuen Lehre kennen gelernt. Ganz begeistert davon, kehrten sie nach Hause zurück und setzten durch ihre Erzählungen den Rath so in Feuer, daß derselbe sofort dem Pfarrer Theobald Billicanus den Befehl ertheilte, die Reformation der Lehre und des öffentlichen Gottesdienstes in der Pfarrkirche vorzunehmen, was denn auch geschah, worauf die ganze Stadt einmüthig das Lutherthum annahm.

In Augsburg wurden die Ideen der Reformation durch Johann Frosch *) (Iohannes Rana) vertreten. In Worms hatte sich, seit Luther so kühn auf dem dasigen Reichstage gesprochen, eine eigne lutherische Gemeinde zusammengethan, welche, weil man ihr keine Niederlassung gestattete, bald hie, bald dort ihre Versammlung hielt, selbst manchmal auf dem freien Felde, wozu eine eigene be-

*) S. Bd. I. Cap. 14.

wegliche Kanzel verfertigt wurde. Aehnliches fand in Goslar statt. Als dem dortigen Prediger die Kirchen verschlossen wurden, sammelte sich die freie Gemeinde unter einer Linde auf dem Jacobikirchhofe.

Zu Hof in Baiern legte Caspar Löhner den Grund zur Reformation. In Zweibrücken ordneten Schwebel und Sturm die Kirchenverbesserung an. In Bamberg hatte Luther's Lehre so großen Beifall gefunden, daß der Papst Adrian ein eignes Breve an den Rath abgehen ließ, um ihn von dieser vermeinten Ketzerei abzumahnen. — Im Westen Deutschlands, in den Bergischen Landen, regte sich gleichfalls die Sehnsucht nach dem Besseren. Die Augustinermönche von Lippstadt im Cleviſch-Märkischen sendeten Schüler nach Wittenberg. Adolph Klarenbach predigte in Münster, nachmals in Wesel. — Eben so gewann die Reformation in Osten, namentlich im Herzogthume Liegnitz, einen guten Fortgang. Hier lehrte in der Stadt Goldberg der Domherr Johann Krautwald. Doch auch im platten Lande, hinab nach der Nord- und Ostsee, nach Pommern, Preußen und Friesland, verbreitete sich das Licht der neuen Lehre. In Pommern hatte Johann Bugenhagen *) den Samen gestreut. Nachdem er durch den Bischof Erasmus von Manteufel vertrieben worden war und sich nach Wittenberg begeben hatte, wurde sein

*) S. Bd. II. Cap. 1.

Werk durch Knophen und Kettelhut fortgesetzt. In Stralsund that das Volk die Bilder aus der Kirche und vertrieb die Mönche. In einigen Klöstern schafften die Mönche selbst den abergläubischen Gottesdienst ab. In Bremen wurde die Messe und jeglicher papistischer Unrath in allen Kirchen auf einmal abgethan. Desgleichen that man in Hamburg, Mecklenburg, Rostock und Wismar. In Hamburg wirkte als Verkünder der neuen Lehre Stephan Kempe, in Rostock Johann Slüter. — In der Niederlausitz predigte Johann Brismann das Evangelium mit vielem Segen. In Halberstadt, Braunschweig, Celle, Gotha und Zerbst regte sich der Geist der Reformation auf den Kanzeln, in den Klöstern, unter dem Volke. In Magdeburg vereinigten sich am 23. Juni 1524 die Bürger mit sieben Predigern und übergaben dem Rathe ein Schreiben, worin sie die reine Lehre des Evangeliums, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, die Einstellung der Messe und die Erlaubniß zur Priesterehe verlangten. Der Rath schickte das Schreiben durch den Bürgermeister Sturm und einen Rathsherrn an den Kurfürsten von Sachsen. Dieser bewilligte ohne Weiteres das Gesuch der Magdeburger Bürger, worauf denn fast an einem Tage die ganze Stadt der evangelischen Lehre zufiel.

In den Städten und Provinzen, wo die Reformation schon vorher eingeführt worden war, nahm das Wachsthum derselben immer mehr zu, und man konnte die Hand Gottes

unmöglich dabei verkennen. Luther ſchrieb davon ſelbſt einmal an Spalatin und ſchloß mit den Worten: „Alſo werden doch endlich die thörichten Fürſten und Biſchöfe ſehen „und erkennen müſſen, daß die Sache nicht durch Luthern, „einen nichtigen und elenden Menſchen, ſondern durch Chriſtum ſelbſt, der allmächtig iſt, getrieben werde.“

Auch die höhern Klaſſen der Geſellſchaft neigten ſich immer mehr der Lehre Luther's zu. Von der Theilnahme des rheiniſchen Adels haben wir bereits geſprochen. In Sachſen waren es vorzüglich die Einſiedel, die Watzdorfe, die Hirſchfelde, die Planitze, die ſich durch Begeiſterung für die Sache der Reformation auszeichneten. In Franken müſſen wir außer dem trefflichen Hartmuth von Kronenberg und dem wackern Sylveſter von Schaumburg noch einen Marx Löſch von Molnheim, einen Georg von Stockheim, einen Georg von Wertheim und einen Emmerich von Reifenſtein als Freunde der guten Sache nennen. Graf Jodocus zu Hoyn an der Weſer nahm nicht nur die Lehre des Evangeliums ſelbſt an, ſondern führte ſie auch in ſeiner ganzen Grafſchaft ein.

Selbſt viele Fürſten fühlten ſich jetzt von der Einfachheit und Wahrheit der Anſichten Luther's ergriffen. Manche ſuchten ihn ſogar perſönlich auf und erholten ſich Raths bei ihm. So der Hochmeiſter des deutſchen Ordens, Markgraf Albrecht von Brandenburg. Derſelbe war mit auf dem Reichstage zu Nürnberg geweſen, hatte dort die

Predigten Osianders gehört und großen Gefallen daran gefunden. Auf der Rückreise nach seinen Staaten machte er Luthern in Wittenberg einen Besuch und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Wie es dabei hergegangen, berichtet Luther selbst in einem Briefe an Brismann, worin es unter Anderm heißt: „Als ich zuerst mit dem Großdeutschmeister, Fürsten Albrecht, im Gespräche gewesen, und er mich wegen seiner Ordensregel um Rath gefraget, habe ich ihm gesagt, er solle die närrische und verkehrte Regel fahren lassen, heirathen und Preußen in die weltliche Form eines Fürsten- oder Herzogthums gießen. Eben der Meinung ist nach mir auch Philippus gewesen. Da hat er gelächelt, aber nichts geantwortet." Kurze Zeit darauf, im Jahre 1525, führte der Markgraf Luther's Rath aus, verwandelte das Ordensgebiet in ein weltliches Herzogthum und führte daselbst die evangelische Lehre ein. Zu dieser heilsamen Veränderung hatte der biedere Bischof von Samland, Georg von Polenz, sehr viel beigetragen. Derselbe war von dem thätigen Apostel des Lutherthums, Johann Brismann, in den Grundsätzen der neuen Lehre unterrichtet worden und hatte schon am 28. Januar 1524 ein Edict publicirt, worin die Verrichtung der Taufhandlung in deutscher Sprache angeordnet und das Lesen von Luther's Schriften, vornehmlich von dessen Bibelübersetzung, dringend empfohlen ward. Vergeblich hatte der Bischof Moritz von Ermeland dawider gestritten, vergeblich sogar in einer Bulle dagegen

getobt. Luther hatte noch ſeinen Spott mit dem Eiferer und gab ſeine Bulle nebſt dem Edicte des Biſchofs von Samland, mit Randgloſſen verſehen, in Druck, unter dem Titel: „Zwei biſchöfliche Bullen, eines gottſeligen und eines päpſtlichen Biſchofs.“

Ein andrer Biſchof, der von Breslau, Johann Turzo, zeigte ſich ebenfalls dem Evangelium ſehr geneigt. Gleich von Anfang, da Luther auf den Plan getreten war, hatte er die Anſichten deſſelben gebilligt. Luther und Melanchthon ſchickten ihm auch im Jahre 1520, als er ſehr krank lag, Troſtbriefe zu; allein er ſtarb, noch ehe er dieſelben geleſen. Sein Nachfolger, Jakob von Salza, trat in ſeine Fußtapfen. Er genehmigte die Anſtellung Johann Heſſe's, eines lutheriſchen Predigers, an dem Pfarramt zu St. Maria Magdalena in Breslau. Dieſer Heſſe disputirte im folgenden Jahre acht Tage lang gegen die Meſſe und die Eheloſigkeit der Prieſter, und ſeine Diſputation war nicht ohne geſegneten Nutzen. Luther und Melanchthon ſtanden ſowohl mit ihm, als dem Biſchofe in Briefwechſel.

Unter den weltlichen Fürſten, welche die Lehre Luther's begünſtigten und der Reformation in ihren Ländern Vorſchub leiſteten, ſind außer dem Kurfürſten Friedrich dem Weiſen und dem Herzoge Johann von Sachſen rühmend zu erwähnen: der Landgraf Philipp von Heſſen, der Kurfürſt Ludwig von der Pfalz, der Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken, der Markgraf Georg von Ansbach und

Baireuth, der Herzog Heinrich von Mecklenburg, der Herzog Karl von Münsterberg in Schlesien und der Fürst Wolfgang von Anhalt. Diesen gesellte sich auch der Herzog Bogislav von Pommern bei. Bogislav hatte einen einzigen Sohn, der in Wittenberg studirte; es war dies der bekannte Herzog Barnim, dessen wir im ersten Bande*) mehrmals zu erwähnen Gelegenheit hatten. Als nun einmal der Vater den Sohn in Wittenberg besuchte, hörte er zufällig Luthern predigen. Ergriffen von der Rede des Reformators, ließ er denselben nach geendigter Predigt zu sich kommen und drückte ihm den Wunsch aus, einmal bei ihm zu beichten. Luther erwiederte, er besorge, daß, weil der Herzog ein großer Fürst sei, er auch ein großer Sünder sein dürfte. Der Herzog gestand Solches mit einer Betheurung zu. Die Fürsprache seines Sohnes, der Luthern sehr liebte, bewirkte hierauf, daß er den ihm von Luther vorgeschlagenen Lehrer des göttlichen Worts, Paulus Rhodius, mit sich in seine Hauptstadt Stettin nahm, wo derselbe das Evangelium mit großem Segen ausbreitete.

In Liefland, namentlich in Riga, verkündete der unermüdliche Johann Brismann die neue Lehre, und nach Schweden förderte die freie Reichsstadt Lübeck zuerst die Kunde der auferstehenden christlichen Freiheit. Zwei Brüder, Olaf und Lorenz Peterson, pflanzten hier fort, was sie in

*) S. Bd. I. S. 383 u. Cap. 20.

Wittenberg aufgefaßt hatten. Schweden, Dänemark und Norwegen waren damals unter der Herrschaft Christiern's II. zu einem Reiche vereinigt. Christiern hatte schon früher die Verheirathung der Priester gestattet und Karlstadten nach Kopenhagen kommen lassen, um die behufs der Einführung der Reformation nöthigen neuen Einrichtungen zu treffen. Karlstadt that auch, was er konnte, stieß aber auf vielen Widerstand. Darüber wurde er ungeduldig und reiste wieder ab, ließ jedoch einen Schüler Luther's, Martin Reinhard aus Würzburg, der mit ihm nach Kopenhagen gekommen, daselbst zurück. Christiern gab demselben eine theologische Professur an der Kopenhagener Universität, und er wirkte auch an diesem Platze nach Kräften. Unterdessen brach eine Revolution aus. Christiern wurde wegen seiner Tyrannei des Thrones entsetzt und aus dem Lande verwiesen. Jedes Reich erhielt nun wieder seinen eignen König; in Schweden kam Gustav Wasa, in Dänemark und Norwegen der Herzog Friedrich von Holstein zur Regierung. Diese beiden Könige wurden bald mit einander einig, die katholische Religion in ihren Landen abzuschaffen und die lutherische dafür einzuführen. Gustav Wasa ward hierin von seinem Kanzler, Lorenz Anderson, so trefflich unterstützt, daß sein Volk schon 1526 die Bibel in der Landessprache lesen konnte. Der Reichstag zu Westerås vollendete, was noch zu thun war. In Dänemark war es die Stadt Wiburg und in Norwegen die Stadt Ber-

gen, welche ihre Kirchen zuerst den lutherischen Predigern öffnete.

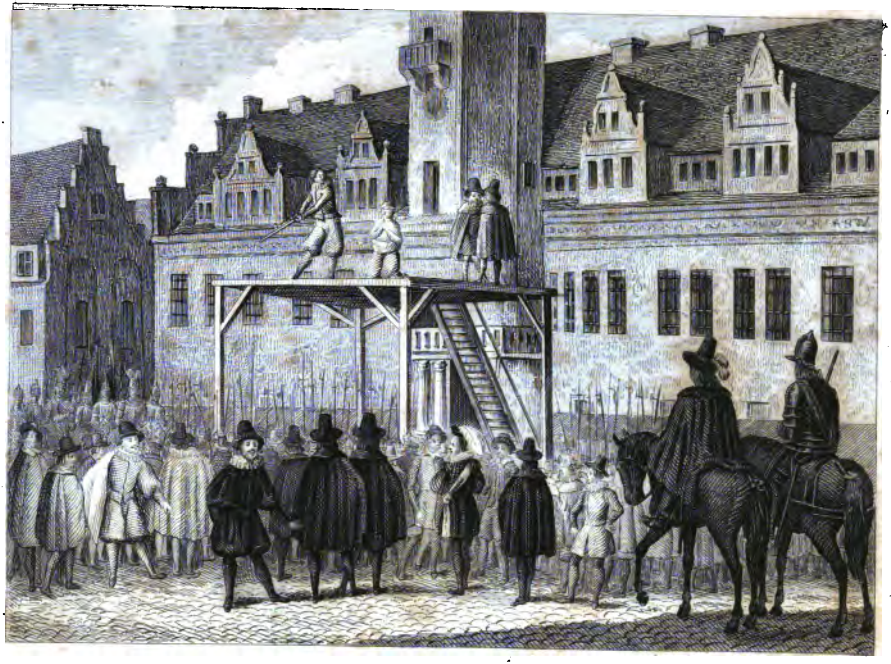
Der abgesetzte König Christiern II. begab sich, nachdem er sein Land verlassen, zu Friedrich dem Weisen, seinem Vetter, nach Schweinitz in Kursachsen, wo sich Friedrich eben aufhielt. Hier wurde Christiern mit Luthern bekannt, hörte ihn einmal predigen und ward dadurch so bewegt, daß er ausrief: „Nie will ich diese Predigt vergessen und nun mit Gottes Hülfe mein Kreuz besser ertragen.“ Seine Gemahlin, eine Schwester Kaisers Karl's V. und des Erzherzogs Ferdinand, wurde ebenfalls durch Luther für das Evangelium gewonnen und bezeigte fortan die regste Theilnahme an der Wiederherstellung des wahren Glaubens. Als dies ihr fanatischer Bruder Ferdinand erfuhr, sprach er zornig: „Ich wollte lieber, daß meine Schwester im Meere ersoffen wäre, als daß sie Luthern kennen gelernt hätte.“ Wie mußte aber erst sein Unmuth steigen, als sie während des Reichstags zu Nürnberg, fast unter seinen Augen, mit 4000 andern Evangelischgesinnten das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genoß! Wuthsprühend warf er ihr die Worte in's Gesicht: „Ich wollte, daß du nie meine Schwester gewesen wärest!“ Die Königin aber, von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt, kehrte sich nicht an den Zorn ihres Herrn Bruders und fuhr fort, die Lehre der Schrift, wie sie Luther gepredigt hatte, in ihrem Herzen zu behalten.

Auch die Königin Margaretha von Navarra schickte

im Jahre 1524 einige Theologen nach Straßburg, um ſich daſelbſt mit den Predigern Bucer und Capito über die reinere Lehre zu beſprechen. Herzog Ulrich von Würtemberg, der, aus ſeinem Lande vertrieben, zu Mömpelgard lebte, überzeugte ſich gleichfalls von der Wohlthätigkeit der Reformation und ließ deshalb den Theologen Farel, den wir bald näher kennen lernen werden, daſelbſt predigen. Sogar nach Savoyen war im Jahre 1523 der Schall des Evangeliums gedrungen und von da wieder das Gerücht nach Wittenberg gekommen, daß der Herzog ein Freund der neuen Lehre ſei; weshalb denn Luther in einem eignen Schreiben an den Herzog Karl von Savoyen ihn ermunterte und zugleich von dem weſentlichen Inhalte ſeiner Lehre unterrichtete.

Wo viel Licht iſt, iſt in der Regel auch viel Schatten. Dies bewährte ſich namentlich bei der Ausbreitung der Reformation. So glänzend auf der einen Seite die Fortſchritte derſelben waren, ſo wenig fehlte es auf der andern Seite an Verfolgungen. Es ſchien in der That, als kehrten die Zeiten der erſten Chriſten wieder, welche auch die zarte Pflanze des wachſenden Chriſtenthums mit dem Blute ihrer Märtyrer begießen mußten.

Im Sachſenlande befanden ſich Licht und Schatten dicht neben einander und bildeten einen grellen Contraſt. Neben dem edelmüthigen Beſchützer der Reformation, Friedrich dem Weiſen, waltete im Herzogthume Sachſen der geſchworne



Hergott's Hinrichtung in Leipzig.

Feind derſelben, Herzog Georg. Er verbot das Leſen von Luther's neuem Teſtamente und verordnete, daß alle Diejenigen in Verhaft genommen werden ſollten, welche Luther's Lehre predigten und das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt genöſſen. Auch rief er alle Kinder ſeiner Unterthanen von den Univerſitäten zurück, welche im Geruche der Hinneigung zu reformatoriſchen Ideen ſtanden. Als aber deſſenungeachtet das Unkraut, wie er die neue Lehre nannte, in ſeinen Landen nicht verſchwinden wollte, warf er die ihm Verdächtigen maſſenweiſe in's Gefängniß und jagte ſie dann über die Grenze. Dieſes Loos traf unter Andern den verdienſtvollen Magiſter Sebaſtian Fröſchel, der ſchon bei der Leipziger Disputation ſich eng an Luther angeſchloſſen hatte *). Endlich ſchritt der wüthende Herzog auch zu Hinrichtungen. Eins der beklagenswertheſten Opfer der Tyrannei Georg's war der Buchhändler Hergott, welcher wegen ungeſetzlichen Verkaufs lutheriſcher Schriften gefänglich eingezogen und nach kurzem Prozeſſe auf dem Markte zu Leipzig öffentlich enthauptet wurde.

Im Schönburgiſchen that Fürſt Ernſt alles Mögliche, den Samen der reineren Lehre auszurotten. Georg Dresdorf, Küſter des Dorfes Ponitz, das jetzt zum Herzogthume Altenburg gehört, damals aber zum Theil ſchönburgiſch war,

*) S. Bd. I. Cap. 20.

hatte für seinen Pfarrer, der zu untüchtig dazu war, nach lutherischer Weise gepredigt. Als Fürst Ernst dies erfuhr, ließ er Dresdorfen nach Glauchau holen, an einen Pfahl binden und ihm nicht allein die Ohren, sondern auch ein Stück vom Backen abschneiden, worauf er ihn noch des Landes verwies. Die Bischöfe von Meißen, Merseburg und Würzburg zeigten sich gleichfalls sehr eifrig in Unterdrückung des Evangeliums. Desgleichen thaten der Herzog Heinrich von Braunschweig und der Markgraf Casimir von Ansbach und Baireuth, der Bruder des der Reformation ergebenen Markgrafen Georg. Der Kurfürst und Erzbischof Albrecht von Mainz ließ in Mildenberg viele Evangelischgesinnte in den Kerker werfen und hinrichten, so wie in Halberstadt, wo er ebenfalls Bischof war, den Karmeliterprovinzial um der Wahrheit willen tödten. Von dem Kurfürsten Richard von Trier wissen wir schon, daß er strengkatholisch war und seinen ganzen Einfluß aufbot, der Reformation entgegenzuwirken. In diesem Bestreben wurde er von seinem Kanzler und Rathgeber, dem uns noch von Worms her bekannten Johann von Eck, wacker unterstützt. Während des Nürnberger Reichstags äußerte besagter Eck einmal bei einer Mahlzeit: „der lutherische Handel müsse noch vor Martini mit dem Schwerte ausgemacht und getilgt werden.“ Zwei Tage darauf starb er plötzlich am Schlagflusse, was von Vielen als eine Strafe Gottes für seinen ruchlosen Wunsch angesehen wurde.

Der Erzherzog Ferdinand wüthete, wie nicht anders zu erwarten ſtand, in den ihm anvertrauten Ländern gegen Luther's Anhänger mit Feuer und Schwert. In Wien und andern Städten fanden zahlreiche Enthauptungen und Verbrennungen ſtatt. Zu Iglau in Mähren wurde der berühmte Paul Speratus, der Verfaſſer des ſchönen Liedes: „Es iſt das Heil uns kommen her ꝛc.“ gefangen geſetzt; er entkam aber glücklich und ging nach Wittenberg zu Luthern. In Würtemberg, das damals ebenfalls unter Ferdinands Botmäßigkeit ſtand, fand derſelbe einen willigen Henker in dem halbwahnſinnigen Ketzermeiſter Reichler, der die Lutheraner, wo er ſie fand, beſonders die Prediger, an die nächſten Bäume hängen ließ. Der Kurfürſt Joachim I. von Brandenburg war von gleichem Schlage, wie Ferdinand. Er verbot das Leſen von Luther's Ueberſetzung der heiligen Schrift und verjagte viele ſeiner fleißigſten Unterthanen, die ihm der Anhänglichkeit an Luther's Anſichten verdächtig ſchienen. Im Elſaß fiel eine Unzahl Evangeliſcher durch das Schwert des Fanatismus. In Koſtnitz wurde Joſt Höflich, der in Ulm gepredigt hatte, lange Zeit gefangen gehalten und mit der Tortur furchtbar gequält.

Selbſt in dem fernen Portugal erweckte der Papſt Luthern einen Feind. Dies war der ſonſt lobenswürdige König Emmanuel. Er unterdrückte nicht nur in ſeinem Lande jedes Aufkeimen einer freieren Geiſtesrichtung, ſondern ſuchte auch noch den Kurfürſten Friedrich von Sachſen durch

Briefe und den Kaiſer Karl durch eine ſolenne Geſandtſchaft gegen Luthern aufzuhetzen. Der junge König Ludwig II. von Ungarn und Böhmen ſchrieb ebenfalls an den Kurfürſten Friedrich und forderte ihn auf, Luthern mit ſeiner ganzen Lehre von der Erde zu vertilgen, — ein Schritt, der freilich vergeblich war. Derſelbe Ludwig ließ auch auf Anſtiften des Biſchofs von Olmütz die Lehre des Evangeliums als unchriſtlich verdammen und Luther's Bücher verbrennen. Vom Bücherverbrennen ging er zum Menſchenverbrennen über. In Ofen und Prag loderten zahlreiche Scheiterhaufen empor. In erſterer Stadt wurde ein Buchhändler zugleich mit Luther's Schriften verbrannt. In Polen hatten die Freunde der Reformation gleiches Schickſal. Der dortige König, Sigismund I., hatte anfangs für Luther's Lehre große Neigung gezeigt, auch einen Secretär an den Reformator geſchickt, mit der Bitte, daß, da die Einwohner ſeines Reichs ſehr begierig wären, die reine Lehre des Evangeliums anzunehmen, er ihm doch Lehrer ſenden möchte. Allein der Erzbiſchof von Pleskow, Andreas Critius, hatte Solches mit aller Macht hintertrieben und nicht nur dem Könige Luther's Lehre äußerſt verhaßt gemacht, ſondern auch ein Verbot wider die Einführung ſeiner Schriften ausgewirkt, ja es endlich dahin gebracht, daß kein Pole ſeine Söhne mehr nach Wittenberg auf die Univerſität ſchicken durfte, und die ſchon da waren, mußten bei Verluſt aller künftigen Ehre und Beförderung zurückkommen. Hatten

die Pfaffen den König einmal so weit, so führten sie ihn auch bald noch weiter bis zu Hinrichtungen, so daß Sigismund in der That einer der grausamsten Verfolger der Lutheraner wurde und unter Andern vierzehn derselben auf einmal zu Danzig enthaupten ließ.

In Ditmarsen fiel der edle Heinrich von Zütphen als Opfer der Wahrheit. Aus Bremen, wo er vorher als Prediger fungirt hatte, durch Pfaffenränke vertrieben, war er zu den Ditmarsen nach Holstein gegangen, um auch diesen das Evangelium zu verkündigen. Aber die Priester und Mönche hatten sich bald seiner bemächtigt. Das Urtheil, das aus solchem Munde schallen würde, war leicht zu prophezeien. Sie verdammten ihn zum Feuertode. Noch ehe er verbrannt wurde, mißhandelte man ihn mit Schlägen und Stößen. Wohl zwei Stunden stand er im bloßen Hemde auf dem Holzstoße und sah, während er die schmerzlichsten Wunden empfing, mit aufgehobenen Augen zum Himmel, ohne einen Klagelaut von sich zu geben. Endlich brach die Flamme, die anfangs nicht recht hatte brennen wollen, hervor und machte seinen Leiden ein Ende. Luther, der das Märtyrerthum dieses Gotteshelden beschrieben hat, beklagt darin, daß er nicht selbst der Ehre des Märtyrertodes würdig befunden worden sei, in einer Zeit, wo Gott sein Wort mit seinen Blutzeugen bekräftige; doch nehme er Theil an dieser Schmach und Marter, weil auch er das Wort Gottes vor der ganzen Welt bekenne und predige. Mit

dem Beispiele Heinrich's von Zütphen tröstete er kurz darauf einen andern Bekenner, Lampertus Thorn, der um des Evangeliums willen in das Gefängniß gelegt worden war.

Die heftigste und abscheulichste Verfolgung der Evangelischen fand indeß schon im Jahre 1523 in den Niederlanden statt. Hier wütheten die beiden Bluthunde Nikolaus Egmondanus und Jakob Hoogstraaten. Eine Unzahl von Menschen wurde durch diese Scheusale hingeschlachtet. Doch das meiste Aufsehen machte die Hinrichtung zweier junger Augustinermönche aus Antwerpen, Johann Esch und Heinrich Voes. Als begeisterte Anhänger des Lutherthums bekannt, wurden sie nach Brüssel in Verhaft geführt. Im Verhöre gestand Voes frei, daß er in Luther's Schriften viele Belehrung gefunden habe. — „Durch Luther also," fragte man ihn sodann, „bist du verführt worden?" — „Ja," antwortete er, „so wie die Apostel durch Christum verführt wurden." — Eben so standhaft benahm sich Johann Esch. Er bekannte sich zu den reinsten Lehren des Christenthums, verwarf aber entschieden die Fabeln und Satzungen der Päpste. Als die beiden edlen Jünglinge zu keinem Widerrufe zu bringen waren, führte man sie am 1. Juli 1523 zum Scheiterhaufen und verbrannte sie. Sie erlitten den Flammentod trotz ihrer Jugend mit der männlichsten Ruhe. Das Pfaffengeschmeiß, das Solches nicht erwartet hatte, suchte nachher das Gerücht zu verbreiten, sie

hätten noch im Feuer widerrufen. Allein Erasmus von Rotterdam widerlegt dies selbst und bekennt auch, daß dies vergossene Blut reichlich gefruchtet und Viele zur Erkenntniß der Wahrheit gebracht habe.

Luther wurde von dem herben Schicksale seiner jungen Freunde schmerzlich ergriffen; auf der andern Seite aber erhob ihn wieder ihre Todesfreudigkeit, denn sie lieferte das schönste Zeugniß für die Wahrheit der von ihm vertheidigten Sache. In einem Sendbriefe, den er unmittelbar darauf an die Christen in Holland, Brabant und Flandern erließ, pries er dieselben selig, weil der Herr unter ihnen die ersten Märtyrer dieser Zeit sich ausersehen habe. Ueberdem dichtete er auf das Ende der beiden jungen Blutzeugen folgendes rührende Lied, das zwar in der Härte des Ausdrucks den Stempel seines Jahrhunderts an sich trägt, aber von dem Geiste ächter Poesie unverkennbar durchweht ist.

Ein Lied von den zweien Märtyrern Christi zu Brüssel, von den Sophisten von Löwen verbrannt, geschehen im Jahr 1523.

Dr. Martinus Luther.

Ein neues Lied wir heben an,
Das walt Gott, unser Herre,
Zu singen, was Gott hat gethan
Zu seinem Lob und Ehre.

Zu Brüſſel in dem Niederland
Wohl durch zween junge Knaben
Hat er ſein Wunder macht bekannt,
Die er mit ſeinen Gaben
So reichlich hat gezieret.

Der Erſt' recht wohl Johannes heißt,
So reich an Gottes Hulden,
Sein Bruder Heinrich nach dem Geiſt,
Ein rechter Chriſt ohn' Schulden,
Von dieſer Welt geſchieden ſind,
Sie ha'n die Kron' erworben,
Recht wie die frommen Gotteskind'
Für ſein Wort ſind geſtorben;
Sein' Märtrer ſind ſie worden.

Der alte Feind ſie fangen ließ,
Er ſchreckt' ſie lang mit Dräuen,
Das Wort Gottes man ſie leugnen ließ,
Mit Liſt auch wollt' ſie täuben.
Von Löwen der Sophiſten viel,
Mit ihrer Kunſt verloren,
Verſammelt er zu dieſem Spiel;
Der Geiſt ſie macht zu Thoren.
Sie konnten nichts gewinnen.

Sie ſungen ſüß, ſie ſungen ſaur,
Verſuchten manche Liſten,
Die Knaben ſtunden, wie 'ne Maur,
Verachtten die Sophiſten.

Den alten Feind das sehr verdroß,
Daß er war überwunden
Von solchen Jungen, er, so groß;
Er ward voll Zorn, von Stunden
Gedacht', sie zu verbrennen.

Sie raubten ihn'n das Klosterkleid,
Die Weih' sie ihn'n auch nahmen.
Die Knaben waren deß bereit,
Sie sprachen fröhlich: Amen;
Sie dankten ihrem Vater Gott,
Daß sie los sollten werden
Des Teufels Larvenspiel und Spott,
Darin durch falsch Geberden
Die Welt er gar betreuget.

Da schickt's Gott durch sein' Gnad' also,
Daß sie recht Priester worden,
Sie selbst ihm mußten opfern da
Und gehn in Christi Orden,
Der Welt ganz abgestorben sein,
Die Heuchelei ablegen,
Zum Himmel kommen frei und rein,
Die Möncherei ausfegen
Und Menschentand hie lassen.

Man schrieb ihn'n für ein Brieflein klein;
Das hieß man sie selbst lesen.
Die Stück' sie zeichn'ten alle drein,
Was ihr Glaub' war gewesen.

Der höchste Irrthum dieser war:
Man muß allein Gott gläuben,
Der Mensch leugt und treugt immerbar,
Dem soll man nichts vertrauen.
Deß mußten sie verbrennen.

Zwei große Feu'r sie zünd'ten an,
Die Knaben sie herbrachten;
Es nahm groß Wunder Jedermann,
Daß sie solch' Pein verach't'ten.
Mit Freuden sie sich gaben drein,
Mit Gottes Lob und Singen;
Der Muth ward den Sophisten klein
Für diesen neuen Dingen,
Daß sich Gott ließ so merken.

Der Schimpf sie nun gereuet hat,
Sie wollten's gern schön machen,
Sie durften nicht rühmen sich der That,
Sie bergen fast die Sachen.
Die Schand' im Herzen beißet sie,
Und klagen's ihren Genossen;
Doch kann der Geist nicht schweigen hie;
Des Habels Blut vergossen,
Es muß den Cain melden.

Die Asche will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen;
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub', noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden.

Die er im Leben durch den Mord
Zu ſchweigen hat gedrungen,
Die muß er todt an allem Ort
Mit aller Stimm' und Zungen
Gar fröhlich laſſen ſingen.

Noch laſſen ſie ihr Lügen nicht,
Den großen Mord zu ſchmücken.
Sie geben für ein falſch Gedicht;
Ihr Gewiſſen thut ſie drücken.
Die Heil'gen Gott's auch nach dem Tod
Von ihn'n geläſtert werden;
Sie ſagen: in der letzten Noth
Die Knaben noch auf Erden
Sich ſollen ha'n umkehret.

Dies laß man lügen immerhin!
Sie haben's doch kein Frommen.
Wir ſollen danken Gott darin;
Sein Wort iſt wiederkommen.
Der Sommer iſt hart vor der Thür,
Der Winter iſt vergangen,
Die zarten Blümlein gehn herfür.
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden.

Während man alſo gegen das Aufkommen der evangeliſchen Wahrheit und des reineren Gottesdienſtes kämpfte,

hatten dieſe letzteren nichtsdeſtoweniger ihren Fortgang. Die Verfolgungen, ſtatt den Glauben der Bekenner zu beugen, ſtärkten und erhöhten vielmehr denſelben. Unter den Freunden des Lichtes fand ein ununterbrochener Verkehr ſtatt, welcher durch Reiſen und Briefwechſel befördert ward. Nach Wittenberg ging der Zug der ſtudirenden Jugend. Die Druckerpreſſen waren beſchäftigt, Luther's und der Gleichgeſinnten Schriften zu verbreiten, und Privatleute und Gemeinden wünſchten ſich Glück zu dem neu aufgegangenen Heile.

Drittes Capitel.

Die Reformation in der Schweiz.

1517—1525.

Was hier der Menſch, die Völker leiden,
Verſchuldet iſt es oft, und Prüfung wird's. —
Doch ſteht ein Ziel. — Die letzte, ſchönſte Kraft,
Die lange ſchlummert unerkannt und ſtill
Im Innerſten des Lebens, ſie erwacht,
Sie wird ſich inne, wenn das Feindliche
Sich nah und näher drängt. Dann wird die Gluth,
Die uns Verderben ſchien, ein mildes Licht,
Ein Morgenroth. Es blüht ein neues Leben,
Beſonnen, hell und reif in ſchöner Kraft,
Aus der Bedrängniß göttergleich empor;
Die Prüfung weicht und in verſöhnter Liebe
Tritt aus dem Kampf das Feindliche zurück.

Gramberg.

Heller noch, als in vielen andern Ländern, die von Wittenberg das Licht der neuen Lehre empfingen, flammte die Sonne der Reformation in der Schweiz auf. Ganz unabhängig von deutſchen Einflüſſen, entwickelte ſich hier

eine freiere Geistesrichtung. Denn zu derselben Zeit, als Luther in Sachsen auftrat, erstand in der Schweiz ein Mann, welcher, ohne den Wittenberger Reformator, noch seine Schriften zu kennen, ebenfalls durch das Studium der Bibel zu einer bessern Einsicht gebracht und zur Wiederherstellung der reinen Lehre des Evangeliums begeistert worden war. Dieser Mann hieß Ulrich Zwingli. Er ist der Begründer der schweizerischen Reformation und sein Name wird mit Recht vor allen Uebrigen genannt, die sich in den Thälern Helvetiens um die Verbreitung der reformatorischen Ideen Verdienste erworben haben.

Ulrich Zwingli wurde geboren am 1. Januar 1484 zu Wildhaus im Canton St. Gallen, wo sein Vater Amtmann war. Seine Mutter hieß Margarethe Meilin und war eine Anverwandte des Abts zu Fischingen, Johann Meilin. Die Eltern Zwingli's waren wohlhabende und zugleich rechtliche Leute; sie hatten sieben Kinder, wovon Ulrich das dritte war. Ulrich genoß eine gute Erziehung, denn nicht nur nahm sich der genannte Abt des Klosters Fischingen seiner mit besondrer Liebe an, sondern auch seines Vaters Bruder, welcher Pfarrer und Decan zu Wesen war, machte sich um seine Ausbildung sehr verdient und hielt ihn wie sein eignes Kind. Da der Knabe außerordentliche Anlagen zeigte, so bestand der Oheim darauf, daß er sich dem geistlichen Stande widmen solle. Der Vater war es zufrieden, und so wurde Zwingli, noch nicht ganz zehn

Jahre alt, nach Basel in die damals berühmte Schule des Georg Binzli geschickt. Dieser treue Lehrer bemerkte jedoch bald, daß sein Unterricht dem schnell sich entwickelnden Knaben nicht genügen könne, und rieth ihm daher, eine höhere Lehranstalt zu besuchen. Zwingli ging hierauf nach Bern, wo er den wackern Heinrich Wölflin (Henricus Lupulus) zum Lehrer hatte und unter dessen Anleitung eifrig die griechischen und römischen Classiker studirte. Er machte sich durch seine gute Aufführung und vornehmlich durch sein musikalisches Talent bald so beliebt, daß ihn die Dominikaner bereden wollten, in ihren Orden zu treten. Doch sein Vater und Oheim, welche die Ansicht hatten, daß ihr Ulrich zu etwas Besserem bestimmt sei, als zum Bettelmönche, hielten ihn von diesem Schritte ab. Um ihn der Versuchung ganz zu entrücken, nahmen sie ihn kurz darauf von Bern weg und sandten ihn nach Wien, um dort die Philosophie oder, richtiger gesagt, die Scholastik zu studiren. In Wien schloß der junge Zwingli Bekanntschaft mit Vadian*), der nachmals als Reformator in St. Gallen auftrat und fort-

*) Vadian hieß eigentlich Joachim Wadt und war 1484 zu St. Gallen geboren. Obgleich nicht Theolog von Beruf, sondern Arzt, Staatsmann, Dichter und Gelehrter, verdient er dennoch wegen seines Eifers für das reine Wort Gottes und wegen seines innigen Zusammenhangs mit Zwingli und den übrigen Koryphäen der neuen Richtung unter den kirchlichen Reformatoren seines Vaterlandes genannt zu werden.

während sein Freund und Mitarbeiter blieb. Nachdem sich Zwingli zwei Jahre in Wien aufgehalten, kehrte er in seine geliebte Schweiz zurück, wo er als Schullehrer zu St. Martin in Basel eine Anstellung erhielt. Die reichlichen Mußestunden, die er hier hatte, wandte er dazu an, sich in der Tonkunst, die er außerordentlich liebte, zu vervollkommnen. Auch brachte er es in der That so weit, daß er fast alle Instrumente spielen konnte *). Doch vernachlässigte er dabei keineswegs das Studium der Theologie, welche Wissenschaft hier von dem aufgeklärten Thomas Wyttenbach gelehrt ward. In Wyttenbach's Vorlesungen traf er mit einem jungen Manne zusammen, welcher von nun an sein vertrautester Freund und für ihn in der Folge das wurde, was Melanchthon für Luthern war, nämlich mit Leo Judä von Rapperswyl **). Beide Jünglinge hörten mit Eifer

*) „Er war," sagt ein Zeitgenosse, „ein gelehrter Mann in der griechischen, hebräischen und lateinischen Sprach und redete trefflich gut, wohlvergriffen und wohlgesetzt deutsch und war in diesen vier Sprachen wohl berichtet. Ich hab' auch nie von Keinem gehört, der in der Kunstmusik, das ist, im Gesang und in allen Instrumenten der Musik, als Lauten, Harfen, Geigen, Abögli, Pfeifen, Schwäglen (so gut als ein Eidgenoß), dem Trummscheit, Hackbret, Zinken und Waldhorn, so erfahren gewesen. Was man dergleichen erdacht, konnte er es so schnell, alsbald er es zu Handen nahm." Bei Hagenbach I., 253.

**) Leo Judä war geboren 1482 und der uneheliche Sohn eines elsässischen Priesters, der ihn unter Crato zu Schlettstadt studiren

die Vorträge ihres Lehrers und erhielten gemeinsam mit einander im Jahre 1512 die Magisterwürde. Doch bald nachher trennten sich ihre Wege. Leo kam nach St. Pilt im Elsaß als Pfarrer und Zwingli ging nach Kostnitz, wo er die Priesterweihe empfing. Bald darauf wurde er nach Glarus als Pfarrer berufen. Doch auch hier war seines Bleibens nicht lange, indem er noch in demselben Jahre mit den Glarner Truppen als Feldprediger nach Italien ziehen mußte. So beschwerlich nun dieser Dienst für ihn war, so hatte er doch den Nutzen, daß er ihm die Nachtheile des sogenannten Reißlaufens, wornach die Schweizerkantone für gewisse Jahrgelder fremden Fürsten verstatteten, in ihren Gebieten Truppenwerbungen anzustellen, recht deutlich zeigte und ihn dadurch geschickt machte, gegen diesen Mißbrauch später nachdrücklich aufzutreten.

Zurückgekehrt aus Italien, erhielt Zwingli im Jahre 1517 durch den Baron Theobald von Geroldseck, Administrator des fürstlichen Stiftes Einsiedeln, einen Ruf, die Stelle des Ortspfarrers an diesem berühmten Wallfahrts-

---

ließ. 1505 kam er nach Basel. Die alten Nachrichten nennen ihn einen „fründseligen, gütigen, milden und insonders zur Barmherzigkeit geneigten Mann.“ Wie Zwingli und Luther, liebte er die Musik. „Er konnte,“ sagt dieselbe alte Quelle, „das Hackbret schlagen und die Laute ein wenig; er hatte eine herrliche Stimm' zu dem Discant, den er so hell sang, als ihm's Keiner vorthat.“

orte einzunehmen. Zwingli folgte dem Rufe und von hier an datirt eigentlich seine reformatorische Wirksamkeit. Denn hier, wo ein wunderthätiges Marienbild jährlich Tausende von Wallfahrern herbeizog, bot sich ihm ein weites Feld zur Bekämpfung des Aberglaubens und Priestertruges dar. Er bekannte freimüthig in seinen Predigten, daß die Vergebung der Sünden nicht bei der Jungfrau Maria, sondern allein bei Christo zu suchen sei. Eben so setzte er den Werth des Ablasses, der Wallfahrten, Gelübde und Klostergeschenke herunter und erhob dagegen die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. Gott sei, erklärte er, den Menschen allenthalben nahe und erhöre das Gebet der Gläubigen anderswo eben so gut, als in Einsiedeln. Auch gegen die Seelenmessen erklärte er sich gelegentlich und gegen die Verdienstlichkeit des Mönchslebens. In allem Diesen wurde er von seinem Vorgesetzten, dem edlen Theobald von Geroldseck, redlich unterstützt. In Einsiedeln traf er auch mit seinem Freunde Leo Judä wieder zusammen, welcher unterdessen aus dem Elsaß nach Basel zurückgekehrt und dort Diaconus zu St. Theodor geworden war. Um sie gruppirte sich bald ein Kreis von freisinnigen Männern, aus denen wir den Kaplan Franz Zingg und den Magister Johann Oechsli hervorheben, so daß Einsiedeln allmählig als der Heerd des reformatorischen Geistes in der Schweiz zu gelten anfing. Außer den genannten Theologen stand Zwingli noch in Umgang oder Briefwechsel mit Erasmus von Rotterdam,

Heinrich Glareanus *), Caspar Hedio **), Fabricius Capito ***) und vielen Andern. Besonders aber trat er in ein genaues freundschaftliches Verhältniß zu Os-

*) Glareanus hieß eigentlich Heinrich Loroti, nannte sich aber nach seinem Vaterlande Glarus Henricus Glareanus. Er war ein sehr gelehrter Mann und bemühte sich nicht ohne Glück, von seinem philosophischen Lehrstuhle in Basel aus eine hellere Erkenntniß unter dem Volke zu verbreiten. Doch scheint sein Charakter nicht eben vortheilhaft gewesen zu sein. Wenigstens nennt ihn Oekolampadius einen Menschen, der gleichsam dazu geboren sei, sich über Alles aufzuhalten und unnützen Wortstreit zu beginnen (homo ad maledicentiam et inepta scommata natus). Sein Charakter hatte viel Aehnlichkeit mit dem seines Freundes Erasmus. Gleich diesem huldigte er den freisinnigen Ideen, blieb aber im Verbande mit der römischen Kirche. Glareanus war geboren zu Glarus 1448 und starb zu Basel 1536.

**) Hedio's deutscher Name war Heid. Geboren zu Ettlingen in der Markgrafschaft Baden, widmete er sich der Theologie, lehrte anfangs in Straßburg, nachmals in Basel und später in Mainz. Er stand mit Luthern in Briefwechsel und bekannte von ihm, daß seine Lehre aus Gott sei.

***) Capito hieß ursprünglich Wolfgang Köpfli und war 1478 zu Hagenau im Elsaß geboren, wo sein Vater Hufschmied und Rathsherr war. Er widmete sich erst der Medicin und wandte sich dann der Theologie zu. Seine Studien machte er in Freiburg. Hier veränderte er seinen deutschen Namen Köpfli in den lateinischen Capito und nahm zugleich wegen des Handwerks seines Vaters den Vornamen Fabricius an, so daß er sich von nun an Wolfgang Fabricius Capito schrieb. Im Jahre 1512 wurde er Prediger

wald Myconius *), welcher damals in Zürich die alten Sprachen lehrte. Dieſer äußerſt thätige und feurige Mann ſuchte Zwingli in ſeine Nähe zu ziehen, und als daher gegen Ende des Jahres 1518 die Leutprieſterſtelle am großen Münſter in Zürich erledigt war, brachte es Myconius durch ſeinen Einfluß dahin, daß Zwingli mit großer Stimmenmehrheit an die Stelle gewählt ward. Dies geſchah am 10. December 1518.

---

und Profeſſor in Baſel und 1520 kam er an den Hof des Kurfürſten von Mainz. Von hier aus richtete er an Luthern auf der Wartburg einen Brief, den wir Bd. II., S. 277 erwähnten und worin er ihn vor allzuraſchen Schritten und vor ſeinem heftigen Tone warnte. Allein Luther, der ſeinen Freund von der Hofluft angeſteckt ſah, hauchte ihm in ſeinem Antwortſchreiben (Bd. II. S. 277—283) wieder einen freieren Athem ein, und bald hob ſich der geſunkene Muth des Mannes wieder, ſo daß er in der Folge geſegnet wirkte als Reformator der Kirche zu Straßburg (ſ. Bd. II. S. 54, 276. Bd. III. Cap. 2).

*) Myconius (nicht zu verwechſeln mit dem Sachſen Myconius, den wir als Freund Luther's in unſerm Werke ſchon ſo vielmal erwähnten) hieß urſprünglich Geißhäuſer und war zu Luzern geboren. Im Jahre 1520 wurde er in ſeiner Vaterſtadt als Schullehrer angeſtellt, aber bald der Hinneigung zum Lutherthume verdächtig. Er ward demgemäß mehrmals vor Gericht gezogen und endlich nebſt ſeinen Freunden Zimmermann (Xylotectus), Joſt Kilchmeier und Colin aus der Stadt verwieſen. Er wandte ſich nach Zürich, bis er zuletzt nach Oekolampad's Tode Antiſtes in Baſel wurde.

Mit dem Jahre 1519 trat Zwingli sein Lehramt in Zürich an, zwar scheel angesehen von den Finsterlingen, aber unterstützt von dem größern Theile der Bürgerschaft, an deren Spitze der freisinnige Bürgermeister Röust stand. Er begann gleich damit, die bisher gewöhnliche Predigtweise nach vorgeschriebenen Bibelabschnitten (Perikopen) zu verlassen und dagegen die Bibel in zusammenhängenden Vorträgen zu erklären, wo er mit dem Evangelium Matthäi den Anfang machte, dann zu der Apostelgeschichte, den paulinischen und übrigen Briefen überging und so einen ganzen Cyclus von Predigten über das neue Testament in den vier ersten Jahren seiner Amtsführung vollendete Darin ging er noch weiter, als Luther, der sich nicht getraute, von der vorgeschriebenen Ordnung hinsichtlich der Perikopen abzuweichen. Aber die schweizerischen Reformatoren begrüßten die homiletische Methode Zwingli's mit Freuden und führten sie überall ein. Eine zweite Neuerung, die Zwingli machte, war die Einrichtung von Wochenpredigten. Während er in den sonntäglichen Vorträgen das neue Testament erklärte, legte er in den Wochenpredigten, die auch an den Markttagen von dem heilsbegierigen Landvolke zahlreich besucht wurden, die Psalmen aus. Gediegenheit und wahre Religiosität charakterisirten seine Kanzelreden, und Alt und Jung fand sich durch sie erbaut. Mancher denkende Mann, der durch das herzlose Geplärr der Mönche aus der Kirche vertrieben und mit Gleichgültigkeit gegen die Religion erfüllt

worden war, ſtärkte ſeinen Glauben wieder durch die klaren, erquickenden Predigten Zwingli's.

Im Jahre 1519 war es auch, wo Zwingli zuerſt mit Luther's Schriften bekannt wurde. Er empfahl ſie von der Kanzel herab ſeiner Gemeinde, wurde aber durch das Leſen derſelben kein blinder Anhänger Luther's, ſondern bewahrte ſtets ſeine unabhängigen, ſelbſt erworbenen Anſichten. Demungeachtet konnte er in der Folge dem Vorwurfe nicht entgehen, er ſei ein Nachtreter Luther's. Bei dieſem Anlaß ſpricht er ſich in einer 1523 gedruckten Schrift*) über ſein Verhältniß zu dem deutſchen Reformator und deſſen Schriften alſo aus:

„Ich habe, ehe noch ein Menſch in unſerer Gegend „etwas von Luther's Namen gewußt hat, angefangen, das „Evangelium Chriſti zu predigen im Jahre 1516. Wer „ſchalt mich damals lutheriſch? — Luther's Name iſt mir „noch zwei Jahre unbekannt geweſen, nachdem ich mich all„ein an die Bibel gehalten habe. Aber es iſt, wie geſagt, „nur ihre Schlauheit, daß die Päpſtler mich und Andere „mit ſolchem Namen beladen. Sprechen ſie: du mußt wohl „lutheriſch ſein, du predigeſt ja, wie Luther ſchreibt, ſo iſt „meine Antwort: ich predige ja auch, wie Paulus ſchreibt,

*) „Uslegen und Gründ der Schlußreden oder Artikel." In Zwingli's Werken, herausgegeben von Schuler und Schultheß, Bd. I. S. 253 ff.

„warum nennst du mich nicht vielmehr einen Pauliſten?
„Ja, ich predige das Wort Chriſti, warum nennſt du mich
„nicht vielmehr einen Chriſten? — Meines Erachtens iſt
„Luther ein trefflicher Streiter Gottes, der da mit ſo gro-
„ßem Ernſte die Schrift durchforſcht, als ſeit tauſend Jah-
„ren Keiner auf Erden geweſen iſt. Mit dem männlichen,
„unbewegten Gemüthe, womit er den Papſt von Rom an-
„gegriffen hat, iſt ihm Keiner nie gleich worden, ſo lange
„das Papſtthum gewährt hat, alle Andern ungeſcholten.
„Weſſen aber iſt ſolche That? Gottes oder Luthers? Frage
„den Luther ſelbſt! Gewiß ſagt er dir: Gottes. Warum
„ſchreibſt du denn anderer Menſchen Lehre dem Luther zu,
„da er ſie ſelbſt Gott zuſchreibt und nichts Neues hervor-
„bringt, ſondern was in dem ewigen, unveränderlichen Worte
„Gottes enthalten iſt? — Fromme Chriſten, gebet nicht zu,
„daß der ehrliche Name Chriſti verwandelt werde in den
„Namen Luthers! Denn Luther iſt für uns nicht geſtorben,
„ſondern er lehrt uns Den erkennen, von dem wir allein
„alles Heil haben. — Predigt Luther Chriſtum, ſo thut
„er's gerade, wie ich; wiewohl, Gott ſei Dank, durch ihn
„eine unzählbare Menge mehr, als durch mich und Andere,
„denen Gott ihr Maaß größer oder kleiner macht, zu Gott
„geführt wird. Ich will keinen Namen tragen, als meines
„Hauptmanns Jeſu Chriſti, deſſen Streiter ich bin. — Es
„kann kein Menſch ſein, der Luthern höher achtet, als ich.
„Dennoch bezeuge ich vor Gott und allen Menſchen, daß

„ich all mein Tage nie einen Buchstaben an ihn geschrieben „habe, noch er an mich, noch verschafft, daß geschrieben „werde. Ich habe es unterlassen, nicht als ob ich Jemand „deswegen gefürchtet hätte, sondern weil ich damit allen „Menschen habe zeigen wollen, wie gleichförmig der Geist „Gottes sei, da wir so weit von einander entfernt und doch „einmüthig sind, aber ohne alle Verabredung; wiewohl ich „ihm nicht zuzuzählen bin; denn Jeder thut, so viel „ihm Gott weiset."

Zwingli unterschied sich namentlich darin wesentlich von Luthern, daß er die vaterländischen Tugenden mit in den Kreis des Christlichen zog und für die politische Freiheit seines Landes eben so begeistert das Wort führte, wie für dessen geistige Erhebung. Hierin folgte er indeß nicht minder dem Gebote der Nothwendigkeit, als der Stimme seines Herzens. Denn als Sohn der Republik mußte er, um auf seine Landsleute wirken zu können, neben dem Glaubensverbesserer zugleich politischer Redner sein. Daß er dies in der That war, daß er seine Stellung begriff, dies rechnen wir ihm zum hohen Verdienste an, wohingegen wir Luthern aus dem Mangel jener Eigenschaft keineswegs einen Vorwurf machen, da er in monarchischen Verhältnissen lebte und überhaupt unter ganz andern Bedingungen auftrat, als Zwingli. Wohl mit Recht sagt Johannes von Müller*)

*) Allgem. Gesch., insbesondere der europ. Menschheit.

von Letzterem: „Zwingli hatte eine patriotische, republika-
„nische Seele, die er nicht weniger in bürgerlichen, als in
„religiösen Arbeiten zeigte; denn er begnügte sich nicht, seine
„Kirche auf den Weg der Wahrheit zu leiten, wenn er nicht
„auch dem Vaterlande alle für die Freiheit erforderlichen
„Sitten und Grundsätze gäbe. Für bürgerliche Ordnung,
„häusliche Tugend, für jene unschuldige Politik eines ewigen
„Friedens war er so eifrig, als in den Controversen. Seine
„Reden machten das lebhafte Gefühl der Nothwendigkeit
„einer Reform eindringend."

Zwingli's Streben wurde mächtig befördert durch die immer mehr überhandnehmenden Mißbräuche der römischen Kirche, durch das unmoralische Leben der Priester und Mönche und durch die Frechheit, womit die letzteren dem Volke ihre Betrügereien vormachten. Hierin zeichnete sich vor Allen der Ablaßprediger Bernhardin Samson aus. Gleich seinem Genossen Tetzel in Deutschland, schien er von der Vorsehung dazu bestimmt, durch seine unverschämten Uebertreibungen dem päpstlichen Ansehen in der Schweiz den Todesstoß zu geben. Es war im Jahre 1518, als dieser mailändische Barfüßermönch über den Gotthard in das Land der Eidgenossen kam. Er reiste als Untercommissar für den Hauptablaßpächter Christoforo de Forli, ohngefähr wie jetzt ein Reisediener für ein Handlungshaus reist *). Mit einer

*) Bd. I. S. 173.

unglaublichen Frechheit pries er seine Waare an; doch für den Armen war dieselbe nicht feil. So wies er in Zug die Mittellosen, die sich in großer Anzahl zu der vermeintlichen Quelle des Trostes hinzudrängten, mit den empörenden Worten zurück: „Lieben Leute, drängt euch nicht so heftig! Laßt erst die vor, welche Geld haben! Denen, die nichts haben, wird man nachher auch noch Bescheid geben.“ Von Zug aus nahm er seinen Weg über Luzern, Unterwalden und das Oberland nach Bern. Hier wollte man ihn anfangs gar nicht einlassen; doch wußte er sich von Burgdorf aus durch seine Freunde bei dem Rathe zu verwenden, so daß ihm gestattet ward, in dem Vincenzmünster seine Ablaßbude aufzuschlagen. Auch er bot, wie Tetzel, nicht nur für vergangene, sondern auch für künftige Sünden vollen Ablaß an. Die Ablaßzettel für die Reichen waren auf Pergament geschrieben und wurden für eine Krone und darüber verkauft. Zu den Ablaßbriefen für die Armen war nur schlechtes Papier genommen; sie kosteten Stück für Stück zwei Batzen. Einen merkwürdigen Handel machte hier der Ritter Kleinjakob vom Stein. Derselbe kaufte für sich und sein 500 Mann starkes Fähnlein von Reisläufern, so wie für die Einwohner seiner ganzen Herrschaft Belp und für alle seine Voreltern einen vollkommenen Ablaß um einen Apfelschimmel. Während das gemeine Volk dieser Sündenmäkelei mit dummem Staunen und abergläubischer Ehrfurcht zusah, ärgerten sich die Aufgeklärten nicht wenig dar-

über. So der Berner Wyler, welcher mit Unwillen äußerte: „Wenn die Päpſte ſolche Macht haben, ſo ſind ſie die größten Böſewichter, daß ſie die Seelen ſo lange im Fegfeuer ſchmachten laſſen *).“

Von Bern ging Samſon durch den Aargau nach Baden. Hier fand er aber nicht dieſelbe gläubige Verehrung beim Volke, wie in Bern. Als er einmal vor einer großen Maſſe Zuhörer behauptete, er ſähe die Seelen aus dem Fegfeuer gen Himmel fliegen, und dabei fortwährend ausrief: Ecce volant! (ſeht, wie ſie fliegen!) — verſuchte es ein Spaßvogel, ihn dadurch zu äffen, daß er vom Kirchthurme herab ein Federkiſſen ausſchüttelte und ebenfalls ſchrie: Seht, wie ſie fliegen! Darüber entſtand ein allgemeines Gelächter; Samſon ergrimmte, und nur die Behauptung, daß jener Menſch bisweilen nicht recht im Kopfe ſei, rettete ihn vor Mißhandlung und Einkerkerung. Vom Volke verhöhnt, zog Samſon aus Baden ab. Aber an andern Orten ging es ihm nicht beſſer. In Lenzburg verweigerte ihm der Pfarrer von Staufberg den Eingang; ja, in der Koſtnitzer Diöces ließ ſogar der Biſchof Hugo von Landenberg durch ſeinen Generalvicar Johann von Faber allen ihm untergebenen Geiſtlichen den Umgang mit dem Ablaßkrämer verbieten. Doch geſchah dies nicht etwa aus

*) Auf ähnliche Weiſe drückte ſich ein Schneeberger Bergmann gegen Tetzel aus. S. Bd. I. S. 188.

Liberalität; nein, der Bischof war ein finsterer Kopf, aber er haßte Samson, weil er es versäumt hatte, die bischöfliche Erlaubniß zu seinem Gewerbe nachzusuchen. Aus edleren Motiven handelte der Decan von Bremgarten, der greise Bullinger. Standhaft widersetzte er sich dem Schacher des Mönchs und ließ sich weder durch dessen Drohungen und gemeine Beschimpfungen, noch durch den Bann, den er über ihn aussprach, einschüchtern, sondern ging getrost nach Zürich und verklagte den Betrüger bei der versammelten Tagsatzung. Da man hier in Erfahrung gebracht hatte, daß Samson nun Zürich heimzusuchen gedenke, so beschloß man sogleich, ihm bei seiner Ankunft den Eintritt zu verwehren. Zwar verschaffte sich der Nichtswürdige denselben dennoch, indem er vorgab, er habe im Namen seines Herrn der Tagsatzung etwas zu eröffnen; aber der Verkauf seiner Waare wurde ihm streng verboten, und unverrichteter Sache mußte er wieder abziehen und über die Alpen nach Italien zurückkehren.

Daß Zwingli, welcher Samson schon in dem Canton Schwyz durch seine Predigten den Handel verdorben, auch in Zürich viel zu der entschiedenen Stimmung des Raths und der Bürgerschaft beigetragen, läßt sich denken, und ihm gebührt sonach ein großer Theil des Verdienstes. Alles Verdienst ist ihm indeß dabei nicht zuzuschreiben, da fast sämmtliche Stadträthe in der Schweiz gleich von vorn herein sich dem Ablaßwesen nicht geneigt zeigten. Ueberhaupt

waren die unmittelbaren Folgen des Samsoniſchen Ablaßkrames nicht dieſelben, wie die des Tetzel'ſchen in Deutſchland. Während in Deutſchland die Reformation erſt mit dem Ablaſſe begann, hatte ſie in der Schweiz ſchon vor demſelben begonnen. Der Ablaß war daher hier nicht Haupturſache, ſondern nur mitwirkende Urſache der Kirchenverbeſſerung.

Leider wäre faſt um dieſe Zeit der Bannerträger der neuen Richtung, Ulrich Zwingli, eine Beute des Todes geworden. Die Peſt, welche im Jahre 1519 außer andern Ländern auch die Schweiz heimſuchte und in Zürich allein binnen wenigen Monaten 2500 Menſchen hinraffte, ergriff auch ihn, und ſchon verbreitete ſich in Deutſchland und Helvetien das Gerücht von ſeinem Hinſcheiden. Aber der himmliſche Vater ſchützte ihn, wie er einſt Luthern vor dem neben ihn einſchlagenden Blitze geſchützt hatte. Zwingli genaß glücklich wieder; doch lange nachher fühlte er noch die Nachwehen der Krankheit, ſo daß er ſeinem Freunde Myconius klagte, ſein Gedächtniß habe durch die Peſt ſo gelitten, daß er oft den Zuſammenhang ſeiner Predigten verliere, auch fühle er noch die Mattigkeit in allen ſeinen Gliedern.

Während Zwingli's Krankheit waren ſeine Gegner nicht etwa müſſig geweſen, ſondern hatten Pläne geſchmiedet, ihn zu verderben, und ſobald er ſich wieder auf dem Kampfplatze zeigte, traten ſie mit ihren Beſchuldigungen hervor. Die Chorherren nämlich, die den alten Schlendrian liebten,

sahen die oben erwähnte Einführung der Wochenpredigten und den Zulauf, den Zwingli in denselben hatte, höchst ungern. Sie setzten daher eine Schrift auf, worin sie Zwingli eine Menge Vorwürfe machten, unter andern, daß er die zur Ehre Gottes und der Heiligen veranstalteten Kirchengebräuche unterdrücke, indem er auf das Absingen der Horen zu wenig Werth lege, um dessentwillen doch die Pfründen gestiftet seien, daß er den Nutzen des Stiftes zu wenig wahrnehme, indem er in Eintreibung der Zehnten nicht eifrig genug sei, daß er die Spendung der heiligen Sakramente nicht hoch genug achte, indem er behauptet habe, fünf Priester seien dazu hinreichend. Ueberhaupt halte er es mehr mit den Laien, deren Gunst er suche, als mit der Priesterschaft, die er in den Augen der Weltlichen verächtlich mache. Eben so mache er die Klosterleute verächtlich, indem er sie als unwissende Leute darstelle; zudem denke er gering von den Heiligen, den Feiertagen, der Messe und dem Papste. Auch seinen persönlichen Charakter griffen sie an. Sie beschuldigten ihn, die Geheimnisse der Beichte verletzt und das auf der Kanzel öffentlich gemacht zu haben, was ihm im Beichtstuhle anvertraut worden sei, und was dergleichen Unsinn mehr war. Allein alle diese und andere Winkelzüge der Reformationsfeinde verfehlten ihres Zweckes gänzlich. Denn schon im Jahre 1520 erließ der Rath von Zürich ein Mandat, daß alle Pfarrer gleichförmig über das neue Testament predigen und ihre Lehre einzig

aus der Bibel beweisen, die Neuerungen und menschlichen Erfindungen aber weglassen sollten. Die geistlichen Herren wollten zwar diese Befugniß der Züricher Regierung nicht anerkennen, und namentlich traten der Bischof von Kostnitz und sein Vicar Faber heftig dagegen auf, aber ihre lichtfeindlichen Bemühungen blieben ohne den mindesten Erfolg.

Während nun in Zürich die Reformation rüstig vorwärts schritt, blieb man auch in den andern Cantonen nicht zurück. In Bern waren es zuerst Johann Haller, aus Wyl im Thurgau gebürtig *), und Georg Brunner von Landsberg, welche sich gegen das Papstthum auflehnten. Ihnen folgten bald andere, noch kräftigere Verkünder des Evangeliums. Unter diesen sind vorzüglich Kolb, Berthold Haller und Meyer zu nennen. Franz Kolb, gebürtig aus Lörrach in der Markgrafschaft Baden, hatte in Basel studirt und war schon seit 1512 Prediger in Bern. Gleich Zwingli, trat er zuerst als politischer Reformator auf, indem er gegen das Reislaufen predigte. Später wirkte er aber auch als Glaubensreiniger. Berühmter noch, als er, machte sich Berthold Haller, der als der hauptsächlichste Reformator Berns zu betrachten ist. Geboren 1492 zu Rothweil in Schwaben, hatte Haller neben Melanchthon in Pforzheim und dann auf mehreren Universitäten, zuletzt in Köln studirt.

*) Näheres über denselben theilt Hagenbach, II., 12, mit.

Nachdem er in Basel eine Zeit lang als Schullehrer fungirt hatte, kam er 1518 in gleicher Eigenschaft nach Bern, wo ihm bald darauf eine Chorherrenstelle und 1521 das Amt eines Leutpriesters am Münster übertragen wurde. Ein ansehnliches Aeußere, Geschicklichkeit, Fleiß, große Beredsamkeit und ungezwungene Freundlichkeit gegen Jedermann machten ihn allgemein beliebt. Seine Feinde aber schalten ihn einen dickbäuchigen Ketzer. Mit ihm gemeinsam arbeitete für die Verbreitung des Lichtes sein älterer Freund, Sebastian Meyer. Geboren 1465 zu Neuburg am Rhein, hatte Meyer zu Basel und auf mehreren berühmten Hochschulen studirt und war dann in den Franciscanerorden getreten. Ungefähr seit 1511 lehrte er zu Bern die Theologie. Schon früh ging er in seinen Vorträgen auf die Bibel zurück; er erklärte seinen Ordensbrüdern die pauliniſchen Briefe und dem Volke predigte er statt der Legenden auf eine fruchtbare und eindringliche Weise das apostolische Glaubensbekenntniß. Neben diesen Männern ist noch der Dichter und Maler Nikolaus Manuel zu erwähnen, welcher durch seine satyrischen Lustspiele und Gemälde auf dem Wege des lachenden Spottes der Wahrheit Bahn zu brechen suchte.

In Basel begann die Reformation durch Wolfgang Fabricius Capito, welcher durch selbstständiges Bibelforschen zur besseren Erkenntniß gekommen war und noch vor Luthern mit Zwingli in Einsiedeln den Sturz des Papstthums entworfen hatte. Nach seinem Weggange wurde das

von ihm angefangene Werk durch Caspar Hedio, Kaplan zu St. Martin, fortgesetzt. „Ich habe Lust," schrieb derselbe 1520 an Zwingli, „das Evangelium fortzusetzen, wo „Capito aufgehört hat; so sehr bin ich von der gesunden Lehre „ergriffen. Dennoch sind einige Mönche und dumme „Schwätzer hier, welche sich nicht scheuen, in ihren Predigten „das Volk von Denen abzulenken, welche die Hauptsache des „Christenthums auf das Evangelium bauen." Bald jedoch verließ auch er Basel und folgte einem Rufe nach Mainz. Nun trat ein anderer und weit heftigerer Kämpfer auf. Dies war der feurige und entschlossene Wilhelm Röublin, gebürtig aus Rothweil am Neckar, Pfarrer zu St. Alban. Er predigte gegen das Meßopfer, das Fegfeuer und die Anrufung der Heiligen und erhielt so großen Zulauf, daß oft bei 4000 Menschen und darüber sich in seinen Predigten einfanden. Als im Jahre 1521 bei der großen Procession des Frohnleichnamsfestes die Reliquien umhergetragen wurden, trug Röublin statt einer Reliquie eine schön gebundene Bibel in der Stadt herum, auf der mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Biblia, das ist das rechte Heiligthum, das andere sind Todtengebeine." Dieser Schritt erregte natürlich ein ungeheures Aufsehen und Röublin ward deshalb von der erzürnten Priesterschaft beim Bischofe Christoph von Utenheim und dem Rathe der Stadt verklagt. Die Bürgerschaft nahm sich aber seiner an, und als sich das Gerücht verbreitete, daß ihn die Geistlichkeit gefangen nehmen wolle,

entstand ein bedenklicher Auflauf auf dem Barfüßerplatze. Man sandte Abgeordnete an den Rath mit der Bitte, man möge doch ja einem Prediger nichts zu Leide thun, der nur das lehre, was in der heiligen Schrift gegründet sei. Der bestürzte Rath gab für den Augenblick nach; allein später gelang es doch der Rachsucht der unermüdlichen Geistlichkeit, ihren gehaßten Gegner vom Amte zu bringen. Röublin, aus Basel verwiesen, ging in den Canton Zürich, wo er zu Wytikon als Pfarrer angestellt wurde, sich verheirathete und (bedauerliche Verirrung!) nachmals mit den Wiedertäufern sich vereinigte.

Die durch Röublin's Austreibung in Basel entstandene Lücke wurde alsobald durch Wolfgang Wyssenburger, Prediger am dortigen Spital, ausgefüllt. Von ihm sagt die Chronik von Fridolin Ryff: „Dieser junge, gelehrte Mensch „fing auch an, die Wahrheit des göttlichen Worts zu ver„kündigen. Der überkam den Anhang der Gemeinde viel „fester, als der vorige (Röublin). Er fing an, die lateinische „Meß auf deutsch zu halten, damit man hören möchte, wor„auf sie gesetzt wäre. Damit waren aber die Pfaffen nicht „wohl zufrieden. Doch wollte es ihnen da nicht gelingen, „wie vorher; denn dieweil er ein Burger war und sein Va„ter des Raths, mußten sie ihn bleiben lassen." Der Umstand also, daß Wyssenburger ein Bürger und sein Vater ein angesehenes Rathsmitglied war, sicherte ihm seine Stellung.

Doch der eigentliche Reformator Baſels erſchien erſt in der Perſon des Johann Hausſchein oder Oekolampadius. Dieſer ausgezeichnete Mann wurde 1482 zu Weinsberg in Franken geboren, beſuchte die Schule zu Heilbronn und ſtudirte dann in Heidelberg Philoſophie. Nachdem er hier die Magiſterwürde erhalten, ging er nach Italien, um in Bologna ſich zum Rechtsgelehrten zu bilden. Die Jurisprudenz ſagte ihm jedoch nicht zu; er ging daher wieder nach Heidelberg zurück und ſpäter nach Tübingen, wo er ſich mit Eifer auf die alten Sprachen und die Theologie legte. Im Jahre 1515 wurde er durch die Vermittlung des aufgeklärten Biſchofs Chriſtoph von Utenheim als Domprediger nach Baſel berufen; doch dauerte hier für diesmal ſeine Wirkſamkeit nicht lange, indem er bald darauf als Domprediger nach Augsburg kam. Nachdem er, durch die Ränke ſeiner Gegner dazu genöthigt, auch dieſe Stelle wieder aufgegeben und als Flüchtling an mehrern Orten Deutſchlands verweilt hatte, fand er endlich Schutz bei Franz von Sickingen auf der Ebernburg, wo er das Amt eines Schloßkaplans verſah. Dies war indeß nur ein kurzer Ruhepunkt. Als Sickingen mit dem Kurfürſten von Trier in Fehde gerieth, mußte Oekolampadius wieder zum Wanderſtabe greifen. Er flüchtete mit Ulrich von Hutten nach Baſel, wo er bei dem Buchdrukker Andreas Kratander eine freundliche Aufnahme fand. Eine Zeit lang lebte er hier als privatiſirender Gelehrter; es dauerte jedoch nicht lange, ſo erhielt der ausgezeichnete Mann,

den Basel als eine Zierde der Stadt festzuhalten suchte, eine, wenn gleich für den Anfang nicht eben glänzende Anstellung. Als nämlich der alte und gichtkranke Pfarrer Zanker bei St. Martin sein Amt nicht mehr versehen konnte, wurde ihm Oekolampadius zum Gehülfen verordnet. So gering diese Stelle eines bloßen Vicars war, so bedeutend wurde sie für die Basler Reformation, denn von da an gewann Oekolampadius eine fortdauernde Wirksamkeit als Prediger in dieser Stadt. Im Jahre 1524 wurde er zum eigentlichen Pfarrer und bald darauf zum Professor der Theologie ernannt, und nun drang er mit seinen Ideen immer mehr durch. Einen treuen Mitarbeiter fand er an Wilhelm Farel, der später als Vorgänger Calvin's die Reformation in Genf begründete. Geboren 1489 zu Gap in der Dauphiné aus edlem Geschlechte, hatte er sich durch eignes Nachdenken aus den starren Fesseln der römischen Kirche losgewunden, aber bald die Erfahrung gemacht, daß Frankreich kein geeigneter Boden für seine neugewonnenen Ansichten sei. Er war deshalb nach Basel gegangen, das damals die gesuchteste Zufluchtsstätte war für die in den Nachbarstaaten wegen politischer und religiöser Meinungen Verfolgten. Hier wirkte er für die Verbreitung geläuterter Religionsbegriffe vorzüglich durch zwei öffentliche Disputationen, worin er die päpstlichen Irrlehren siegreich widerlegte und ihnen so das Ansehen, das sie etwa noch in den Augen des Volkes hatten, vollends raubte. Ein Zeitgenosse meldet den Erfolg dieser Disputa-

tionen mit den Worten: „Es kam viel Gutes davon. Es nahm das Wort Gottes sehr zu. Es standen davon viel christliche Lehrer auf.“

Außer Farel fand Oekolampadius noch thätige Helfer bei seinem großen Werke an Farel's Freund, Anemund, an dem Leutpriester von Liestal, Stephan Stör von Diessenhofen, der sich leider nachmals, gleich Röublin, an die Wiedertäufer anschloß, und an vielen französischen Flüchtlingen. Bald hatte er auch das Vergnügen, zu sehen, daß die Basler Regierung sich geneigt zeigte, vernünftige Neuerungen zu gestatten. Sie verordnete, daß die in dem Basler Gebiete belegenen Mönchs- und Nonnenklöster aufgehoben, das Meßgepränge, die Kreuzumgänge u. s. w. abgeschafft, Wochenpredigten eingeführt, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgetheilt und das reine Wort des Evangeliums zum Grund der in deutscher Sprache abzuhaltenden Religionsvorträge gelegt würde. Damit war die Reformation in Basel begründet. — In der benachbarten, mit Basel damals durch ein Schutzbündniß verbundenen Stadt Mühlhausen wurde die Kirchenverbesserung nicht wenig befördert durch Ulrich von Hutten, welcher, nachdem er bei Erasmus in Basel vergebens eine Herberge gesucht hatte, hierher gegangen war. Er hatte hier bereits einige Freunde der neuern Glaubensrichtung gefunden, Jakob Augsburger, Otto Binder und Bernhard Römer. Diese drei Männer waren es auch, welche im Jahre 1523 ein Gutachten an die Obrigkeit ein-

gaben, worin ſie viele Mängel der römiſchen Kirche aufdeckten und auf Abſchaffung verſchiedener Mißbräuche, überflüſſiger Ceremonien und unnützer Feiertage drangen. Dieſes Gutachten wurde von dem damaligen Stadtſchreiber Gamsharſt unterſtützt und fand vielen Beifall, ſo daß der Rath ſchon 1524 ein Religionsmandat erließ, wodurch die neue Lehre förmlich eingeſetzt und dem Biſchofe von Baſel der Gehorſam aufgekündigt ward.

In Biel predigte Thomas Wyttenbach, Zwingli's früherer Lehrer, mit vieler Kraft gegen die Mißbräuche der Kirche und trat noch im hohen Alter in den Eheſtand. Seinem Beiſpiele folgten ſieben andere Prieſter. Dies zog ihm Verfolgungen von Seiten der Päpſtlichen zu. Er wurde ſeiner Stelle entſetzt, unterließ aber das Predigen nicht und hatte fortwährend ſo großen Zulauf, daß Biel in der Umgegend nur das Ketzerſtädtchen hieß.

In der öſtlichen Schweiz, die an Zürich und Zwingli einen mächtigen Haltpunkt hatte, machte die Reformation reißende Fortſchritte. In Schaffhauſen brach ihr vornehmlich Sebaſtian Hofmeiſter Bahn. Dieſer Gottesgelehrte, der mit ſeinem eigentlichen Namen Wagner (Carpentarius) hieß, war 1476 zu Schaffhauſen geboren, hatte in Paris Theologie ſtudirt, war ſpäter in den Franciscanerorden getreten und hatte endlich, nachdem er in Zürich eine Lehrerſtelle bekleidet, in ſeiner Vaterſtadt eine mehrfache Wirkſamkeit als Prediger an verſchiedenen Kirchen erhalten. In-

dem er hier die Meſſe und andere Mißbräuche beſtritt, erwarb er ſich den Beifall der einen Partei und rief den leidenſchaftlichen Widerſpruch der andern hervor. Seine Gegner wußten ſich nicht anders zu helfen, als daß ſie einen berühmten katholiſchen Theologen, Erasmus Ritter, in die Stadt riefen. Allein dieſer wurde bald durch Hofmeiſter's Anſichten gewonnen, und anſtatt denſelben zu bekämpfen, ward er ſein eifrigſter Mitarbeiter. Auch der Abt des Allerheiligenkloſters in Schaffhauſen, Michael von Eggenſtorf, ein frommer, die Wiſſenſchaft liebender Mann, welcher mit Luther's Schriften bekannt geworden war, wirkte in reformatoriſchem Geiſte auf die unter ſeiner Aufſicht ſtehenden Mönche und gab zuletzt ſein Kloſter in die Hände der Regierung zurück.

Gleichzeitig wirkte in St. Gallen der uns ſchon bekannte Joachim Vadianus, Zwingli's Freund. Als Bürgermeiſter ſeiner Vaterſtadt ſorgte er vor Allem dafür, daß evangeliſch geſinnte Prediger angeſtellt wurden. So kamen durch ſeine Vermittlung die Pfarrer Burgauer und Wolfgang Wetter nach St. Gallen. Sie verkündigten zuerſt öffentlich von den Kanzeln die reine Lehre des Evangeliums. Bald darauf traf auch Balthaſar Hubmaier aus Waldshut, dem wir ſchon in Wittenberg unter den Wiedertäufern begegnet haben, in St. Gallen ein und predigte unter großem Zulauf des Volkes auf freiem Felde. Eine ausgebreitetere evangeliſche Wirkſamkeit, als die Vorgenannten, ent-

wickelte vom Jahre 1524 an Johann Keßler, genannt Ahenarius, der einſt als Student das intereſſante Zuſammentreffen mit Luther in Jena hatte. Nach Beendigung ſeiner Studien in Wittenberg war er in die Heimath zurückgekehrt und hatte ſich hier mit großem Feuer an die Erfüllung der Aufgabe gemacht, das Licht der in Deutſchland gewonnenen reinern Erkenntniß auch unter ſeinen Landsleuten zu verbreiten. Er hielt daher in Bürgerſtuben und Zunfthäuſern Vorträge im Sinne und Geiſte der Reformation, welche zahlreich beſucht und beifällig aufgenommen wurden. Daneben trieb er zum Unterhalte ſeines Lebens nach dem Beiſpiele der Apoſtel ein Gewerbe, nämlich das Sattlerhandwerk. Der Abt von St. Gallen, Franz Geisberg, ſah freilich Keßler's Treiben gar nicht gern. Aber trotz ſeines Widerſpruchs hatte die Glaubensverbeſſerung ihren Fortgang, und faſt um dieſelbe Zeit, wie in Zürich und Schaffhauſen, reinigte man auch in St. Gallen die Kirchen von den Bildern und begnügte ſich damit, ſtatt der Meſſe das Wort Gottes zu hören.

Im Canton Appenzell war die Stimmung getheilt. Der Ortspfarrer von Appenzell, Theobald Huter, erklärte ſich gewaltig gegen die Reformation; Andere wieder, worunter Jakob Schurtanner zu Teufen und Walther Klarer in Hundwyl zu nennen ſind, nahmen ſich ihrer mit vieler Wärme an. Daß die Letzteren den meiſten Einfluß auf das Volk erlangten, ſcheint daraus hervorzugehen, daß die

Landsgemeinde zu Appenzell im Jahre 1524 den Beschluß faßte, es sollten alle Priester und Geistlichen des Landes nichts anders predigen, als was sie aus dem Evangelium beweisen könnten.

Im Canton Glarus war schon durch Zwingli's frühern Aufenthalt daselbst der Same der reinern Lehre ausgestreut worden. Er wurde gepflegt und zur Reife gebracht durch die Freunde, die sich Zwingli dort gewonnen hatte, vornehmlich durch Valentin Tschudi in Glarus selbst, Fridolin Brunner zu Mollis und Johann Schindler in Schwanden.

In Graubündten soll zuerst ein Fremdling, den Einige Bürklin, Andere Bolt nennen, viele Gemeinden für das geläuterte Christenthum gewonnen haben. Sicherer, als dieses, ist, daß Jakob Bireroni im obern Engadin, der Pfarrer Konrad zu Davos und der Pfarrer Heinrich Spreiter im Antonienthal das Wort Gottes nach gereinigtern Begriffen erklärten. In Chur dagegen durfte der Schullehrer Jakob Salzmann (Salandronius) unter den Augen des Bischofs nur mit großer Behutsamkeit die neue Lehre verbreiten. Später gestaltete sich's jedoch auch hier anders, und Johann Dorfmann (Comander) entfaltete nachmals als Prediger in Chur eine gesegnete Wirksamkeit. Er ist es, den die Graubündtner als ihren eigentlichen Reformator verehren.

In dem geistig vernachlässigten Wallis spürte man we-

nig von dem Kampfe der Meinungen, der die ganze Schweiz erschütterte. Doch soll ein gewisser Lucius Steger daselbst in seinen Predigten die Ohrenbeichte angegriffen und Zwingli's Schriften empfohlen haben. Wie viel er damit ausgerichtet, liegt im Dunkel. Der originelle Thomas Plater, der aus Wallis gebürtig und zugleich Theolog und Seiler war, hat uns einige merkwürdige Züge von der Unwissenheit seiner Landsleute und der dortigen Priester aufbewahrt. Von Zürich aus, wo er studirte, machte er bisweilen einen Ausflug nach seiner Heimath, wo es ihm, dem feurigen, raschen Jünglinge, leicht begegnete, mit den Priestern in theologische Händel verwickelt zu werden. So stritt er sich einst mit einem darüber, ob Petrus in Rom gewesen. Plater zog das griechische Testament hervor. Davon wollte aber der Priester nichts hören, sondern berief sich darauf, daß er es von seiner Großmutter wisse. „Also ist die Großmutter eure Bibel," erwiederte ihm Plater. Der nämliche Priester wollte die Anrufung der Heiligen aus der Psalmenstelle beweisen: „Gott ist wunderbar in seinen Werken." Da bückte sich Plater zur Erde nieder, rupfte einen Grashalm ab und sagte: „Wenn alle Welt sich zusammenfügte, so könnte sie nicht ein solches Kräutchen schaffen." Er wollte ihm damit sagen, daß wir somit ja auch das Gras anbeten müßten. Der Priester schlich sich beschämt davon *).

*) Bei Hagenbach (II., 94) nach „Platers Leben" von Franz (St. Gallen, 1812) S. 90 ff.

In den kleinen Urcantonen Uri, Schwyz und Unterwalden, wo das päpstliche Joch weniger drückend gewesen war und das Sittenverderbniß des Klerus sich weniger grell geäußert hatte, als in den übrigen Theilen der Schweiz, fühlte man auch das Bedürfniß einer Reformation weniger, als dort. Dennoch zeigte sich in Schwyz anfänglich viele Neigung für das Evangelium. Was Zwingli in Einsiedeln angefangen hatte, setzte sein Helfer, Georg Stähelin, als Pfarrer zu Freienbach am Züricherſee mit Erfolg fort. Er meldet darüber selbst Folgendes: „Also nahm ich's an die „Hand und fand ein gar gutwilliges Volk. Es richteten „auch die Vornehmsten von Schwyz, wenn sie ausreiten „wollten, es so ein, daß sie des Sonntags dahin zur Kirche „kamen, so daß ich alle Sonntage einen Tisch voll Gäste „hatte. Auch Einige aus der March kamen zur Predigt.“ Leider ließ sich nachmals ein anderer Pfarrer, Balthasar Trapel zu Art, zu wiedertäuferischen Ausschweifungen hinreißen, so daß das Volk, welches nicht zu unterscheiden verstand, gegen die Reformation selbst eingenommen und auf diese Weise Zwingli's und Stähelin's Werk vernichtet ward.

Im Canton Zug erwies sich der Landammann Wernherr Steiner als einen besondern Gönner der Reformation, fand aber zu wenig Unterstützung, um durchdringen zu können.

Entschiedene Abneigung gegen die neue Lehre zeigten die Cantone Luzern, Solothurn und Freiburg, die heut

noch Pfaffenparadiese sind. Von Luzern haben wir schon berichtet, daß hier Oswald Myconius mit mehreren seiner Freunde wegen Hinneigung zum Lutherthume ausgetrieben wurde. In Solothurn konnte der evangelisch gesinnte Schullehrer Dürr (Macrinus) nur unter der Bedingung seine Stelle behalten, daß er unverbrüchliches Stillschweigen gelobte. In Freiburg zeigte sich zwar der Schultheiß Peter Falb der Reformation geneigt; allein er konnte eben so wenig ausrichten, wie Steiner in Zug. Hans Kuno, Kaplan zu St. Niklas, ward des Landes verwiesen, weil er bei Gelegenheit der Verbrennung verbotener Schriften durch den Scharfrichter ausgerufen hatte: „Vater, vergieb ihnen! Sie wissen nicht, was sie thun." Eben so ward der allgemein geachtete Decan der Stiftskirche, Johann Holland, blos darum verbannt, weil er mit den Berner Reformatoren einen Briefwechsel unterhielt *).

Wenden wir nach dieser kurzen Uebersicht der Reformationsthätigkeit in den verschiedenen Cantonen unsern Blick wieder nach Zürich, dem Hauptheerde der Neuerungen, zurück. Hier vermehrte sich die Zahl der Verehrer und Freunde Zwingli's zusehends. Auch Leo Judä war unter der Zeit

*) Freiburg zeichnete sich überhaupt von jeher wenig durch wissenschaftliches Leben aus. Schon Agrippa von Nettersheim, ein Gelehrter des 15. Jahrhunderts, nennt sie eine Stadt, die alles geistigen Lebens baar und ledig sei (urbem omnium scientiarum cultu disertam ac destitutam).

nach Zürich gekommen und predigte bei St. Peter nach derselben Lehre, die Zwingli im Münster verkündete; desgleichen Kaspar Großmann im Spital, Simon Rumpf zu Höngg, Ulrich Pfister zu Uster, Konrad Grebel und manche Andere. Die Controversen wurden nicht nur schriftlich, sondern auch von der Kanzel herab geführt, und es ereignete sich auch wohl der Fall, daß ein gegen das Evangelium eifernder Prediger mitten in seinem Vortrage von den Zuhörern unterbrochen und zur Rede gestellt wurde*). Dies führte nun freilich sehr oft zu unangenehmen Auftritten, und Zwingli, der dies beseitigt wissen wollte, bewog den Rath zu Anstellung einer Disputation, wo auf dem Wege des gelehrten Streites zwischen beiden Parteien die Wahrheit ermittelt werden sollte. Diese Disputation ward auf den 29. Januar 1523 anberaumt, und der Rath ermangelte nicht, alle Geistliche des Züricher Gebietes, so wie den Bischof von Kostnitz und die zu Baden versammelten Abgeordneten der Stände dazu einzuladen. Auch fehlte es kei-

*) So unterbrach einst Leo Judä einen Augustinermönch, der auf die neue Lehre geschimpft hatte. — Etwas Aehnliches geschah zu Bern. Als dort der Dominikaner Johann Heim eines Sonntags behauptete, Christus habe nicht, wie die Evangelischen lehrten, ein für allemal genug gethan, sondern man müsse noch täglich durch Meßopfer und gute Werke den himmlischen Vater mit den Menschen versöhnen, unterbrachen ihn zwei Bürger mit der Bemerkung: „dies sei nicht wahr.“ Hierüber erhob sich ein großer Lärm, und Heim hörte auf, zu predigen.

neswegs an Zuſpruch. Gegen 600 Fremde fanden ſich an dem bezeichneten Tage auf dem Züricher Rathhauſe ein. Von Seiten der Lichtfreunde waren außer Zwingli und Andern zugegen Sebaſtian Meyer aus Bern, Sebaſtian Hofmeiſter aus Schaffhauſen und Dr. Blanſch aus Tübingen. Oekolampadius hingegen, dem ebenfalls eine Einladung zugekommen war, hatte dieſelbe ausgeſchlagen *).

Der Bürgermeiſter Röuſt eröffnete die feierliche Handlung mit einer Rede, die er mit der Aufforderung ſchloß, Jeder, der Luſt habe, gegen Magiſter Zwingli in die Schranken zu treten, ſolle dies jetzt thun. Hierauf nahm Faber, der Vicar des Koſtnitzer Biſchofs, das Wort und ſuchte zu zeigen, wie hier nicht der Ort ſei, über Glaubensſachen zu ſtreiten; dazu gehöre ein Concilium. Zwingli widerlegte dies und ſagte unter Anderm, die hier verſammelte Synode von Pfarrern ſei ein eben ſo gültiges Concilium, als eines von Biſchöfen. Als er ſeine Rede geendet, forderte der Bürgermeiſter noch einmal die Verſammlung auf, wer Einwendungen gegen die neue Lehre vorzubringen habe, möge es

*) Der friedfertige Mann liebte ſolche öffentliche Religionsgeſpräche nicht. „Was erzeugt," äußerte er ſich in einem Briefe an Hedio vom 21. Januar, „eine Disputation anders, als Zank, der Zank anders, als offene Händel? was dieſe anders, als Haß? Wo aber Haß iſt, wie kann da die Wahrheit Eingang finden?" (Quid parit disputatio, quam disceptationem? quid disceptatio? lites; quid lites? odium. Ubi odium, quomodo veritati salvus est locus?)

thun. Zwingli selbst unterstützte diese Aufforderung. Allein lange wollte Keiner den Angriff wagen. Da ließ sich die Stimme eines Zuschauers von der Thürschwelle her vernehmen: „Wo sind nun die großen Hansen, die auf der Gasse so tapfer pochten? Tretet nun herfür! Hie ist der Mann; ihr könnt wohl Alle hinter dem Weine reden, aber hier will sich Keiner regen.“ Ein allgemeines Gelächter erscholl, und Faber, um die Ehre seiner Partei zu retten, mußte sich nun wohl oder übel in ein Gespräch einlassen. Man stritt vorzüglich über die Fürbitte der Heiligen und die Messe. Zwingli gewann ein merkliches Uebergewicht, zumal er von Meyer, Hofmeister und Blansch thätig unterstützt wurde; doch kam man zu keiner Vereinigung, was ganz natürlich war, da beide Parteien von verschiedenen Grundideen ausgingen, indem sich die eine auf die heilige Schrift, als den einzigen Glaubensgrund, die andere auf die Ueberlieferung der Kirche, die Autorität der Concilien u. s. w. berief.

Um unsern Lesern einen Begriff von der Dürftigkeit der damaligen theologischen Studien zu geben, theilen wir einen merkwürdigen Zug aus dieser Disputation mit. Als Zwingli darauf drang, daß jeder Pfarrer die heilige Schrift oder wenigstens das neue Testament in der Ursprache lesen sollte, fragte einer der anwesenden Geistlichen: „Wie soll ein Pfarrer, der eine kleine Pfründe hat, so viel aufbringen, um ein neues Testament zu kaufen?“ Darauf antwortete ihm Zwingli: „Es ist, so Gott will, kein Priester zu arm, wenn

er sonst gern lernen will, ein neues Testament zu kaufen. Etwa findet er auch wohl einen frommen Bürger oder einen andern Menschen, der ihm eine Bibel kauft oder Geld vorstreckt, daß er eine mag bezahlen."

Der Rath von Zürich, der schon im Jahre 1520 ein Gebot hatte ausgehen lassen, daß man nur nach den Worten des Evangeliums predigen solle, erließ nun auch nach der eben beschriebenen Disputation einen Beschluß. Der lautete, wie folgt: „Da Niemand den Magister Ulrich „Zwingli aus der heiligen Schrift einer Ketzerei hat überführen können, so soll er fortfahren, wie bisher, nach bester „Meinung das heilige Evangelium und die ächte göttliche „Schrift nach dem Geiste Gottes und seinem besten Vermögen zu verkünden. Es sollen auch alle andere Leutpriester, „Seelsorger und Prädicanten zu Stadt und Land nichts „vornehmen, noch predigen, als was sie mit dem Evangelium und rechter göttlicher Schrift bewähren mögen, im „Uebrigen aber alles Schmähens sich enthalten." — Als dieser Rathsbeschluß ergangen war, brach Zwingli in die Worte aus: „Gott sei Lob und Dank, der sein heiliges „Wort im Himmel und auf Erden will herrschen lassen! Es „wird ohne Zweifel der allmächtige Gott euch, meine Herren von Zürich, in Anderm auch Kraft und Macht verleihen, daß ihr die Wahrheit Gottes, das heilige Evangelium „in eurer Landschaft handhabet und zu predigen fördert. „Habet dessen keinen Zweifel! Der allmächtige, ewige

„Gott wird euch das auf anderm Wege erſetzen und Beloh-
„nung geben. Amen.“

Bald geſchahen immer mehr Schritte, die Reformation in Zürich zu verwirklichen. Die Nonnen des Stiftes Ortenbach und die Mönche des Kloſters Kappel trugen darauf an, daß es ihnen erlaubt ſein möge, ihr Gelübde zu verlaſſen. Ihrem Verlangen wurde gewillfahrt. Man zog die Klöſter ein; die Nonnen fanden Männer; die Mönche verehelichten ſich ebenfalls; die Gelehrteren unter ihnen wurden Pfarrer, die Ungelehrtern fingen ein nützliches Handwerk an *). Das Chorherrenſtift in Zürich wurde zu einer Vorbildungsanſtalt für künftige Theologen eingerichtet. Darauf ſchritt man zu einer Verbeſſerung des öffentlichen Gottesdienſtes. Das bis jetzt übliche Latein kam gänzlich in Wegfall und an ſeine Stelle trat deutſcher Geſang und deutſche Liturgie. Eben ſo wurden bei der Taufe überflüſſige und abergläubiſche Gebräuche weggelaſſen, vor allen der Exorcismus (Teufelaustreibung.), welcher von der lutheriſchen Kirche noch lange beibehalten ward. Endlich kam auch an die Meſſe und die Bilder die Reihe. Dies war jedoch die Klippe, an der, wie in Deutſchland, ſo auch hier Viele ſcheiterten. Ein gewiſſer Ludwig Hetzer, ein Genoſſe Karlſtadt's und der Zwickauer Propheten, erließ eine Schrift

*) Ein gleiches Geſuch ſtellten zu derſelben Zeit die Kloſterfrauen von Königsfelden an den Rath zu Bern. Auch ihre Bitte wurde gewährt (1523 im November).

unter dem Titel: „Urtheil Gottes, wie man sich mit den Bildern halten solle.“ Diese Schrift war in einem sehr heftigen, aufreizenden Tone geschrieben und verleitete das Volk zu ähnlichen Schritten, wie wir sie in Wittenberg bedauert haben. Ein förmlicher Bilderſturm brach los, an dessen Spitze ein Schuster, Namens Nikolaus Hottinger, und ein gewisser Lorenz Hochrütiner standen, welcher Letztere schon früher ähnlichen Scandal verübt hatte. Solche Frevel konnte die Regierung nicht ungeahndet lassen. Die Thäter wurden gefangen gesetzt; doch sollte das Urtheil über sie noch verschoben werden; bis sich die Meinung über die Heiligkeit der Bilder würde aufgeklärt und nach Gottes Wort berichtigt haben.

Demnach wurde auf den Oktober 1523 eine zweite Disputation veranstaltet, wozu abermals sowohl der Bischof, als die Cantone der Eidgenossenschaft eingeladen wurden. Das Präsidium führte diesmal Joachim Vadian aus St. Gallen, und ihm zur Seite standen Sebastian Hofmeister von Schaffhausen und Christoph Schappeler von Memmingen. Der Johannitercomthur von Küßnacht, Konrad Schmidt, ein wackerer, nicht unaufgeklärter Mann, übernahm es, die Messe und die Bilder zu vertheidigen und die Versammlung überhaupt auf die goldne Mittelstraße der Mäßigung hinzulenken. Er rieth, die Bilder um der Blöden und Schwachen willen vor der Hand noch stehen zu lassen, und erinnerte dabei an den Apostel Paulus, welcher bei

den Athenern auch die Bilder gelaſſen und blos gelehrt habe, es ſei keine Gnade und Gottheit in ihnen *). Auf ähnliche Weiſe erklärte er ſich wegen des Faſtens. Auch hier drang er darauf, den ſchwachen Bruder nicht zu ärgern; auch hier berief er ſich auf des Apoſtels Beiſpiel, welcher geſagt habe, er wolle lieber ſeine Lebtage kein Fleiſch mehr eſſen, als daß er einen Bruder ärgere. Nur in den zum Glauben nothwendigen Dingen ſolle man ſich vor keiner Aergerniß ſcheuen. — So trefflich und wohlgemeint indeſſen dieſe Ermahnungen waren, ſo fanden ſie doch nicht allgemeinen Beifall. Nachdem zuerſt Hofmeiſter den Comthur mit der Bemerkung unterbrochen hatte, daß er ſich zu ſehr im Allgemeinen halte und dadurch von der Sache abſchweife, nahm Zwingli das Wort und entgegnete ihm Folgendes: „Wenn mein „Herr und Bruder, der Comthur, bemerkt, man ſolle Jeder„mann durch das göttliche Wort unterrichten, ſo gefällt mir „dies gar wohl, und ich hoffe, Leo und ich haben uns hier„in nicht ſäumig finden laſſen; aber daß ihr meint, die Bil„der ſeien Stäbe oder Stecken der Blöden, das walt' Gott! „Hätten die unnützen Pfaffen und Biſchöfe das Wort Got„tes, ſo ihnen empfohlen, eben ſo ernſtlich geprediget, als ſie „unnützen Dingen nachgelaufen ſind, ſo wäre es nie dazu „gekommen, daß der arme Laie Chriſtum hätte an der Wand

*) Ganz ſo ſprach ſich Luther gegen die Bilderſtürmer in Wittenberg aus (ſ. d. vorletzte Cap. im 2. Bde.).

„und auf Gemälden müssen kennen lernen.“ Gleicherweise widerlegte er des Comthurs Behauptungen in Bezug auf die Messe. Der treffliche Schmidt, weit entfernt, sich durch Zwingli's Gegenrede beleidigt zu fühlen, zollte vielmehr dem Reformator den vollsten Beifall. Er warnte zwar nochmals vor Uebereilungen; dann aber wandte er sich an die anwesenden Glieder der Regierung und sprach: „Ihr lieben „Herrn habt bisher manchem weltlichen Fürsten in seine „Herrschaft geholfen um Geldes willen. Helfet nun um „Gottes Willen Christo, unserm Herrn, wieder in seine „Herrschaft, daß er in euern Gebieten allein angebetet, ge„ehrt und angerufen werde, daß er in uns Christen allein „herrsche und regiere und von den Eurigen geachtet werde, „wozu ihn sein Vater gegeben, für den einigen wahren Mitt„ler, Erlöser und Erretter. Nehmet denn die Sache tapfer „und christlich zur Hand! — Ließe man Christum allein „Herrn und Meister sein über alle Dinge, ihn ruhig regie„ren und sein Werk in uns vollbringen, so hätten wir unter „einander brüderliche Ruhe, christlichen Frieden, göttliche „Huld und Gnade hie in Zeit und darnach das ewige Le„ben. Das verleihe Gott euch und allen Christen! Amen.“ Hofmeister, gerührt durch diese gottselige Rede des Comthurs, rief begeistert aus: „Gebenedeit ist die Rede deines Mundes!“

Der Präsident Vadian richtete nun die Frage an die Versammlung, ob noch Jemand zu sprechen Willens sei.

Da erhob ſich Zwingli abermals und ſprach: „Gnädige Her„ren und ihr Alle, lieben Brüder! Ich bitte euch dringend, „feſt an dem Worte Gottes zu halten. Wer dies thut, den „verläßt auch der Herr nicht. Mit Schmerz habe ich ver„nommen, wie geſtern Abend da und dort geredet worden „ſei, man wolle jetzt das Blut und den Leib Chriſti in die „Schlaftränke ziehen. Nein, das will gewiß Niemand.“ Die Wahrnehmung, ſo mißverſtanden zu werden, that ihm dermaßen leid, daß er ſich der Thränen nicht enthalten konnte. Sein Freund Leo Judä mußte daher für ihn das Wort ergreifen. „So Gott will,“ ſprach dieſer, „werden „wir Alle beim Evangelium bleiben, und gern will ich, „wenn's Noth thut, mein Leben dafür laſſen. Den Leib „mag man tödten, die Seele nicht. Die Schrift aber laſ„ſet uns nie zum Zank, nie zur Prahlerei, ſondern zur Beſ„ſerung unſers Lebens gebrauchen, und ſo ich im verfloſſenen „Geſpräche Jemand zu hart angeredet habe, bitte ich, daß er „mir daſſelbe verzeihe.“ Auch Zwingli bat noch einmal, man möchte ihm ſeine „ungeſchickten Worte“ verzeihen. Darauf legten die Präſidenten ihr Amt nieder und Vadian ſprach die Hoffnung aus, die Regierung werde wohl Mittel und Wege finden, das Wort Gottes zu handhaben, ohne die Schwachen zu ärgern. Das verſprach der alte Bürgermeiſter Röuſt in einer äußerſt herzlichen Rede, die mit den beſcheidenen Worten ſchloß: „Ich ſelbſt urtheile zwar von „geiſtlichen Dingen, wie der Blinde von der Farbe. Dar-

„um aber eben müssen wir bei dem Worte Gottes Rath „holen. Bittet nebst mir ihr Alle, daß seine Gnade mit „uns sei.“

So endigte die zweite Disputation in Zürich. Ihre Folgen waren gesegnet. Die Unruhestifter erhielten sämmtlich nur gelinde Strafen. Der Schuster Hottinger, der Haupträdelsführer, wurde auf zwei Jahre verbannt. Doch seine Stunde hatte geschlagen. Er fiel in Baden den Eidgenossen in die Hände und wurde, trotz der Fürbitte, die Zürich für ihn einlegte, hingerichtet. Er starb mit großer Standhaftigkeit.

In Zürich aber machte die Reformation immer gedeihlichere Fortschritte. Leider verstattet uns der Raum nicht, dieselben bis in's Einzelne zu verfolgen. Wir bemerken daher nur so viel, daß das Licht des Evangeliums, welches hier durch Zwingli entzündet worden war, immer heller aufflammte und seinen Schein durch die ganze Schweiz verbreitete, so daß Zürich unstreitig das Verdienst gebührt, in Ausbreitung der Glaubensverbesserung den übrigen schweizerischen Städten mit kräftigem Beispiele vorangeschritten zu sein, wozu freilich die Anwesenheit von Zwingli's Person viel beitrug, aber auch nicht weniger der Muth einer sich nach Außen stark fühlenden Regierung und Bürgerschaft.

Viertes Capitel.

Der deutsche Bauernkrieg.

1524—1525.

Den Kampf der Freiheit ehrt, müßt ihr die That auch tadeln. Tiedge.

Während die Reformation, wie wir gesehen, in Deutschland, der Schweiz und andern Ländern ihre Schwingen immer mehr ausbreitete, brach über Deutschland ein furchtbares Ereigniß herein, welches in seinen Folgen erschütternd wirkte und die junge Saat der Glaubensverbesserung zu gefährden drohte. Es war dies der Bauernkrieg.

Die Bauern befanden sich, wie wir schon Bd. II., S. 67 zeigten, damals in einer höchst drückenden und unglücklichen Lage. Adel und Geistlichkeit überließen ihnen größtentheils die Entrichtung der Steuern und Abgaben, welche so gewaltig vervielfacht wurden, daß der Arme sie nicht zu erschwingen im Stande war. Nicht genug, daß die Bauern Geldsummen unter den verschiedensten Titeln als Abgaben

erlegen mußten, auch Naturalien (z. B. Vieh, Geflügel, Fiſche, Getreide, Obſt, Wein, Eier, Bier, Honig, Flachs, Heu u. ſ. w.) mußten an den Gutsherrn und die Geiſtlichkeit entrichtet werden. Das Mortuarium (Sterbfall, Todfall, Hauptrecht, Beſthaupt), der Handlohn, Grundzinſen, Gülten und Renten, Zehnten und Frohnen der drückendſten Art laſteten als geſetzlich beſtimmte Abgaben auf dem Bauernſtande. Alles, was mit dem Pfluge gewonnen wurde, ſo wie Heu und Wein, Früchte und Vieh aller Art mußte als Zehnten abgegeben werden, und es ging ſo weit, daß mancher Bauer den vierten und ſechſten, mancher den zehnten Theil der Kirche, den neunten aber dem Landesherrn entrichten mußte. Rechnet man zu dieſen Laſten noch die Beden und Steuern, die anfangs, als der Heeresdienſt Reiterdienſt wurde und nur vom Adel geleiſtet werden konnte, als Entſchädigung von den Bauern gefordert, jetzt aber, trotz der Erfindung des Schießpulvers, beibehalten, ja noch durch eine Menge außerordentlicher Steuern (bei Ausſtattung einer Edelmannstochter, dem Ritterſchlage der Söhne, bei Auslöſung aus Gefangenſchaft ꝛc.) vermehrt wurden, ſo wird man zugeſtehen müſſen, daß gerade der ärmſte Stand am meiſten belaſtet war*).

*) Vergl. Oechſle's „Beiträge zur Geſchichte des Bauernkrieges“ (Heilbronn, 1830), ſo wie Burkhardt's „Geſchichte des deutſchen Bauernkrieges im Jahre 1525“ (Leipzig, 1832).

Daß das Gefühl ſo grenzenloſer Unterdrückung in den Herzen der Bauern Unzufriedenheit, dieſe Unzufriedenheit aber Luſt zu Empörungen erregte, war ſehr natürlich, und ſo brachen ſchon vor Beginn der Reformation in verſchiedenen Theilen Deutſchlands Bauernaufſtände aus*), welche jedoch, da ſie ohne allen gegenſeitigen Zuſammenhang waren, mit leichter Mühe unterdrückt und durch blutige Hinrichtungen gerächt wurden. Das vergoſſene Blut erſtickte indeß den Samen zu künftigen Revolutionen nicht, ſondern befruchtete ihn vielmehr, indem es den heißen Durſt nach Wiedervergeltung nährte. Als nun Luther auftrat, ſeine Lehre von der chriſtlichen Freiheit verkündigte und mit ſtarker Hand an dem Rieſenbau der päpſtlichen Hierarchie rüttelte, da glaubten die Bauern den günſtigen Augenblick gekommen, einen neuen Befreiungsverſuch zu wagen und die ihnen zuſtehenden Rechte mit gewaffneter Hand zu erkämpfen. In

*) 1476 rebellirten die Bauern im Würzburgiſchen unter der Anführung Hans Böheim's, 1492 die niederländiſchen Bauern, welche von ihrem Fahnenzeichen (einem Käſe mit einem Brode) den Spottnamen Käſebröder führten; 1505 entſtand im Bisthum Speier die unter dem Namen des Bundſchuhs bekannte Verſchwörung; 1513 tauchte, geleitet von einem gewiſſen Joß Fritz, eine gleichnamige Verbindung im Breisgau auf; 1514 endlich regte ſich der arme Konrad, ein Bauernbund im Würtembergiſchen, an deſſen Spitze zwei bäuerliche Demagogen, Geispeter und Gugelbaſtian, ſtanden.

Schwaben und Franken flammte die Fackel des Aufruhrs zuerst auf. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich von da die Bewegung nach den Bisthümern Würzburg und Speier, hierauf nach dem Mainzischen, nach Hessen, Fulda, der Pfalz und dem Elsaß. Auch in Baiern, Tyrol, Kärnthen, Steiermark, Sachsen und Thüringen spukte der revolutionäre Geist. Kurz, von den Ufern des Bodensees bis zum Harzgebirge, vom Böhmerlande bis nach Lothringen brauste die gewaltigste Gährung. Furchtbare Gräuelthaten geschahen. Mord und Brand bezeichneten die Spuren der siegreichen Bauernhaufen. Männer, wie Wendel Hipler, Florian Geier, Georg Metzler und Antonius Eisenhut, hatten das Commando übernommen und schwangen das Schwert der Rache mit eiserner Entschlossenheit. Von Tag zu Tage mehrte sich die Zahl der Aufrührer; von Tag zu Tage wuchs die Gefahr für Deutschlands Bischofssitze und Fürstenthrone.

So unklar Manchem das Unternehmen der Bauern im Ganzen erscheinen mag, so fehlte es denselben doch nicht an feinen Köpfen, welche die Bewegung mit großem Scharfblicke überschauten und System in die Sache zu bringen suchten. Diese Revolutionskoryphäen, unter denen namentlich Wendel Hipler an geistiger Kraft und Größe hervorragte, faßten die Beschwerden und Wünsche der Bauern in zwölf Artikel zusammen, und schufen so gewissermaßen eine Grundlage zu der Verfassung, die sie von Fürsten und

Herren zu erkämpfen hofften. Die zwölf Artikel erlangten bald eine große Berühmtheit. Sie drangen schnell wie ein Lauffeuer von Gau zu Gau und wurden von allen Rebellenhaufen angenommen. Ihre Wirkung war um so sicherer, da sie in ruhiger, gemäßigter Sprache abgefaßt und die darin ausgesprochenen Forderungen größtentheils gerecht waren. Die Bauern verlangten darin, daß jeder Gemeinde das Recht zustehen solle, sich einen Pfarrer zu wählen, der das Wort Gottes ohne Menschensatzungen predige; der kleine Zehnten sollte aufhören, der große oder Fruchtzehnten dagegen fortbestehen, um dem Geistlichen seinen Unterhalt zu sichern; die Leibeigenschaft sollte abgeschafft, übrigens aber der Obrigkeit in allen ziemlichen Dingen gehorcht werden; die Frohndienste und andere Beschwerungen sollten auf mildern Fuß gesetzt, die Gemeindewälder vertheilt, Jagd- und Fischgerechtigkeit frei gegeben werden, und was dergleichen Anliegen mehr waren.

Niemand wird die Billigkeit dieser Forderungen verkennen; aber bei den Fürsten und Herren fanden sie kein geneigtes Ohr. Dieselben beschlossen vielmehr, sie mit dem Schwerte in der Faust zu widerlegen. Sie zogen ihre Schaaren zusammen, und es kam an verschiedenen Orten zu Kämpfen, die alle für die Bauern höchst nachtheilig ausfielen, da sie ihren Gegnern weder an Disciplin, noch an Bewaffnung gewachsen waren. Das Bauernheer in Schwaben wurde durch den schwäbischen Bund in den blutigen

Schlachten von Leipheim, Wurzach und Böblingen aufgerieben; die pfälziſchen und fränkiſchen Bauern erlagen den vereinten Anſtrengungen des ſchwäbiſchen Bundes und des Kurfürſten von der Pfalz in den Schlachten bei Königshofen und Ingolſtadt*); die lothringiſchen und elſäſſiſchen Haufen fielen vor dem Schwerte des bigotten Herzogs Anton von Lothringen in den Mordgefechten bei Lupfſtein und Scherrweiler; die Rebellen der übrigen Länder ergaben ſich auf Gnade und Ungnade. Als nun der Aufſtand allerwärts gedämpft war, da begann das Blutgericht. Es ſchien, als wollten die Fürſten und Herren die Bauern an Grauſamkeit übertreffen. Und in der That war es wohl eine mehr als barbariſche Rohheit, wenn der Markgraf Kaſimir von Ansbach 85 aufrühreriſchen Bauern darum, weil ſie geſagt hatten, ſie wollten ihn nicht mehr an den Augen ſehen, die Augen ausſtechen ließ und ſie als eine Schaar blinder Bettler in's Elend ſchickte. Abhauen der Finger und ähnliche Verſtümmelungen galten als Gnade. Georg Truchſeß von Waldburg, das wilde Oberhaupt des ſchwäbiſchen Bundes, wüthete wie ein Beſeſſener; er ließ hängen, köpfen und verbrennen nach Herzensluſt. Und wer ſchaudert nicht zurück vor der geiſtlichen Härte, wenn er den Biſchof von

*) Auch Engelſtadt genannt, ein altes verfallenes Bergſchloß. Durchaus nicht zu verwechſeln mit dem bairiſchen Ingolſtadt.

Würzburg, Konrad von Thüngen, mit dem Henker durch das Land ziehen und mit dem Blute der Aufrührer auch das der Evangelischen in Strömen vergießen sieht! An 50,000 Menschen kamen in diesem unseligen Kriege, nach der geringsten Berechnung, um's Leben *).

Aber trotz dem war noch nicht alle Gefahr beseitigt. In Thüringen und Sachsen, wo das Feuer des Aufruhrs schon im Jahre 1524 geglimmt hatte, brach es 1525 erst recht in helle Flammen aus, seit Thomas Münzer daselbst aufgetreten war. Das Leben dieses merkwürdigen Mannes steht in zu naher Berührung mit Luther und der Reformation, als daß wir es nicht etwas näher betrachten sollten.

Thomas Münzer war in den letzten Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts zu Stollberg am Harz geboren, und soll in seiner Jugend das Unglück gehabt haben, seinen Vater durch das Beil des Henkers zu verlieren. Er besuchte die Schulen von Aschersleben und Halle. Schon hier pflog er geheimer Umtriebe und zettelte eine Verschwörung gegen den Herzog Ernst von Sachsen an, die jedoch keinen Erfolg hatte. Darauf zog er, mit schönen Bibelkenntnissen ausgerüstet, nach Wittenberg, wurde dort später Magister und nahm als solcher entschiedene Partei für die neue, durch

*) S. Raumer's „Geschichte Europa's seit dem 15. Jahrhundert."

Luthern verkündigte Lehre. Auch erwarb er sich anfänglich die persönliche Zuneigung des Reformators; doch konnte die Freundschaft beider Männer unmöglich von langer Dauer sein, da ihre Charaktere und Ansichten so wenig Gleichartiges hatten. Luther haßte jedes Urtheil des Schwertes und hoffte nur auf den Sieg des Wortes und der Feder; Münzer dagegen wünschte nichts sehnlicher, als eine Umkehr des Bestehenden und ein blutiges Zusammentreffen mit seinen Gegnern, worunter er alle Mächtige, Reiche und Vornehme verstand. Er war zwar von Natur feig, aber er besaß einen unbegrenzten Ehrgeiz. Dabei hatte er einen finstern, verschlossenen Sinn, welchem er durch das Lesen mystischer Schriften, die seine Einbildungskraft erhitzten, immer Nahrung zu geben beflissen war, so daß er sich zuletzt einbildete, von Gott zum Werkzeuge großer Plane ausersehen zu sein. Mit solchen Ideen fand er natürlich bei dem praktischen, vernünftigen Luther keinen Anklang. Mißmuthig darüber, verließ er Wittenberg und ging nach Aschersleben, wo er die Stelle eines Lehrers annahm. Nach kurzer Wirksamkeit daselbst wurde er Kaplan eines Nonnenklosters in Halle. Doch auch auf diesem Posten scheint er nicht lange gewesen zu sein, denn wir finden ihn bald darauf in seiner Vaterstadt Stollberg wieder, wo er sich durch seine Predigten den ungetheilten Beifall des Volkes erwarb.

Im Jahre 1520 wurde er nach Zwickau als Prediger berufen. Hier trieben die Wiedertäufer Storch, Stübner,

Thomá, Cellarius und Andere ihr unsauberes Wesen. Münzer machte sogleich gemeinschaftliche Sache mit ihnen, und da er sich nicht blos auf schwärmerische Reden beschränkte, sondern mit Hülfe der neuen Propheten auf wirkliche Unruhen ausging, so wurde er 1522 sammt den letzteren von dem Rathe aus der Stadt gejagt. Die ganze Rotte ging nun nach Wittenberg, wurde auch hier anfangs von Karlstadt und Melanchthon wohl aufgenommen und nachdrücklich beschützt, hernach aber von Luther zur Ruhe gebracht. Seit dieser Zeit zeigte Münzer stets den entschiedensten Haß gegen Luthern. Um demselben Luft zu machen, verfaßte er eine Schrift, der er den Titel gab: „Hochverursachte Schutzrede und Antwort wider das geistlose und sanft lebende Fleisch zu Wittenberg." Hier hatte er sein ganzes Gift ausgespritzt und seinen großen Gegner mit den gemeinsten Schimpfreden belegt, wie Lügner, Erzheide, Erzbube, Wittenbergischer Papst u. s. w. Nach glücklich vollbrachter Heldenthat fand er es jedoch gerathen, sich aus dem Staube zu machen, und durchzog nun als wandernder Prediger fast ganz Deutschland. Er verkündigte eine neue Lehre, nach welcher zwischen den Menschen und der Gottheit eine enge und genaue Freundschaft bestehe und der zufolge Gemeinschaft aller Güter eingeführt werden müsse. Eine sichere Stelle im Reiche Gottes nach diesem Leben war der Lohn der Bekenner seiner Lehre. Diese Ansichten verbreitend, schweifte er durch Böhmen, die Mark und Sachsen, wurde aber überall als unruhiger Kopf

vertrieben, bis es ihm endlich gelang, als Pfarrer in der thüringischen Stadt Allstädt angestellt zu werden.

Hier trat er nun offener mit seinen Ideen hervor, und während er kühn gegen den Papst und die römisch-katholische Kirche eiferte, versäumte er zugleich keine Gelegenheit, Luthern und dessen Anhänger zu verdächtigen. Weder die päpstliche Lehre, sprach er, noch die lutherische führe zur wahren Frömmigkeit. Der Papst habe die Gewissen zu hart gebunden mit unbilligen Bürden und Ceremonien, und Luther mache die Gewissen zwar frei, lasse sie aber in fleischlicher Freiheit bleiben, so daß sie nicht weiter im Geist und zu Gott geführt würden. Man müsse sich lossagen von den Satzungen der Päpste, da diese keine Frömmigkeit zu erwecken vermöchten; aber es sei nicht genug, von öffentlichen Lastern, als Ehebruch, Todtschlag, Gotteslästerung und dergleichen, abzulassen, man müsse auch, um am Reiche Gottes einst Theil zu nehmen, den Leib kasteien und martern mit Fasten, mit schlechter Kleidung, mit Wenigreden und Sauersehen. Wie die Erzväter gethan, müsse man den Bart wachsen lassen; das stehe im Evangelium geschrieben und sei die wahre Tödtung und Kreuzigung des Fleisches. Habe man auf diese Weise sich vorbereitet, so solle man oft an einsame, versteckte Orte gehen, sich mit Gott unterhalten und fragen, was er sei und ob er sich auch der armen Menschen annehme, ob es wahr sei, daß Christus um unsertwillen gelitten und uns erlöst habe, ob unser Glaube oder der der

Türken der wahre sei, und dergleichen mehr. Gebe Gott kein Zeichen, so solle man nicht ablassen, sondern fortfahren, kühn und ernst ein solches zu fordern. Man solle sich mit Gott erzürnen, ihm fluchen, ihm seine Gerechtigkeit vorwerfen, da ja von ihm geschrieben stehe, er wolle Jedermann selig machen, die Wahrheit lehren und das geben, warum man ihn bitte. An solchem Zorne habe Gott ein großes Wohlgefallen, denn daraus ersehe er, wie sehr man sein begehre; er werde handeln, wie ein Vater, und die ersehnten Zeichen geben, um den Durst der Seele zu löschen. Die Schrift verheiße ja von ihm, daß er den Dürstenden tränken werde, und so werde auch Gott erscheinen und, wie er mit Abraham und Jakob gethan, mündlich mit den Rufenden sprechen. Er verachte Gott und wolle nichts von ihm wissen, wenn er sich nicht auf diese Weise seiner annehme und mit ihm rede. Diese Art, zu beten, sei aber der einzige Weg zum Himmel, und wer dawider rede, der sei ein Pharisäer, der Gott nicht recht und wahr erkannt habe.

Durch solche Vorträge gewann Münzer viel in der Meinung des Volkes; denn Alle schmeichelte es, Vertraute der Gottheit zu werden. Seine Predigten wurden zahlreich besucht, und es gelang dem schlauen Verführer immer mehr, seine Zuhörer zu fanatischen Schwärmern zu machen. Er versprach ihnen durch die Gütergemeinschaft ein Leben voll Ruhe und Gemächlichkeit und im Falle des Märtyrertodes das Himmelreich, wohl wissend, daß er mit Leuten, die

Solches glaubten, Alles anfangen könne, um seine Zwecke zu erreichen. Ferner lehrte er, daß die Gottheit sich durch Träume offenbare. Natürlich fanden sich jetzt Viele, denen die erhitzte Einbildungskraft Träume eingegeben hatte und die Münzer als auserwählte Freunde der Gottheit dem staunenden Volke verkündete. Als nun die Zahl seiner Anhänger ziemlich groß war, trat er mit einem neuen Befehle der Gottheit hervor, dem zufolge sich Alle durch einen Eid verbinden sollten, die Ungläubigen zu vertilgen und neue Obrigkeiten und Fürsten zu ernennen. Dieser Befehl aber bewog die Obrigkeit von Allstädt, den neuen Propheten aus der Stadt zu weisen. Münzer verschwand nun auf einige Zeit, bis er endlich wieder in Nürnberg auftauchte. Aber auch hier duldete man ihn nicht lange, und so trieb er sich auf's Neue in der Irre herum, namentlich in Franken und der Schweiz, bis er endlich wieder nach Thüringen kam und in Mühlhausen als Prediger angestellt wurde. Letzteres war auf Fürsprache einiger angesehener Mühlhäuser Bürger geschehen, die ihn vordem in Allstädt predigen gehört hatten. Der Magistrat hatte sich zwar der Erwählung Münzer's widersetzt, aber der Wille der Bürger war durchgedrungen. Eben so war ein Brief Luther's unbeachtet geblieben, der die Mühlhäuser also gewarnt hatte: „Ich bitte, ihr wolltet „gar fleißig euch vorsehen vor dem falschen Geist und Pro„pheten, der in Schaafskleidern dahergeht und ist inwendig „ein reißender Wolf. Denn er hat an vielen Orten,

„ſonderlich in Zwickau und Allſtädt, wohl beweiſet, was er „für ein Baum iſt, indem er keine andern Früchte trägt, „denn Mord und Aufruhr und Blutvergießen anzurichten, „dazu er denn zu Allſtädt öffentlich gepredigt, geſchrieben und „geſungen hat. Wollen euch aber meine Reden nicht be„wegen, ſo thut doch alſo und verziehet die Sache mit einem „Aufſchub, bis ihr daß erfahret, was es für ein Menſch iſt. „Denn es iſt angegangen; es wird nicht lange im Finſtern „bleiben. Treulich meine ich's mit euch; das weiß Gott, „und gern wollte ich eurer Gefahr und Schaden zuvor„kommen.“

In Mühlhauſen entwickelte ſich erſt Münzer's politiſche Beredtſamkeit. Kaum hatte er ſich daſelbſt etwas feſtgeſetzt, ſo glaubte er nichts ernſtlicher zu thun zu haben, als den ihm abholden Magiſtrat zu ſtürzen. Es gelang ihm dies leichter, als er gedacht hatte. Die alten Rathsmitglieder wurden ſämmtlich aus der Stadt gejagt und durch neue erſetzt, die den Umſturzideen ergeben waren. Nun ging das Reformiren los. Die kirchlichen Gebräuche, der Geſang, die Kleidung, mit einem Worte, der ganze Ritus wurde nach wiedertäuferiſcher Art verändert; die Mönche mußten die Stadt verlaſſen; die Klöſter und Stiftsgüter wurden eingezogen. Münzer ſelbſt bezog das reiche, vormals den Johannitern zugehörige Kloſter. Von hier aus leitete er alle Angelegenheiten der Stadt. Er ging ſelbſt in die Verſammlungen des Rathes, und dieſer mußte ſich ſeinem Willen

fügen, denn der Prophet behauptete, das Rechtsprechen müsse durch Offenbarungen Gottes und aus der Bibel geschehen. Die längst versprochene Gütergemeinschaft wurde eingeführt; der Reiche mußte mit dem Armen theilen, und wer sich dessen weigerte, ward mit Gewalt bedroht. Solche Maaßregeln mußten natürlich dem Volke gefallen, und dasselbe verehrte in der That Münzern wie einen Heiligen.

So hatte Münzer ungefähr ein Jahr in Mühlhausen gewaltet, als in Franken und Schwaben sich die Bauern gegen ihre Herren erhoben, und die Kunde dieses Aufstandes sich auch im nördlichen Deutschland verbreitete. Dies kam dem Dictator von Mühlhausen sehr gelegen, und alsbald verkündete er neue Befehle der Gottheit und rief auf zur Rüstung gegen Pfaffen und Adel. In großen Haufen zog jetzt, diesem Aufrufe zufolge, die benachbarte Bauernschaft nach Mühlhausen; denn Alle gedachten reich zu werden und glücklich den Kampf gegen Fürsten und Edelleute hinaus zu führen. Im Barfüßerkloster, das als Mittelpunkt der Operationen galt, ward eine Gießerei errichtet, und bald waren die Haufen gerüstet.

Um diese Zeit gewann Münzer einen treuen Apostel seiner Lehre an einem ehemaligen Mönche, Namens Pfeifer, welcher seinen Herrn und Meister an Wildheit fast noch überbot. Wenigstens war er weit kühner und verwegener. Die Zurüstungen zum Kampfe dauerten ihm viel zu lang; er glaubte nach einem nächtlichen Gesicht augenblicklich gegen

den verhaßten Adel ausziehen zu müſſen. Münzer war aber immer noch ſchwankend; überhaupt wollte er erſt völlig gerüſtet ſein, ehe er etwas Entſcheidendes unternähme. Vor Allem hoffte er auf das Anrücken der fränkiſchen Bauern in die Nähe Thüringens und auf die Theilnahme der Bergleute zu Mansfeld. Um Letztere für ſeine Zwecke zu gewinnen, erließ er eine Proclamation an ſie, aus der wir einige Stellen ausheben. „Es iſt hohe Zeit!“ — hieß es daſelbſt — „dran, dran, dran! Es iſt Zeit! Die Böſewichter „ſind fein verzagt, wie die Hunde. Reget die Brüder an, „daß ſie ihren Schwur halten! Es iſt über die Maaßen „hoch, hoch vonnöthen. Dran, dran, dran! Laßt euch nicht „erbarmen, ob auch Eſau gute Worte vorſchlüge! Sehet „nicht an den Jammer der Gottloſen! Sie werden euch „freundlich bitten, ſie werden greinen und flehen, wie die „Kinder. Laßt es euch aber nicht erbarmen! Laßt euer „Schwert nicht kalt werden von Blut! Schmiedet Pinke„pank auf dem Ambos Nimrod! Werfet den Thurm zu „Boden! Es iſt nicht möglich, ſo lange ſie leben, daß ihr „der menſchlichen Furcht los werdet. Man kann euch von „Gott nichts ſagen, ſo lange ſie über euch regieren. Dran, „dran, dran, dieweil ihr Tag habt! Gott geht euch vor; „folget!“ Unterzeichnet war die Proclamation: „Thomas „Münzer, ein Knecht Gottes wider die Gottloſen.“

Vergebens hatte Luther einen ſogenannten Kreuzzug gegen den „Mordpropheten“, wie er Münzern nannte, unter-

nommen; er war durch die bedeutendsten Städte Thüringens gereist und hatte durch sein kräftiges Wort abzumahnen versucht von dem gewagten Beginnen. Aber seine Bemühungen waren fruchtlos geblieben; denn bereits hatte ein glänzender Anfang Münzer's Vorhaben begünstigt. Der ungestüme Pfeifer hatte auf eigne Faust mit einigen Haufen von Mühlhausen aus einen Raub- und Zerstörungszug in das Eichsfeldische unternommen; sein Anschlag war mit dem besten Erfolge gekrönt worden, und triumphirend und mit Beute beladen rückte er wieder in Mühlhausen ein. Das wirkte; Niemand wollte sich nun mehr abhalten lassen, einem Unternehmen beizutreten, das so viele Vortheile versprach. Bald verbreitete sich der Aufstand im Mansfeldischen, im Stollbergischen, im Schwarzburgischen und im Eichsfelde, ja sogar bis Braunschweig und Hessen. Auch die sächsischen Fürstenthümer, so wie die Städte Weimar, Hildburghausen, Meiningen, Torgau und Leipzig fingen an, der Obrigkeit den Gehorsam aufzukündigen. Ueberall, an der Saale und Elbe, im Meißnischen und im Voigtlande, loderte die Flamme des Aufruhrs empor. Als Münzer dies gewahrte, da pochte sein Herz vor wilder Freude. Jetzt, glaubte er, sei der rechte Zeitpunkt zum Losschlagen gekommen. Er verließ daher mit dreihundert seiner Genossen Mühlhausen und wandte sich nach dem im Schwarzburgischen gelegenen Frankenhausen, wo man schon Unterhandlungen mit dem Grafen

Albrecht von Mansfeld begonnen hatte. Münzer brach diese augenblicklich ab und sandte ohne Weiteres dem Grafen einen Brief folgenden Inhalts:

„Bruder Albrechten von Mansfeld zur Bekehrung ge„schrieben. — Furcht und Zittern sei einem Jeden, der Uebel „thut! Daß du diese in der Epistel Pauli an die Römer „enthaltenen Worte also übel mißbrauchst, erbarmet mich. „Du willst die böswichtischen Obrigkeiten dadurch bestätigen, „in der Maaße, wie der Papst Petrum und Paulum zu „Stockmeistern gemacht. Meinst du, daß Gott, der Herr, „sein unverständiges Volk nicht erregen könne, die Tyrannen „abzusetzen in seinem Grimm? Hat nicht die Mutter Christi „aus dem heiligen Geiste geredet, als sie von dir und deines„gleichen weissagte? Die Gewaltigen hat er vom Stuhle „gestoßen, und die Niedrigen, die du verachtest, erhoben. „Hast du in deiner lutherischen Grütze und deiner witten„bergischen Suppe nicht mögen finden, was Ezechiel in sei„nem 37. Capitel weissaget? Auch hast du in deinem mar„tinischen Bauerndreck nicht mögen schmecken, wie derselbe „Prophet weiter sagt, Gott werde alle Vögel des Himmels „fordern, daß sie sollen fressen das Fleisch der Fürsten, und „die unvernünftigen Thiere sollen saufen das Blut der großen „Hansen? Meinst du, daß Gott an seinem Volke nicht „mehr gelegen ist, denn an euch Tyrannen? Du willst „unter dem Namen Christi ein Heide sein und dich mit „Paulo zudecken. Man wird dir aber die Bahn verlaufen;

„darnach wisse dich zu halten. Willst du erkennen das Wort „Daniel's, daß Gott die Gewalt der Gemeinde gegeben hat, „und vor uns erscheinen und deinen Glauben brechen, so „wollen wir dich wie einen unsrer Brüder behandeln. Wo „aber nicht, so werden wir uns an deine lahme, schaale „Fratze nicht kehren, sondern wider dich fechten, wie wider „einen Erzfeind des Christenglaubens. Darnach wisse dich „zu halten! Gegeben zu Frankenhausen, Freitags nach „Jubilate, Anno 1525. Thomas Münzer mit dem Schwerte „Gideons."

Noch an demselben Tage erließ Münzer ein Schreiben ähnlichen Inhalts, nur in noch stärkern Ausdrücken, an den Grafen Ernst von Mansfeld, der zu Heldrungen residirte. Dasselbe lautete: „Sendbrief zur Bekehrung Bruder Ernst's „zu Heldrungen. — Die gestrackte Kraft, die feste Furcht „Gottes und der beständige Grund seines gerechten Willens „sei mit dir Bruder Ernst! Ich, Thomas Münzer, vor„mals Pfarrherr zu Allstädt, vermahne dich zum überflüssig„sten Anregen, daß du um des lebendigen Gottesnamens „willen von deinem tyrannischen Wüthen wollest ablassen „und nicht länger den Grimm Gottes über dich erbittern. „Du hast die Christen angefangen zu martern, du hast den „heiligen christlichen Glauben eine Büberei gescholten, du „hast dich unterstanden, die Christen zu vertilgen. Siehe „an, du elender, dürftiger Madensack! Wer hat dich zum „Fürsten des Volkes gemacht, welches Gott mit seinem

„theuern Blute erworben hat? Du ſollſt und mußt be-
„weiſen, ob du ein Chriſt biſt, du ſollſt und mußt deinen
„Glauben brechen. Du ſollſt in wahrhaftiger Wahrheit
„gutes und ſicheres Geleit haben, deinen Glauben an den
„Tag zu bringen; das hat dir eine ganze Gemeinde im
„Ringe zugeſagt. Auch ſollſt du dich entſchuldigen wegen
„deiner offenbaren Tyrannei, auch anſagen, wer dich ſo dür-
„ſtiglich gemacht hat, daß du allen Chriſten zu Nachtheil
„unter einem chriſtlichen Namen willſt ein ſolcher heidniſcher
„Böſewicht ſein. Bleibſt du außen und entledigſt dich der
„auferlegten Sache nicht, ſo will ich ausſchreien vor aller
„Welt, daß alle Brüder ihr Blut getroſt ſollen wagen, wie
„etwa wider die Türken; dann ſollſt du verfolgt und aus-
„gerottet werden. Denn es wird ein Jeder viel emſiger
„ſein, an dir Ablaß zu verdienen, denn vor Zeiten der Papſt
„gegeben. Wir wiſſen nichts anders an dir zu bekommen.
„Es will keine Schaam in dich. Gott hat dich verſtockt,
„wie den König Pharao, auch wie die Könige, welche Gott
„vertilgen wollte. Immer mehr ſei es Gott geklagt, daß
„die Welt deine grobe Büberei und wüthende Tyrannei nicht
„ſchon eher erkannt hat. Wie haſt du ſolchen merklichen,
„unerſetzlichen Schaden angerichtet! Wie ſoll ſich Jemand
„anders über dich erbarmen, als Gott ſelbſt! Kurzum, du
„biſt durch Gottes kräftige Gewalt dem Verderben über-
„antwortet, und demüthigſt du dich nicht, ſo wird dir eine
„ewige Schande vor der ganzen Chriſtenheit auf den Hals

„fallen; du wirst des Teufels Märtyrer werden. Der ewige, „lebendige Gott hat uns die Gewalt gegeben, dich von dem „Stuhle zu stoßen, denn du bist der Christenheit nichts „nütze, du bist ein schädlicher Staupbesen der Freunde Got„tes. Wir wollen deine Antwort noch heut haben oder dich „im Namen des Herrn der Heerschaaren heimsuchen. Dar„nach wisse dich zu richten. Wir werden unverzüglich thun, „was uns Gott befohlen hat. Thue du auch dein Bestes! „Ich fahre daher. Gegeben zu Frankenhausen, Freitags „nach Jubilate, Anno 1525. Thomas Münzer mit dem „Schwerte Gideons."

Die bei Frankenhausen gelagerte Bauernarmee wuchs binnen Kurzem auf 8000 Mann an, und wäre ihr Anführer ein eben so guter Feldherr gewesen, als er ein begeisternder Prediger war, so hätte er mit dieser fanatischen Schaar viel vollführen können. Allein Münzer verstand nicht das geringste von der Art und Weise, ein Treffen zu leiten; er hoffte Alles von der erhitzten Schwärmerei seiner Anhänger. Doch bald sollte er die Erfahrung machen, daß mit Schwärmerei allein in der Stunde der Gefahr nichts ausgerichtet ist.

Die Fürsten, deren Länder bei dem Aufruhre betheiligt waren, machten anfangs verschiedene Versuche, ihre empörten Unterthanen in Gutem auf den Weg der Pflicht zurückzuleiten. Da indeß alles Zureden sich als vergeblich erwies, so glaubten sie nicht länger zaudern zu dürfen, sondern zogen

ihre Streitkräfte zusammen, entschlossen, dem gemeinsamen Feinde mit vereinten Kräften entgegen zu treten und die Sache mit einem Schlage zu Ende zu führen. Der feurige Landgraf Philipp von Hessen brach zuerst los. Er griff die hessischen Rebellenhaufen, die ungefähr 6000 Mann stark waren und gewissermaßen die Vorposten des Münzerschen Corps bildeten, herzhaft an, schlug sie in die Flucht und rieb sie in mehrern kleinern Gefechten fast gänzlich auf. Darauf marschirte er nach Thüringen und vereinigte sich mit den gegen die dortigen Aufrührer im Felde stehenden Fürsten. Dies waren der Kurfürst Johann von Sachsen, der seinem um diese Zeit verstorbenen Bruder, Friedrich dem Weisen, in der Regierung gefolgt war und in der Geschichte unter dem Namen des Beständigen bekannt ist, der Herzog Georg von Sachsen und der Herzog Heinrich von Braunschweig, denen sich noch einige andere unbedeutendere Herren, z. B. die Grafen von Mansfeld, angeschlossen hatten. Die Gesammtmacht der Verbündeten mochte 6—7000 Mann betragen, unter denen ungefähr fünfzehnhundert Reiter waren. Die Bauern dagegen zählten, wie schon erwähnt, 8000 Mann und standen auf einer Anhöhe bei Frankenhausen hinter einer Wagenburg so wohl verschanzt, daß es die Reisigen für unmöglich hielten, einen Angriff zu unternehmen. Hätte nun Münzer nur etwas Weniges von der Kriegskunst verstanden, so würde es seinen Gegnern wohl schwerlich gelungen sein, ihn bei seiner treff-

lichen Stellung und seiner Uebermacht zu besiegen. So aber war er nur ein gelehrter Wortmacher, dessen Schicksal sich bei einem Zusammentreffen mit dem zwar schwächern, doch geschicktern Feinde von jedem Vernünftigen leicht voraussehen ließ.

Als die Schaaren der Verbündeten näher an Frankenhausen heranzogen, mochte den Bauern wohl etwas bänglich zu Muthe werden und mancher von ihnen sich an den heimathlichen Heerd zurücksehnen. Sie sandten daher ein vermittelndes Schreiben an ihre Gegner, worin sie denselben meldeten, sie wären nicht, um Blut zu vergießen, sondern nur um die göttliche Gerechtigkeit zu handhaben, zusammengekommen; sie würden deshalb auch den Fürsten und Edelleuten, dafern diese gleichen Willens wären, nichts thun. Die Verbündeten aber beantworteten dieses Schreiben ganz kurz. Sie erklärten sich nur unter der Bedingung zur gütlichen Beilegung geneigt, wenn die Bauern den Unheilstifter Münzer und die übrigen Rädelsführer des Unternehmens auslieferu, sich selbst aber auf Gnade und Ungnade ergeben wollten.

Als Solches der versammelten Bauernschaft vorgelesen wurde, waren Viele unschlüssig, was sie thun sollten, und Wankelmuth ist bekanntlich in dergleichen Krisen ansteckend. Da trat Münzer, der wohl wußte, daß in diesem Augenblicke sein Leben auf dem Spiele stand, mit der Haltung und Würde eines Propheten unter sie und sprach ihnen

neuen Muth und neues Vertrauen ein. Mit seltner Beredsamkeit gewann er die Schwankenden auf's Neue für seine Sache und erfüllte sie mit Hoffnung auf den glücklichen Ausgang des Kampfes. „Fürchtet euch nicht," rief er ihnen unter Anderm zu, „vor der Masse der Feinde und ihrem zahlreichen Geschütze! Sehet, mit den Falten dieses meines Kleides will ich die Kugeln, die sie auf uns abschießen werden, auffangen." Während er so sprach, erschien am Himmel ein Regenbogen, dasselbe Zeichen, welches die Bauern in ihren Fahnen führten. Mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart benutzte der schlaue Münzer sogleich diesen Umstand zur Begeisterung der Seinigen. „Gott ist mit uns," fuhr er fort, „er sendet uns ein Zeichen seiner Hülfe. Seht ihr den Regenbogen am Himmel? Er bedeutet, daß Gott uns, die wir den Regenbogen im Banner führen, helfen will gegen die mörderischen Fürsten und daß er ihnen Gericht androhet und Strafe. Darum seid unerschrocken und getröstet euch göttlichen Beistandes und stellt euch zur Wehre, denn der Herr will nicht, daß ihr Friede macht mit den gottlosen Fürsten."

Da regte sich neuer Kampfmuth in den begeisterten Schaaren und von allen Seiten verlangte man in stolzer Siegestrunkenheit zum Kampfe geführt zu werden. Noch einmal versuchten jetzt die Fürsten den Weg der Güte. Sie sandten einen jungen Edelmann, Maternus von Gehofen mit Namen, den einzigen Sohn eines Greises, mit Friedens-

vorschlägen in das Lager der Bauern. Aber leider war dies jetzt zu spät. Münzer, um den Bauern jede Rückkehr unter die alten Obrigkeiten abzuschneiden und eine unauflösbare Kluft zwischen ihnen und ihren Gegnern aufzureißen, ließ dem Gesandten wider alles Kriegsrecht den Kopf abschlagen und seinen Leib in Stücken hauen. Diese Schandthat erfüllte Fürsten und Adel mit dem gerechtesten Unwillen. Das Zeichen zum Angriff ward gegeben und die Reisigen der Fürsten drangen auf die Bauern ein. Vergebens warteten diese auf die von Münzern versprochene Hülfe der himmlischen Heerschaaren; vergebens sangen sie vertrauensvoll das Lied: „Komm' heiliger Geist ꝛc."; keine Hülfe erschien. Schon waren Viele im Kampfe gefallen, schon war die Wagenburg von den Feinden erstürmt worden, da vermochte nichts mehr die entmuthigten Schaaren zu halten, die ohne gehörige Waffen, ohne das nöthige Geschütz den gewandten Feinden gegenüber standen. In wilder Flucht suchten sie zu entkommen, nachdem schon gegen 5000 auf dem Schlachtfelde gefallen waren.

Am 15. Mai 1525 ward diese Schlacht geschlagen und noch an demselben Tage ergab sich Frankenhausen den Siegern. Dreihundert von der Besatzung büßten hier mit dem Leben und wurden als Sühnopfer der Rache enthauptet. Thomas Münzer, der sich auf dem Boden eines Hauses in Frankenhausen verborgen hatte, ward durch den Knecht eines lüneburgischen Edelmannes entdeckt und gefangen zu dem

Ein Abgesandter der Fürsten macht den Bauern im Lager vor Frankenhausen Friedensvorschläge

Herzoge Georg von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen geführt. Als man ihm hier die Frage vorlegte, was ihn bewogen habe, durch seine eitlen Prophezeihungen eine solche Unruhe zu erwecken, antwortete er trotzig: „Ich habe das gethan, wozu mich Gott berufen hat.“ Um solchen Trotz zu beugen, wurde er auf die Folter gebracht. Von Schmerz gepeinigt, schrie der Unglückliche laut auf. Da rief ihm Herzog Georg zu: „Thomas, dies thut dir wehe, aber es hat heute den armen Leuten noch weher gethan, daß man sie erstochen hat, und die du in solches Elend gebracht hast.“ Hierauf soll Münzer hell aufgelacht und erwiedert haben: „Sie haben es ja nicht besser haben wollen.“ — Von Frankenhausen wurde der Exgeneral der Bauern gebunden auf einem Wagen nach Heldrungen zu dem Grafen Ernst von Mansfeld geschafft, dem er kurz vorher die oben angeführte drohende Proclamation zugeschickt hatte. Hier kam er von Neuem auf die Folter, sagte aber nichts Genaueres über seine Pläne und seine Mitschuldigen aus.

Münzer's Unteranführer, Pfeifer, hatte sich mit einer kleinen Bauernabtheilung auf dem Schlachtfelde von Frankenhausen durch die feindlichen Schaaren durchgeschlagen und war glücklich nach Mühlhausen entkommen, wo er die Bürger anfeuerte, sich tapfer zu vertheidigen. Doch die Fürsten ließen ihnen nicht lange Zeit zu Vorbereitungen. Sie rückten am 20. Mai vor die Stadt und fingen sie an zu belagern. Den Bürgern entsank bald der Muth, und vergebens waren

alle Zureden Pfeifer's, sich bis auf den letzten Mann zu wehren. Sie sandten schon am vierten Tage der Belagerung gegen tausend Frauen und Mädchen, baarhaupt und baarfüßig, in das Lager der Verbündeten, um Gnade für die hart bedrängten Einwohner zu erflehen. Die Fürsten verpflichteten sich aber zu nichts, sondern verlangten die Uebergabe der Stadt auf Gnade und Ungnade. Den entmuthigten Bürgern blieb nun nichts anderes übrig, als am folgenden Tage, den Magistrat an der Spitze, mit weißen Stäben in den Händen und mit unbedeckten Häuptern in das Lager hinauszuziehen und die Schlüssel der Stadt zu überliefern. Darauf rückten denn die Fürsten in Mühlhausen ein und hielten strenges Gericht, in Folge dessen mehrere der Haupturheber des Aufstandes geköpft wurden. Die Thore, Mauern und Festungswerke der Stadt wurden geschleift oder untauglich gemacht, die Bürgerschaft mußte eine starke Contribution zahlen, und noch bis zum schmalkaldischen Kriege lastete auf der Commune die Erlegung einer jährlichen Strafsumme von dreihundert Thalern.

Der kluge Pfeifer hatte die Einnahme der Stadt nicht abgewartet, sondern sich einige Tage zuvor mit zweiundneunzig Getreuen aus dem Staube gemacht. Doch man holte ihn bei Eisenach ein. Er wurde nach Mühlhausen zurückgebracht und, da er sich weigerte, Beichte und Abendmahl anzunehmen, ohne Verzug auf den Richtplatz geführt und enthauptet. Mit ihm starb der grimmigste Feind der Fürsten. Er schien

gewiſſermaßen zum Revolutionär geboren; denn er war raſch in ſeinen Entſchlüſſen, energiſch in deren Ausführung, erfüllt von einem unbeugſamen, kein Blut ſcheuenden Fanatismus und beſeelt von einer beiſpielloſen Kühnheit, wodurch er nie verfehlte, die Maſſen mit ſich fortzureißen.

Bald nach Pfeifern empfing auch Münzer ſein Urtheil. Er wurde in Heldrungen gerädert. Kurz vor ſeinem Tode hatte er von ſeinem Gefängniſſe aus nach Mühlhauſen geſchrieben und dem dortigen Magiſtrate ſein Weib und ſein Vermögen anempfohlen. In ſeinen letzten Tagen zeigte er ſich ziemlich ruhig und verſtändig; er hörte Beichte und empfing das Abendmahl. Zwar will Melanchthon*) behaupten, er ſei in ſeiner letzten Noth ſehr kleinmüthig und ſo mit ſich zerfallen geweſen, daß er den Glauben nicht allein habe beten können, ſondern Herzog Heinrich von Braunſchweig habe ihm denſelben vorbeten müſſen. Mit dieſer Todesangſt ſtimmt indeß die weitere Erzählung Melanchthon's nicht überein, daß er nämlich noch auf dem Richtplatze eine ſtrenge Rede an die verſammelten Fürſten und Herren gehalten, ihnen Milde gegen die armen Leute empfohlen und ſie auf die Bücher der Könige verwieſen habe. Auch berichtet ein alter Chroniſt, der wegen ſeiner Vorliebe

*) Wir beſitzen von ihm eine eigene Schrift über den thüringiſchen Bauernkrieg. Sie führt den Titel: „Hiſtoria Thomä Münzer's, des Anfängers des thüringiſchen Aufruhrs.“

für den Katholicismus hier als ganz unparteiisch gelten kann*), über Münzer's letzte Augenblicke: „Obschon er sah, daß er sterben mußte, so behielt er doch die Sitten und das Wesen eines Propheten; er lachte sogar, als ihm der Henker mit dem Rade seine Gebeine und Glieder zerstieß; er ermahnte auch die Fürsten, daß sie etwas fleißiger die Bibel lesen und auf das Wort Gottes merken sollten." — Mit Münzern wurden zugleich vierundzwanzig andere Rebellen hingerichtet. Den Kopf des gewaltigen Demagogen steckte man zur Warnung für Andere auf einen Spieß.

Nachdem die Häuptlinge des Aufstandes ihre Strafe erhalten hatten, trennten sich die Fürsten, um die in ihren Ländern noch herrschenden Unruhen zu dämpfen. Bald war ihnen auch dies gelungen, und durch milde Schonung stellte der Kurfürst Johann, durch grausame Hinrichtungen der Herzog Georg von Sachsen die Ruhe wieder her. In den Ländern des Kurfürsten hatte man nur gegen Adel und Geistlichkeit, nicht aber gegen das Staatsoberhaupt die Waffen ergriffen. „Ueberhaupt" — sagt Sartorius, ein über diesen Gegenstand handelnder Schriftsteller**) — „be-

*) Der bairische Mönch Aegidius Albertinus. Er schrieb in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Sein Werk erschien in drei Bänden unter dem Titel: „Der Teutschen Lusthaus."

**) Versuch einer Geschichte des deutschen Bauernkriegs oder der Empörung in Deutschland zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Von Georg Sartorius. Berlin, 1795.

ſtätigte ſich auch diesmal die Behauptung, daß keine Regierung, ſelbſt in den unruhvollſten ſtürmiſchen Zeiten, irgend etwas von Rebellion zu fürchten hat, wo die Liebe der Unterthanen zu ihren Vorgeſetzten auf dem unerſchütterlichen Grunde beruht, daß die Regierung ihr Beſtes ernſtlich wolle und daß ſie dies nur zu ihrem erſten und einzigen Zwecke mache. Das ſtolze Bewußtſein ihrer guten Sache wird ſie aufrecht erhalten und alle Gefahr verachten lehren, wenn minder reine Gewiſſen zittern.“

Es iſt lange darüber geſtritten worden, inwiefern die Reformation Einfluß auf den aufrühreriſchen Geiſt des Volkes gehabt und ob ſie überhaupt mit demſelben in Wechſelbeziehung geſtanden habe. Die Katholiken behaupten dies freilich ihrerſeits. Sie ſagen, Luther's Lehre und der Bauernkrieg hingen zuſammen, wie Urſache und Wirkung; wenn man dem Volke täglich von Menſchenrechten und chriſtlicher Freiheit vorpredigte und ihm ein Buch (die Bibel) in die Hände gab, aus dem es herausdeuten konnte, was es wollte, ſo konnten Gährungen gar nicht ausbleiben; auch ohne Luther's vorſchnellen Eifer würden die damals im Schwange geweſenen Mißbräuche abgeſchafft worden ſein, und zwar auf eine Weiſe, die die Grundpfeiler der geiſtlichen und weltlichen Ordnung nicht erſchüttert hätte. Wie unbegründet aber dieſe Vorwürfe ſind, welche die ganze Schuld des Bauernkrieges auf Luthern und die Reformation wälzen möchten, wird jeder Vernünftige leicht erkennen. Nach ſolchen Grund-

Sätzen müßte man alles Gute verdammen, weil vielleicht auch einiges Ueble mit unterlaufen könnte. Eine Reformation war nothwendig; sie mußte also endlich einmal eintreten, mochten nun für Folgen daraus entstehen, was für welche wollten. Luther war hierin blos der Herold der Volksmeinung. Wäre das Bedürfniß einer Verbesserung nicht überall gefühlt worden und die Stimmung des Volkes derselben nicht günstig gewesen, Luther hätte sie nicht aus dem Nichts hervorzaubern können. So aber war Alles reif dafür, und hätte Luther das große Werk nicht begonnen, so hätte es ein Andrer gethan. Daß der Reformation die Revolution folgte, war nicht Luther's Schuld; denn dies lag auch nicht im Entferntesten in seiner Absicht. Allerdings hatten seine Predigten und Schriften Einiges zur Gährung der Gemüther beigetragen, aber nur in einem kleinen Maaße und nur insofern sie Befreiung von den vielen vorhandenen Uebeln verhießen. Ohne den gräßlichen Druck, der auf dem Volke lastete, und ohne die offenkundigen Mängel der Verwaltungen wären die Bauernunruhen nie ausgebrochen. Uebrigens hatten sich die Symptome des heranziehenden Sturmes schon zu Ende des 15. Jahrhunderts gezeigt, also in einer Zeit, wo an die Reformation noch gar nicht zu denken war. Aehnlicher Meinung ist auch Sartorius. „Luther's Stimme," sagt er in dem oben angeführten Werke, „wie gellend und schreiend sie auch immer war und wie im guten Verhältnisse sie auch zu den Ohren des Volkes stand,

hätte doch noch dreifach gellender sein können und sie würde sehr wirkungslos verhallt sein, wenn nicht die Stimmung der Gemüther damals bestanden hätte, wie sie bestand, die einzig die Reformation möglich machte. Eben so waren nicht Luther und die Lutherschen Prediger Schuld an dem Aufruhre in Deutschland, sondern die mannigfaltigen Gebrechen in der bürgerlichen und kirchlichen Ordnung brachten jene unglückliche Gährung hervor."

Luther's Benehmen während des Bauernkriegs war das eines redlichen, patriotischen und weisen Mannes. Er begünstigte weder die eine, noch die andere Partei, sondern gab Beiden auf das Entschiedenste Unrecht. Eine übermäßige Bedrückung der Bauern war unläugbar, und in dieser Hinsicht hob Luther, seiner Gesinnung gemäß, als das größte und frevelhafteste Unrecht die Unterdrückung und Verkümmerung des Evangeliums hervor, während freilich in Wahrheit die Bedrückung an Leib und Gut der wichtigste Beschwerdegrund bei den meisten Bauern sein mochte. An den Bauern aber verdammte er, gestützt auf klare Stellen der Schrift, die dem Sinne und den Geboten des Christenthums zuwiderlaufende Selbsthülfe. Er unternahm darum auch mit seinem Melanchthon homiletische Kreuzzüge gegen die Aufrührer, in denen er seinen Abscheu vor ungesetzlicher Gewalt in starken Ausdrücken aussprach. Beiden Freunden kann man in der That eher den Vorwurf machen, den passiven Gehorsam der Unterthanen zu hoch erhoben, als dem

Ansehen der weltlichen Obrigkeit auch nur das Geringste vergeben zu haben*).

Dies nun ist es, was dem Reformator wieder von einer andern Seite her heftigen Tadel zugezogen hat. Die liberalen Brauseköpfe seiner Zeit nämlich, so wie die der nachfolgenden Jahrhunderte, denen eine Revolution allerdings in milderem Lichte erscheinen mochte, als ihm, der stets aller Politik fremd geblieben, entblödeten sich nicht, ihn des Knechtssinns zu bezüchtigen und die Meinung zu verbreiten, als habe er um der Gunst der Fürsten willen das Volk aufgeopfert. Allein eine solche Beschuldigung konnte und kann nur von Denen erhoben werden, welche Luther's Schriften nicht gelesen. Ein Blick auf dieselben und namentlich auf diejenigen, die er zu jener Zeit geschrieben, muß jeden Vorurtheilsfreien zu der Ueberzeugung bringen, daß Luther kein Fürstenschmeichler, kein Volksverächter war. Wir theilen Einiges daraus mit, um die Wahrheit unsrer Behauptung zu beweisen.

Nach dem Ausbruch der Empörung in Franken und Schwaben verfaßte Luther eine „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben." Hier hieß er die Sache zwar nicht gut, führte sie aber auf sehr begreifliche Ursachen zurück. Die

*) Vergl. von Ammon's „Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion", 2. Hälfte, 2. Abth. S. 50.

Fürſten, meinte er, ſeien ſelbſt viel Schuld an dem Aufruhr; ſie hätten es zu toll gemacht mit Schatzen und Schinden, und es ſei dies die Strafe Gottes, die ſie treffe. „Das „Schwert iſt euch auf dem Halſe," redete er ſie an; „noch „meinet ihr, ihr ſitzet ſo feſt im Sattel, man werde euch „nicht mögen herausheben. Solche Sicherheit und ver„ſtockte Vermeſſenheit wird euch den Hals brechen; das „werdet ihr ſehen. Ich hab's euch zuvor vielmal verkündet, „ihr ſollt euch hüten vor dem Spruch (Pſalm CVII, 40.): „Er ſchüttet Verachtung auf die Fürſten. Ihr ringet „darnach und wollet auf den Kopf geſchlagen ſein; da hilft „kein Warnen und Ermahnen davor. — Das ſollt ihr „wiſſen, liebe Herren! Gott ſchafft's alſo, daß man nicht „kann, noch will, noch ſoll eure Wütherei auf die Länge „dulden. Ihr müſſet anders werden und Gott weichen. „Thut ihr's nicht nur durch freundliche, willige Weiſe, ſo „müſſet ihr's thun durch gewaltige und verderbliche Unweiſe. „Thun's die Bauern nicht, ſo müſſen's Andere thun. Und „ob ihr ſie alle ſchlügt, ſo ſind ſie noch ungeſchlagen; Gott „wird andere erwecken. Denn er will euch ſchlagen und „wird euch ſchlagen. Es ſind nicht Bauern, liebe Herren, „die ſich wider euch ſetzen; Gott iſt's ſelber, der ſetzt ſich „wider euch, heimzuſuchen eure Wütherei. Es ſind Etliche „unter euch, die haben geſagt, ſie wollen Land und Leute „dran ſetzen, die lutheriſche Lehre auszurotten. Wie dünket „euch, wenn ihr eure eigenen Propheten geweſen wäret und

„Land und Leute wären schon hintangesetzt? — Etliche von „euch geben dem Evangelio die Schuld und sprechen, das „sei die Frucht meiner Lehre. Nu, nu, lästert flugs, liebe „Herren! Ihr wollt nicht wissen, was ich gelehret habe „und was das Evangelium sei. Er ist aber vor der Thür, „der es euch gar bald lehren wird, so ihr euch nicht bessert. „Wahrlich, wenn ich Lust hätte, mich an euch zu rächen, „so möchte ich jetzt in die Faust lachen oder den Bauern zu„sehen oder mich auch zu ihnen schlagen und die Sachen „helfen ärger machen. Aber da soll mich mein Gott davor „behüten, wie bisher. Darum, meine lieben Herren, ihr „seid Feinde oder Freunde, ich bitte euch unterthäniglich: „Verachtet meine treue Warnung nicht, ob ich wohl nur „ein armer Mensch bin! Verachtet diesen Aufruhr „auch nicht, das bitte ich."

Eben so freimüthig äußerte er sich in der dem Herzoge Johann von Sachsen gewidmeten Schrift „von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei." — „Gott der Allmächtige," heißt es hier, „hat „unsere Fürsten toll gemacht, daß sie denken, sie können mit „ihren Unterthanen machen, was sie wollen. Solche Leute „hieß man vor Zeiten Buben; jetzt muß man sie christliche, „gehorsame Fürsten heißen. — Ein kluger Fürst ist seit „Anbeginn der Welt gar ein seltner Vogel gewesen, ein „frommer Fürst aber ein noch viel seltnerer. Sie sind „gemeiniglich die größten Narren und ärgsten Buben auf

„Erden. Darum man sich allezeit bei ihnen des Aergsten „versehen und wenig Gutes von ihnen erwarten muß, son„derlich in göttlichen Sachen, die der Seelen Heil belangen. „Denn sie sind Gottes Stockmeister und Henker, und sein „göttlicher Zorn gebraucht ihrer, die Bösen zu strafen und „äußerlichen Frieden zu halten. Es ist ein großer Herr, „unser Gott; darum muß er auch solche edle, hochgeborne, „reiche Henker und Büttel haben. — Ich wollte aber den „verblendeten Leuten gar treulich rathen, daß sie sich vor„sähen vor einem kleinen, kleinen Sprüchlein, das im 107. „Psalme steht: Er schüttet Verachtung über die Für„sten. Ich schwöre euch bei Gott, werdet ihr's versehen, „daß dies kleine Sprüchlein über euch in den Schwung „kömmt, so seid ihr verloren, und wenn auch euer jeglicher „so mächtig wäre, als der Türke. Und wird euch euer „Schnauben und Toben nichts helfen. Es ist schon ein „großer Theil angegangen. Denn gar wenig Fürsten sind, „die man nicht für Narren oder Buben hält; das macht, „sie beweisen sich als solche. Und der gemeine Mann wird „verständig, und der Fürsten Plage, die Gott Verachtung „heißt, gehet gewaltiglich daher unter dem Pöbel und ge„meinen Manne. Und ich besorge, ihr werde nicht zu weh„ren sein, die Fürsten stellen sich denn fürstlich und fangen „wieder an, vernünftig und säuberlich zu regieren. Man „wird nicht, man kann nicht, man will nicht eure Tyrannei „und Muthwillen länger leiden, liebe Fürsten und Herren.

„Darnach wißt euch zu richten; Gott will's nicht länger „haben. Es ist jetzt nicht mehr eine Welt, wie vor „Zeiten, da ihr die Leute wie das Wild jaget und „triebet. Darum lasset eure Frevel und Gewalt „und denkt, daß ihr mit Recht handelt."

Noch härter verfuhr Luther mit den Fürsten in seiner Auslegung des 82. Psalms. Er warf ihnen dort drei Untugenden vor. „Die dritte Untugend," sagte er, „ist, „daß sie im Finstern wandeln und bei ihrem göttlichen „Stande und Amte allein für sich selbst leben, gerade als „hätten sie die obrigkeitliche Gewalt dazu bekommen, daß sie „ihren Nutzen und ihre Ehre, ihre Lust und ihren Muth„willen, ihren Stolz und ihre Pracht suchen und treiben „und Niemand schuldig sein sollten, damit zu dienen oder „zu helfen. Das ist denn ein lauter weltlich, finster Leben, „wo sie nicht wissen, was sie thun oder nicht thun sollen, „sondern gehen daher, wie die Blinden, sehen auch nicht, „was ihr Amt fordert. Darum müssen sie fallen und „untergehen, wie sie verdienen. Fürwahr, ein mensch„liches Herz würde höchlich erschrecken, wenn es hören sollte, „was für ein Urtheil und Rede im Himmel über solche „Tyrannen erginge. Denn dieser Vers: Es werden alle „Grundfesten des Landes umfallen, zeigt deutlich ge„nug an, daß sie vor Gott und allen Engeln die Ehre ha„ben, daß man sie hält für Verächter und Verfolger des „Wortes Gottes und für frevelhafte und untüchtige Ober-

„herren, die blind sind und in Finsterniß gehen und in Kur„zem gestürzt werden sollen. Solcher Rede ist der ganze „Himmel voll und wird derselben auch die Erde voll durch „diesen Vers. Aber dagegen haben sie sich gerüstet mit „einem starken, dicken Unglauben; der schaffet ihnen ein stei„nernes Herz und einen eisernen Kopf, daß sie solcher Rede „nicht achten und mit Trotz und Stolz ihres Urtheils ge„warten. Wohlan, so lasse man sie auch fahren immer „zum Teufel zu, weil sie es ja nicht anders wollen!"

Dergleichen Stellen könnten wir noch gar viele anführen; indessen schon die angezogenen beweisen, wie ungerecht und sinnlos der Vorwurf der Kriecherei und des Knechtssinns war, der dem Reformator bei Lebzeiten von der fanatischen Opposition gemacht wurde und noch heutzutage hin und wieder von Befangenen gemacht wird.

Als freilich später die blutigsten Scenen von Seiten der Empörer vorfielen, als die Gräuel des Krieges immer mehr an Abscheulichkeit zunahmen, als Luther sah, daß seine wohlgemeinten Ermahnungen nur taube Ohren fanden und von den Bauern und ihren Führern verachtet wurden, da entbrannte sein Zorn und er schrieb ein Büchlein „wider die räuberischen und mörderischen Bauern", worin er leider die ihm sonst innewohnende Humanität verläugnete und uns gänzlich an seiner Selbstbeherrschung zweifeln läßt. Er räth darin, die Bauern, die sich wie tolle Hunde gebehrdeten, auch als solche zu behandeln, sie zu würgen, zu er-

stechen, zu zerschmeißen, wo man könne, heimlich und öffentlich. Die Gefangenen und die wider ihren Willen Verführten solle man allerdings schonen, mit den Uebrigen aber keine Gnade haben.

Indessen so hart auch diese Ausdrücke klingen und so gefühlverletzend uns eine solche Sprache erscheinen muß, so dürfen wir sie doch dem heftigen Luther nicht so hoch anrechnen. Das Zusammentreffen der traurigen Revolutionsvorgänge mit dem leidigen Sacramentstreite, von dem wir in einem der nächsten Capitel handeln werden, hatte in seinem Gemüthe eine Verstimmung hervorgebracht, der wir wohl manches ungewählte Wort zu gute halten dürfen. Wer sich in seine Lage ganz zu versetzen weiß, wozu noch körperliche Leiden sich gesellten, der wird vor unbilligem Urtheil sich hüten und auch aus der Gluth eines überwallenden Zorneifers den reinen Silberblick einer gediegenen Gesinnung hervorleuchten sehen. Er wird sich mit dem redlichen Bekenntnisse des Mannes begnügen, der selbst von sich gesteht: „Soll ich einen Fehler haben, so ist es mir lieber, daß ich zu hart rede und die Wahrheit zu heftig herausstoße, denn daß ich irgend einmal heuchelte und die Wahrheit inne behielte.“ Darum beherzigen wir zum Schlusse die Worte des frommen Matthesius, der Luther's Leben in einer Reihe von Predigten dargestellt hat und einmal bei Anlaß der Heftigkeit Luther's sich also ausspricht: „Wir, die wir die Landstraße oder gemeinen Fußpfade reisen, können und

sollen Denen nicht nachsetzen, die aus der Fahrstraße oder dem gebahnten Wege setzen und queerfeldein durch Wasser, Wälder, Berg und Thal ihre Wege nehmen. Viel minder sollen wir von großer Leute Ernst, Brunst und Eifer leichtlich urtheilen; sie haben ihren Sängermeister im Herzen; der geräth oft über sie und bringt sie auf, treibet sie fort und führet sie oft, dahin sie nicht gedenken, wie denn Gott auch zu ihren Wegen Glück und Segen spricht und ihre Reise wunderlich hinausführt, daß sich Jedermann kreuzigen und segnen möchte."

Fünftes Capitel.

Friedrich's des Weisen Tod.

1525.

Jahrhunderte, ihr kommt und flieht
In ew'gem Wechseltanz,
Doch nimmer welkt und ewig blüht
Gerechter Fürsten Kranz.
Schnell ist verweht der Helden Ruhm,
Trophäen sind kein Heiligthum;
Ein Fürstenherz voll Menschlichkeit
Sieht feiernd noch die Ewigkeit.

Heydenreich.

Während der Bauernkrieg Deutschland zerfleischte, hauchte, wie wir schon im vorigen Capitel andeuteten, ein edler Fürst sein Leben aus. Sachsens Beherrscher, Friedrich der Weise, starb am 5. Mai 1525 auf dem Schlosse zu Lochau im noch nicht vollendeten 63. Jahre seines Alters. Schon seit Anfang des Jahres 1525 war der fromme Herr immer schwächlicher und des Lebens so satt und müde geworden, daß er noch vierzehn Tage vor seinem Ende sagte:

„Wenn es Gott gefiele, so wollte ich willig sterben; denn es ist doch weder Liebe, noch Wahrheit, weder Glauben, noch etwas Gutes mehr in der Welt.“ Auf den Rath seines treuen Spalatin bereitete er sich, als er sein Ende herannahen fühlte, zum heiligen Abendmahle vor, legte vor seinem Beichtvater eine sehr vollständige Beichte ab und genoß darauf das Gedächtnißmahl Christi unter beiderlei Gestalt, wobei er eine solche Andacht bewies, daß alle Umstehende zu Thränen gerührt wurden. „Lieben Kindlein“, sprach er mit erlöschender Stimme zu Letzteren, „ich bitte euch um Gotteswillen, wo ich nur Einen irgend erzürnt hätte, es sei mit Worten oder Werken, ihr wollet mir's um Gotteswillen vergeben und wollet mir auch andre Leute um Gotteswillen bitten, sie wollten mir's auch um Gotteswillen vergeben; denn wir Fürsten thun den armen Leuten allerlei Beschwerung, und das nichts taugt.“ Sanft und ruhig entschlummerte der fürstliche Menschenfreund zu einem bessern Dasein. Nach seinem Hinscheiden brach sein Leibarzt, Dr. Heinrich Stromer, in die Worte aus: „Er war ein Kind des Friedens und friedlich ist er auch verschieden *).“

Das Leichenbegängniß wurde nach Luther's und Melanchthon's Anordnung vollzogen. Alle abergläubische Ce-

*) Fuit filius pacis, ideo pacifice obiit. Stromer, auch Auerbach genannt, gehörte zu Luther's wärmsten Freunden, und wir haben ihn in dieser Beziehung schon früher kennen gelernt, s. Bd. I, S. 402.

remonien fielen dabei weg. Der Sarg mit dem Leichname des Verstorbenen ward am 9. Mai nach der Schloßkirche zu Wittenberg gebracht, bei welcher Gelegenheit Luther eine Predigt und Melanchthon eine lateinische Rede hielt. Am folgenden Tage wurde die Leiche vor dem Altare beigesetzt und Luther hielt dabei abermals eine Predigt. Bei beiden Predigten hatte er die Verse 13 — 18 aus dem 4. Capitel des ersten Briefes Pauli an die Thessalonicher als Textesworte zum Grunde gelegt.

Kurfürst Friedrich nahm den Ruhm eines edlen und wohlwollenden Fürsten mit in's Grab. Seine Zeitgenossen nannten ihn den Weisen, und er verdiente diesen Namen. Von Natur mit einem hellen Verstande begabt, hatte er sich durch ein langes Leben einen reichen Schatz von Erfahrungen erworben, den er wohl zu benutzen verstand. Er regierte seine Unterthanen mit Milde und Gerechtigkeit und verschloß ihren Bitten, sofern sie begründet waren, nie sein Ohr. Sein Charakter war liebevoll und nachgiebig, aber auch fest, wenn es darauf ankam. Eine ungeheuchelte Frömmigkeit wohnte in seiner Brust und leitete alle seine Handlungen. Kein Fürst in Deutschland war so, wie er, der Kaiserkrone würdig. Sie wurde ihm angeboten; allein er schlug sie aus und bewies dadurch, daß er wahre Seelengröße besitze, obwohl es zum Heile des Ganzen besser gewesen wäre, wenn er sie angenommen hätte. Eine hohe Bedeutung gewann seine Regierung dadurch, daß unter ihr die große Geister-

bewegung begann, an deren Spitze Luther stand. Man kann nicht sagen, daß ohne Friedrich's Schutz die Reformation unterdrückt worden wäre, aber gewiß ist, daß sie dadurch mächtig gefördert wurde. Friedrich starb, äußerlich noch unabgetrennt von der römischen Kirche, in der That aber schon als treuer Bekenner der neuen Lehre. Den Verkünder der letztern hatte er niemals gesprochen. Beide Männer hatten nur in schriftlicher Verbindung mit einander gestanden. „Ich habe", sagt Luther selbst, „mit dem Fürsten nie ein Wort geredet, noch ihn reden hören, dazu auch sein Angesicht nie gesehen, denn einmal zu Worms vor dem Kaiser, da ich zum andernmale verhört ward."

Ueber Friedrich's Verhältniß zur Kirchenverbesserung äußert sich Luther folgendermaßen: „Unter seinem Schutz und „Schirme ging das Evangelium glücklich von statten und „nahm allenthalben überhand. Denn sein Name und großes „Ansehen bewegte die Leute sehr; und dieweil er ein weiser „und kluger Fürst war, der weit sah, konnte Niemand leicht„lich von ihm argwöhnen, daß er Ketzer und Ketzerei unter „sich leiden oder handhaben würde." Als Luther die Nachricht von seinem Tode vernommen, tröstete er den neuen Kurfürsten Johann und dessen Prinzen Johann Friedrich in zwei Trostbriefen. In einem derselben sagte er unter Anderm: „Der Tod des Fürsten ist schon um seiner selbst wil„len nicht zu beklagen. Denn es kommt mir vor, als habe „ihn Gott weggezuckt, wie den König Josia, daß er solches

„Uebel in der Welt nicht sehe, weil er hat sein Lebtag ein „friedsam, still, ruhig Regiment geführt, so daß er billig „Friedrich geheißen und seinen Namen mit der That be„wiesen hat. Es ist auch solcher friedsamen Seele wohl zu „gönnen, daß sie nicht in solchem Unfrieden und Aufruhr „lebe, und es würde uns vielleicht mehr jammern, so wir „sehen sollten, daß seine letzten Tage durch solchen Rumor „beunruhigt würden."

Seckendorf in seiner mehrmals angeführten „Geschichte des Lutherthums" schildert Friedrich den Weisen also: „Klug„heit und Gottesfurcht vereinigten sich bei ihm, und selbst „seine äußere Gestalt erweckte Ehrfurcht, so wie sein ganzes „Betragen einnehmend war. In seiner Jugend liebte er „ritterliche Uebungen und erlangte in denselben eine solche „Fertigkeit, daß er Wenigen hierin nachstand. Den Kaiser „Maximilian I. begleitete er in vielen Feldzügen und bildete „sich unter ihm zum christlichen Helden. Um die Kirchen„reformation erwarb er sich dadurch ausgezeichnete Verdienste, „daß er Luthern auf keine Weise hinderte, nach seiner Ueber„zeugung zu lehren. Hierbei wollte er erst ruhig abwarten, „wie die Vorsehung die Sache weiter leiten würde. Unter„deß ließ er sich weder durch die päpstlichen Befehle, noch „durch die Drohungen Anderer bewegen, der Lutherschen „Lehre mit Gewalt Einhalt zu thun und ihre Ausbreitung „zu hindern, ob er gleich keine Veränderungen im äußern „Gottesdienste machte."

An Spalatin fand der edle Kurfürſt einen würdigen Biographen. Derſelbe theilt uns manche Züge aus dem Leben Friedrich's mit, welche deſſen Charakter und Geſinnung in das ſchönſte Licht ſtellen.

Als Luther's Lehre auftauchte und Friedrich ſich ſogleich derſelben mit Wärme annahm, warnte man ihn, ſich vor der Feindſchaft des Papſtes zu hüten. Da gab er die treffliche Antwort: „Iſt der Papſt Gott, wie ſeine Anhänger behaupten, ſo fürchten wir uns nicht vor ihm; denn wir ſuchen ja ſeine Ehre zu fördern. Iſt er ein Menſch, ſo haben wir Muth, uns gegen ihn zu ſchützen. Iſt er aber der Teufel, ſo müſſen wir ihn billig zum Feinde haben.“

Als er auf der Wahlverſammlung zu Frankfurt durch ſeinen Einfluß dem ſpaniſchen Karl zur deutſchen Kaiſerwürde verholfen hatte und ihm dieſer aus Dankbarkeit ein reiches Geldgeſchenk anbot, ſchlug er daſſelbe, wie wir ſchon Bd. I, S. 424 berichteten, großmüthig aus. Zu ſeinen Räthen aber, denen ebenfalls Geſchenke angetragen worden waren und die ihn fragten, ob ſie dieſelben annehmen dürften, ſagte er: „Ich will es euch nicht wehren; aber dann könnt ihr nicht länger meine Diener ſein.“

Daß er ſeinem Volke ein liebevoller und uneigennütziger Herrſcher war, beweiſt unter Anderm die Thatſache, daß er einſtmals dem Lande den gemeinen Pfennig zurückgab, da der Zweck ſeiner Einſammlung nicht erfüllt werden konnte. Mit Recht ſchreibt daher Erasmus von ihm, er ſei wegen

seiner bewundernswürdigen Klugheit und Redlichkeit die Zierde und das Glück seines Landes gewesen, und zwar nicht auf Unkosten seiner Nachbarn, sondern zum Besten des Ganzen.

Auf seinen Reisen ließ er gewöhnlich den am Wege spielenden Kindern Geschenke reichen, wobei er zu äußern pflegte: „Heut oder morgen werden dann die Kindlein sagen: es zog ein Herzog von Sachsen vorüber, der gab uns Allen."

Friedrich hielt den für einen bösen Menschen, der armen Leuten ungütig sei. Darum ermahnte er noch auf dem Sterbebette seinen Bruder Johann in zwei Briefen, in Bezug auf die Bauernunruhen versöhnlich und nachgiebig zu sein. Wir versagen uns das Vergnügen nicht, diese Briefe, welche ein so schönes Zeugniß für den milden Sinn des braven Fürsten ablegen, im Auszuge mitzutheilen. „Euer „Liebden", heißt es im ersten, „wollte ich von Herzen gern „mein Bedenken anzeigen, was den Fürsten zu Antwort „sollte gegeben werden; aber Euer Liebden wissen meine „Schwachheit. So ist das ein großer Handel, so man mit „Gewalt handeln soll. Vielleicht hat man den armen Leuten „zu solchem Aufruhr Anlaß gegeben, sonderlich durch Verbie„tung des Wortes Gottes. Denn die Armen werden in viele „Wege von uns weltlichen und geistlichen Obrigkeiten be„schwert. Gott wende seinen Zorn von uns! Will es Gott „also haben, so wird es also hinausgehen, daß der gemeine „Mann regieren soll. Ist es aber sein göttlicher Wille nicht,

„so wird es bald anders werden. Lasset uns Gott bitten „um Vergebung unsrer Sünden und es ihm anheimgeben. „Er wird Alles fein nach seinem Willen und Lobe schicken. „Der Bund zu Schwaben wird die Bauern wohl zum Ge„horsam bringen; sie*) wollten doch sonst alle Welt zwingen. „Gott schickt ihnen zu schaffen, damit sie auch sehen, daß „Gott der rechte Bundherr ist und sonst nichts beständig. „Denn Gott ist aller Hoffarth entgegen." Aehnlich lautet der zweite Brief: „Euer Liebden Schreiben, darinnen sie mir „alle Gelegenheit anzeigen, wie es in dieser Zeit mit den er„schrecklichen Aufrühren und Empörungen in Euer Liebden „und meinem Fürstenthum Thüringen Gelegenheit hat und „weß sich das gemeine Bauervolk hin und her an Klöstern, „derer von Adel Häusern und sonst mit Gewalt unterstan„den, habe ich verlesen, und daß sich die Dinge in Euer „Liebden und meinem Armuth mit der Schwierigkeit anlas„sen, darob Euer Liebden ohne Zweifel nicht wenig Be„schwerung empfahen, deß trage ich mit Euer Liebden, als „meinem lieben Bruder, herzliches und freundliches Mitlei„den. Und weil es der allmächtige Gott um unsrer Sünde „willen also ordnet, so wollen Euer Liebden das und Ande„res seinem göttlichen Willen anheimgeben; der wird es „sonder Zweifel zu unserm Besten wohl zu schicken wissen. „Wo Euer Liebden zu Franken mit dem zehnten Pfennig,

*) Nämlich die Ritter des schwäbischen Bundes.

„den Euer Liebden abgethan, unter dem Volke etwas eine „Stillung und gehorſamen Willen machen könnten, ſo wäre „es an dem und andern Orten nicht übel gethan. Unſer „Herr Gott wird es Euer Liebden und mir ohne Zweifel in „andre Wege wiederum reichlich und gnädiglich erſtatten."

Gegen ſeine Hofleute und Umgebungen bewies ſich Friedrich öfters ſtreng und kalt; doch mochte es wohl Furcht vor Mißbrauch ſeiner Güte ſein, die ihn zu dieſem, nicht in ſeiner Natur liegenden Benehmen trieb. Die ihm früh eingepflanzte Liebe zu den Wiſſenſchaften *) blieb dem trefflichen Fürſten für ſein ganzes Leben, und darum hielt er auch die Lehrer derſelben hoch, belohnte ſie und pflegte vor Allem ſein Wittenberg. Auch las er die Schriften ausgezeichneter Dichter und Proſaiſten in den verſchiedenſten Fä-

*) Friedrich und ſein Bruder Johann hatten eine für ihre Zeit vortreffliche Erziehung erhalten, anfangs auf der Stiftsſchule zu Grimma und dann durch den Unterricht des M. Ulrich Kemmerlin, ſpäter Dechanten zu Aſchaffenburg. Als die heranreifenden Jünglinge 1480 durch den Biſchof von Meißen dem Ritter und Doctor Spiegel als ihrem Hofmeiſter überwieſen wurden, erklärte ihr Vater, Kurfürſt Ernſt: „daß er gern vernommen, wie ſeine Söhne gehorſam und folgig wären, und ſei ſein Begehr, daß Meiſter Ulrich ſie fleißig zur Lehre, Tugend und Zucht halte, damit ſie, ſo ihnen Gott Lebetage gebe und ſie erwachſen würden, mit den Leuten nach ihrem Stande und Weſen ehrbarlich zu handeln wüßten." — Vgl. von Langenn: „Albrecht der Beherzte, Herzog von Sachſen" (Leipzig, Verlag der Hinrichs'ſchen Buchhandlung, 1838) S. 476.

chern und zeichnete manchen Spruch der Weisen des Alterthums, in's Deutsche übertragen, an die Wände seiner Gemächer zu Lochau. Von seiner Neigung zur Musik zeugte die von ihm unterhaltene und zuweilen auch auf die Reichstage mitgenommene „ehrliche und große Singerei" (Cantorei, Capelle), welche aus Knaben bestand, denen ein besonderer Schulmeister und ein Musiklehrer, Namens Konrad von Ruppich, vorgesetzt waren.

Obgleich allen ritterlichen Vergnügungen und namentlich dem edlen Waidwerk sehr ergeben, versäumte Friedrich doch weder auf der Jagd, noch auf dem Vogelheerde, wohin ihn oft ein Beamter begleiten mußte, seine Regierungsgeschäfte, von denen er sich auch mitunter gern durch Drechseln erholte. Den armen Leuten dachte er zu dienen, wie er zu sagen pflegte, wenn er viel bauete. Aber es machte ihm auch selbst Vergnügen, in seinem Lande, das er so trefflich fand, wie irgend ein anderes, große Bauten zu unternehmen. So verewigte er sich in Lochau, Koburg, Altenburg, Weimar, Wittenberg, Torgau und andern Orten. Viele Kirchen schmückte er mit Gemälden, wobei ihm die Kunst des trefflichen Meisters Lukas Kranach zu Gebote stand.

Kurfürst Friedrich machte während seiner Lebzeiten im Ganzen drei Testamente. Das erste entwarf er schon im Jahre 1493. Er bestimmte darin unter Anderm auch eine gewisse Summe zu Vigilien und Seelenmessen bei sei-

nem Begräbniſſe, bedachte viele Stiftungen mit Legaten und vermachte funfzig Klöſtern jedem zwanzig rheiniſche Gulden mit der Verordnung, daß ſie vier Wochen lang Andachten für ihn halten, ſeinen Namen in ihre Todtenbücher einſchreiben und ſeiner ewiglich gedenken ſollten. In ſeinem zweiten Teſtamente, das er 1517 machte, wo ſich ſeine Ideen ſchon weſentlich geändert hatten, fiel dies Alles weg. Er begnügte ſich hier, Gott zu bitten, daß er ihm um des Verdienſtes Chriſti willen ſeine Sünden vergeben möchte. Seinen Bruder Johann ſetzte er zum Univerſalerben ein und ermahnte ihn, das zu erſtatten, was von Amtleuten den etwa Klagenden mit Unrecht wäre genommen worden, ferner die kundlichen Schulden redlich zu bezahlen und das Land mit Steuern möglichſt zu verſchonen. Im Jahre 1525, ſeinem Sterbejahre, erließ er noch eine dritte letztwillige Verfügung. Sie enthielt in Bezug auf ſeinen Bruder Johann dieſelben Beſtimmungen, fügte aber noch einige bedeutende Legate für ſeine treuen Räthe und Diener, namentlich für Spalatin, hinzu. Auch des Hofnarren Albrecht wurde nicht vergeſſen, ſo wie der unehelichen Kinder des Kurfürſten. Friedrich hatte ſich nämlich zwar aus Liebe zu ſeinem Bruder, dem er die Nachfolge nicht vereiteln wollte, nicht verheirathet, war aber der Zuneigung zu einem weiblichen Weſen nicht unzugänglich geblieben. Mit Anna Weller aus Mölsdorf hatte er zwei natürliche Söhne, Fritz und Baſtel, erzeugt, denen er in ſeinem dritten Teſtamente das Schloß

Jeſſen und jährliche 1000 Gulden legirte. Einem dreizehnjährigen Mädchen, das ſich beim Dr. Pasca in Magdeburg befand, vermachte er 500 Gulden, welche die Lübecker ihm ſchuldeten. Ob dieſes Mädchen ebenfalls in näherer Beziehung zu ihm geſtanden habe, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit ſagen, wohl aber mit ziemlicher Sicherheit vermuthen.

Als Friedrich dem Weiſen der Augenblick des Scheidens nahte und er von Spalatin gefragt ward, ob er noch ein Anliegen habe, antwortete er: „Ich habe ein gutes Gewiſſen; die körperlichen Schmerzen will ich mit Geduld leiden.“ Auch tröſtete er ſich über ſein bevorſtehendes Ende mit den Worten: „Der Herr hat das Leben gegeben und kann es auch wieder nehmen.“ — So viel von dieſem Fürſten, bei dem wir gern etwas länger verweilt haben, da man nicht von Allen ſeines Standes ſo viel Gutes erzählen kann.

Sechſtes Capitel.

Johann der Beſtändige und die Ereigniſſe zu Anfang ſeiner Regierung.

1525 — 1529.

Wie der Fels, um den ſich Wellen thürmen,
Und die Meereswogen donnernd ſtürmen,
Stolz und frei das Wolkenhaupt erhebt,
So ſteht er in ſeiner Kräfte Fülle,
Allem Wechſel trotzt ſein feſter Wille,
Und es iſt kein Sturm, dem er erbebt.
Schreiber.

Der Nachfolger Friedrich's des Weiſen in der Kurwürde war, wie ſchon erwähnt, ſein Bruder Johann, der in der Geſchichte wegen ſeiner Standhaftigkeit im Bekenntniß des evangeliſchen Glaubens den ehrenvollen Beinamen des Beſtändigen führt. Geboren 1467 *), brachte er einen Theil

*) Spalatin, der gleichfalls ſein Biograph wurde, nennt das Jahr 1468 ſein Geburtsjahr. In allen andern Quellen finden wir jedoch 1467.

seiner Jugend am Hofe des Bruders seiner Großmutter, des Kaisers Friedrich III., zu. Hier wurde er auch frühzeitig für den Krieg gebildet. Unter Kaiser Maximilian I. nahm er an den Feldzügen gegen die Venetianer und Ungarn Theil, wobei er, einer der Ersten auf den Mauern Stuhlweißenburgs, eine Mauerkrone sich verdiente. Im Jahre 1500 vermählte er sich mit der Prinzessin Sophia von Mecklenburg, die aber bald nach der Geburt Johann Friedrich's, des nachherigen Kurfürsten, starb (1503). Im Jahre 1510 ging er eine zweite Ehe mit Margarethen, der Tochter des Fürsten Waldemar von Anhalt, ein. Margarethe gebar ihm außer mehrern Töchtern die Herzöge Johann und Johann Ernst. Durch ihren Tod, der 1521 erfolgte, machte sie den Gatten zum zweitenmale zum Wittwer. Johann heirathete nun nicht wieder.

Der Regierungsantritt des neuen Kurfürsten fiel in eine Zeit, wo die bisherigen Mittel zur Förderung der Reformation nicht mehr auslangten, sondern wo es darauf ankam, daß die Fürsten sich entschlossener für dieselbe erklärten. Johann erkannte dies, und er besaß Charakterstärke genug, es zu thun. Seine erste Regierungshandlung war, die lutherische Lehre zur Staatsreligion in seinen Landen zu erheben. Was Friedrich nur geduldet hatte, verordnete er. Man kann ihn daher mit Recht den andern Stifter und Vater der evangelischen Kirche nennen.

Den Anfang seiner Reformen machte er in Weimar,

wo er bisher reſidirt hatte. Er ließ an einem beſtimmten Tage alle Geiſtliche des Amtes Weimar an ſeinen Hof kommen und deutete ihnen hier in Gegenwart des Kurprinzen, des Kanzlers Pontanus und vieler andrer Miniſter an, daß ſie hinfort das Wort Gottes lauter und rein, ohne alle menſchliche Zuſätze, predigen ſollten. Auch dürften ſie in Zukunft keine Concubinen bei ſich haben; wer die Gabe der Enthaltſamkeit nicht beſäße, möge ſich verehelichen. Gleicherweiſe ordnete er auch in den andern kurſächſiſchen Landen die der neuen Lehre entſprechenden Einrichtungen an. Die Gerichtsbarkeit der Biſchöfe wurde aufgehoben, die Veränderungen, welche bei den Gebräuchen des Gottesdienſtes bereits vorgenommen worden waren, beſtätigt und beſonders der Gebrauch der deutſchen Sprache bei demſelben gebilligt. Es wurden nun auch evangeliſche Prediger ordinirt. Die erſte Ordination vollzog Luther in alt-apoſtoliſcher Weiſe an M. Georg Rörer in Wittenberg.

Dem Beiſpiele des Kurfürſten von Sachſen folgten bald viele andere Fürſten und führten die Reformation öffentlich in ihren Ländern ein. Der erſte unter ihnen war der feurige Landgraf Philipp von Heſſen. Schon längſt wäre er gern dem ungeſtümen Drange ſeines Herzens gefolgt und hätte die Formen der römiſch-katholiſchen Kirche in ſeinem Lande abgeſchafft; allein noch fehlte der Vorgang des mächtigen Sachſens, noch lebte Friedrich der Weiſe und hielt die Maxime des indirekten Schutzes aufrecht. Jetzt nun, da

derſelbe todt war und Johann die Reformation direkt zu vertreten begann, zögerte Philipp nicht einen Augenblick, in Heſſen ein Gleiches zu thun. Mannigfache Unterredungen, die er ſchon während des Bauernkriegs über dieſen Gegenſtand mit Johann und deſſen Sohne, Johann Friedrich, gepflogen, und ein Geſpräch, das er kurz darnach mit Melanchthon gehabt, ſcheinen darauf hinzudeuten, daß das gleichzeitige entſchiedene Hervortreten Sachſens und Heſſens ein verabredeter Plan der geſinnungsſtarken Herrſcher beider Länder geweſen ſei.

Philipp's Eifer ging ſo weit, daß er es ſogar verſuchte, ſeinen Schwiegervater, den Herzog Georg von Sachſen, zur Annahme der evangeliſchen Lehre zu bewegen. Aber er ſah bald, daß bei dieſem Starrkopfe alle Vorſtellungen umſonſt waren. Beſſer gelang es ihm mit Georg's Bruder und ſpäterem Nachfolger, dem Herzoge Heinrich, der zu Freiberg ſeinen Sitz hatte. Dieſer, ſchon längſt ein heimlicher Anhänger Luther's, bekannte ſich jetzt öffentlich zu der von demſelben verkündigten Lehre. Auch ſeine Tochter, Sibylle, wurde eine eifrige Reformationsfreundin. Als ſie nachmals mit dem Herzoge Heinrich von Sachſen-Lauenburg vermählt wurde, pflanzte ſie ihre Anſichten auch dieſem ein und bewog ihn, ſich öffentlich vom Papſtthume loszuſagen. Denſelben Schritt thaten außerdem der Markgraf Albert von Brandenburg-Kulmbach, der Herzog Heinrich von Mecklenburg, der Fürſt Wolfgang von Anhalt, der Graf Phi-

lipp von Hanau, der Graf von Oldenburg und Delmenhorst, der Graf Konrad von Tecklenburg in Westpreußen und viele andere Herren. Das Beispiel so ansehnlicher Reichsfürsten veranlaßte auch mehrere Städte, die päpstliche Abgötterei öffentlich abzuthun. So namentlich Danzig. Es erbat sich vom Kurfürsten von Sachsen den Dr. Bugenhagen, um den Gottesdienst in der Stadt und ihrem Gebiete nach evangelischer Weise einzurichten. Der Kurfürst gewährte die Bitte; Bugenhagen ging hin und kehrte, nach glücklicher Vollendung seiner Aufgabe, von dem Danke der Danziger begleitet, nach Wittenberg zurück.

So sehr nun die gute Sache durch das männlich-offene Auftreten Johann's des Beständigen gefördert ward, so sehr litt auf der andern Seite dadurch die deutsche Einigkeit, indem, wie Mosheim in seiner Kirchengeschichte richtig bemerkt, von der Zeit dieses Kurfürsten an die Uneinigkeit der deutschen Fürsten über Kirchen- und Religionsangelegenheiten, die vorher nicht auffallend groß gewesen war, ihren Anfang nahm. Die Klugheit Friedrich's des Weisen hatte die Gemüther gleichsam in Fesseln gehalten. Als aber sein Bruder Johann durch die von uns erwähnten Schritte ganz deutlich zeigte, daß er die Kirche seiner Länder von der römischen völlig abzusondern gedenke, da trennten sich plötzlich die vorher nur mittelmäßig entzweiten Gemüther der Fürsten, indem einige der alten Religion ihrer Voreltern, andere der verbesserten Lehre Luther's anhingen.

Die katholischen Fürsten, durch das rasche Umsichgreifen des Lutherthums beunruhigt, hielten es für ihre Pflicht, alles Mögliche zur Ausrottung desselben zu versuchen. Sie schlossen daher noch im Jahre 1525 zu Dessau ein Bündniß, wodurch sie sich zur strengsten Aufrechthaltung des Wormser Ediktes verbindlich machten. Die vornehmsten Glieder dieses Bundes waren: der Kurfürst Albrecht von Mainz, der Kurfürst Joachim von Brandenburg, der Herzog Georg von Sachsen, der Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, der Herzog Erich von Braunschweig-Kalenberg, der Bischof von Straßburg und mehrere kleinere Fürsten. Ihre Vereinigung blieb nicht lange ein Geheimniß, fand aber selbst bei den Katholiken nicht allenthalben Anklang. Viele katholische Reichsstände mißbilligten sie, weil sie die kaum erst wiederhergestellte Ruhe Deutschlands von Neuem zu unterbrechen drohte. Sie verbanden sich daher untereinander, um den Plan des Dessauer Bündnisses zu zerstören und die Aufrechthaltung des verhaßten Wormser Ediktes zu verhindern.

Noch schnellere Maaßregeln glaubten jedoch die der evangelischen Lehre zugethanen Fürsten nehmen zu müssen. Am aufgeregtesten waren der Kurfürst Johann und der Landgraf Philipp. Sie faßten den Plan, in Deutschland eine evangelische Religionspartei zu gründen. Schon früher hatte der Kurfürst zu Saalfeld eine Zusammenkunft mit dem Markgrafen Casimir von Brandenburg gehalten, wobei

es zwar noch nicht zu einem eigentlichen Bunde kam, aber doch die evangelischen Tendenzen mehr hervortraten. Als nun das, was von Seiten der katholischen Fürsten in Dessau geschehen, bekannt wurde, sandte Landgraf Philipp schleunig seinen Kammermeister Rudolf von Waiblingen nach Torgau, um den Kurfürsten Johann zu einer kräftigen Vereinigung wider etwaige Schritte des bevorstehenden Augsburger Reichstags zur Unterdrückung der evangelischen Wahrheit aufzufordern. Der Kurfürst, sogleich dazu bereit, ließ alsbald seinen Sohn Johann Friedrich zu einer persönlichen Unterredung mit dem Landgrafen abgehen, welche im Anfange des Novembermonats 1525 auf dem Jagdschlosse Friedewalde stattfand. Hier kam man überein, die gemäßigteren deutschen Fürsten für sich zu gewinnen, um sich mit ihnen gemeinschaftlich gegen die Wiederherstellung des Wormser Ediktes und für die Sache des Evangeliums zu erklären. Am kurfürstlichen Hofe wollte man diese Zusammenwirkung auch noch auf andere Sachen erstreckt wissen, darin Einer vor dem Andern Recht leiden könne *).

Unmittelbar nach diesen Vorgängen trat der Reichstag zu Augsburg zusammen. Er war schon auf den Maimonat 1525 einberufen gewesen; die wirkliche Eröffnung hatte sich aber bis in den November dieses Jahres verzögert. Des Kaisers Bruder, Ferdinand, leitete die Verhandlungen.

*) Vgl. Ranke's „deutsche Geschichte", Thl. II, S. 243.

Karl selbst wurde noch in Spanien zurückgehalten, hatte aber nicht verfehlt, durch einen eigenhändigen Brief dem Reichstage die strenge Vollziehung des Wormser Ediktes an's Herz zu legen. Gleicherweise war der von Clemens III ermunterte schwäbische Bund mit Vorschlägen für Wiederherstellung des alten Zustandes hervorgetreten. Dies war auch das Ziel des Herzogs Georg von Sachsen, welcher zwar nicht persönlich auf dem Reichstage erschien, aber durch seinen Gesandten lebhafte Klage über die lutherische Lehre führen ließ. Trotz diesen ungünstigen Anzeichen für die Sache der Evangelischen endigte jedoch der Reichstag mit Beschlüssen, wie sie von den Letzteren nicht besser gewünscht werden konnten. Die Absichten der katholischen Fürsten scheiterten gänzlich an der Einigkeit und der klugen Politik dieser Partei. Am 9. Januar 1526 wurde die Wiederherstellung des Wormser Ediktes verworfen und der versöhnliche Beschluß des letzten Nürnberger Reichstags erneuert, mit dem Bemerken, daß man erst auf dem zunächst zu haltenden Reichstage stattlicher vom heiligen Glauben und für Friede und Ordnung handeln wolle.

Vollkommen zufrieden verließen die evangelischen Fürsten den Reichstag. Allein es war ihnen nur eine kurze Ruhe vergönnt. Neue drohende Anzeichen trieben sie bald wieder zur Thätigkeit und zu immer kräftigeren Schritten. Die Vereinigung der erbitterten katholischen Fürsten war enger geschlossen worden, und auf den Tagen zu Halle und

Leipzig hatten der Kurfürst von Mainz, der Herzog Georg von Sachsen, der Herzog Heinrich von Braunschweig und der Bischof von Straßburg beschlossen, dem Kaiser Vorstellungen gegen „die verdammte lutherische Lehre" zu machen, welche nur eine Wiederholung des Bauernaufruhrs zur Folge haben würde. Sie wären zwar keineswegs gesonnen, sich durch allerlei Praktiken von dem alten Glauben abziehen zu lassen; allein sie müßten besorgen, daß die Gegenpart sie durch Aufwiegelung der Unterthanen dazu nöthigen wolle *). Heinrich von Braunschweig begab sich von dieser Versammlung persönlich zum Kaiser nach Spanien, um jene Vorstellungen nachdrücklich zu betreiben. Als er in Madrid ankam, war eben der sogenannte Madrider Friede geschlossen worden, in welchem die Macht des Kaisers einen bedeutenden Zuwachs erhalten hatte. Karl V. empfing ihn daher in guter Laune und gab ihm eine günstige Antwort. Bald darauf wurde es bekannt, daß der Kaiser an die zu Leipzig versammelt gewesenen Fürsten unter dem 23. März 1526 von Sevilla aus geschrieben, das gegen die lutherische Lehre geschlossene Bündniß gebilligt, die Theilnehmer zum Festhalten am alten Glauben ermahnt und ihnen verheißen habe, in Kurzem nach Rom zu gehen und von da nach Deutschland zu kommen, um der Ketzerei zu steuern.

*) Vgl. Schmidt's „Geschichte der Deutschen", Thl. V, S. 187 flg.

Schon waren aber im Februar 1526 Landgraf Philipp von Heſſen und Kurfürſt Johann von Sachſen, gegen welchen zu Torgau Herzog Georg's Kanzler allerlei bedenkliche Aeußerungen über den Beſtand der lutheriſchen Sache hatte fallen laſſen, in Gotha perſönlich zuſammengekommen und hatten ſich gegenſeitigen Beiſtand verſprochen, falls ſie wegen des göttlichen Wortes oder der Abſchaffung der Mißbräuche angegriffen würden. Am 4. Mai 1526 wurde die Einigung der beiden Fürſten zu Torgau ſächſiſcherſeits vollzogen und daher das Torgauer Bündniß genannt, bei deſſen Abſchluß ſich freilich der Kurfürſt Johann über die Bedenklichkeiten ſeiner Theologen hinwegſetzen mußte, welche die evangeliſche Lehre durch ſich ſelbſt und nicht durch gewaltſame Maaßregeln geſchützt ſehen wollten*). Kurz darauf, am 12. Juni 1526, traten, durch das obenerwähnte, von Spanien aus erlaſſene Schreiben des Kaiſers nicht weniger geſchreckt, zu Magdeburg noch andere evangeliſch geſinnte Reichsſtände, wie die Herzöge Philipp, Otto, Ernſt und Franz von Braunſchweig und Lüneburg, Heinrich von Mecklenburg, Fürſt Wolfgang von Anhalt und die Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld, dem Bunde bei. Auch die Stadt Magdeburg wurde auf ihr Geſuch in „dieſes chriſtliche Verſtändniß" aufgenommen, weil ſie, wie Kurfürſt Johann

*) Vgl. Dr. Gretſchel's „Geſchichte des ſächſiſchen Volkes und Staates", S. 422.

sagte, dem göttlichen Worte aus Gottes Gnaden wohlgeneigt sei. Zwei Tage später schloß der ehemalige Hochmeister des deutschen Ordens, Herzog Albrecht von Preußen, mit dem Kurfürsten von Sachsen einen fast gleichen Vertrag ab*).

Auch in Süddeutschland fühlte man das Bedürfniß einer engern Vereinigung. Außer einer Versammlung der evangelisch gesinnten Reichsstädte zu Ulm fand ein Convent zu Auerbach statt, wo der Markgraf Georg von Ansbach und Baireuth und der Pfalzgraf Friedrich, der Bruder des Kurfürsten von der Pfalz, ähnliche Beschlüsse, wie die zu Torgau, faßten.

So gerüstet, kamen beide Parteien im Sommer 1526 auf dem neuen Reichstage zu Speier zusammen. Der Kurfürst Johann von Sachsen zeigte sich hier auch äußerlich als einen der mächtigsten Reichsfürsten. Ein zahlreiches Gefolge von 700 Personen begleitete ihn. Durch prächtige Bewirthungen sammelte er die in Speier anwesenden Fürsten oft um sich und fesselte sie durch sein freundliches, gutmüthiges Wesen, während sein Verbündeter, Landgraf Phi-

*) Albrecht war zugleich Vasall der Krone Polen und deutscher Reichsfürst. Er hatte nämlich sein Herzogthum zwar vom Polenkönige zu Lehn genommen, war aber deswegen nicht aus dem deutschen Reichsverbande getreten.

lipp, durch seine Gelehrsamkeit in Glaubenssachen Aufsehen erregte. Beide Herrscher suchten durch strenge Disciplin unter ihren Leuten ihren von dem Evangelium entlehnten Namen in Ansehen zu erhalten. Beide hatten ihre evangelischen Prediger mit nach Speier gebracht. Allein dieselben durften nicht in den Kirchen predigen, da die katholischen Fürsten dagegen protestirten. Sie predigten nun in den Wohnungen ihrer Herren, und zwar unter einem Zulaufe von vielen tausend Menschen. Die an den Quartieren des Kurfürsten und des Landgrafen aufgehängten Wappen trugen die Umschrift: Verbum domini manet in eternum (das Wort des Herrn bleibet in Ewigkeit). Die Anfangsbuchstaben dieser Worte (V. D. M. I. E.) waren auch auf die Aermel ihrer Diener gestickt. Dies gab einmal Anlaß zu einem guten Spaß. Ein unwissender Pfaffe fragte den Landgrafen nach der Bedeutung jener Buchstaben. Dieser, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, antwortete: „Es sind die Anfangsbuchstaben der Worte: Verbum diaboli manet in episcopis (das Wort des Teufels bleibt in den Bischöfen) *)."

Wie der vorige Reichstag, wurde auch der jetzige nicht persönlich durch den Kaiser präsidirt. Er hatte noch in Spanien zu thun und deshalb seinem Bruder Ferdinand Auftrag gegeben, in seinem Namen zu handeln. Dieser

*) S. *Sculteti* Annal. evang. renov. II. p. 251.

trug nun vor, der Kaiser sähe es gern, wenn der Religionszwist ausgeglichen und der allgemeine Friede aufrecht erhalten würde; darum sei es nothwendig, daß das Wormser Edikt vollstreckt werde. Dem widersetzten sich aber die Reichsstände standhaft. Sie wiederholten die schon früher einmal dageweſenen „hundert Beschwerden der deutschen Nation" (Gravamina), drangen auf die Einberufung eines allgemeinen deutschen Conciliums und erklärten in Bezug auf das Wormser Edikt, daß es jetzt ganz unzeitig sei, die Vollziehung desselben zu begehren. Ja, sie drohten, den Reichstag zu verlassen, sofern man darauf bestehe. Der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen waren dermaßen erbittert, daß sie sogleich aufbrechen wollten. Da rieth denn der Kurfürst von Trier selbst dem Erzherzoge Ferdinand, nachzugeben. Der Erzherzog, als er den Ernst und die Festigkeit der evangelischen Fürsten sah, mochte fürchten, daß der ganze Reichstag zerrissen werden möchte, und versprach daher alles Mögliche. Ueberhaupt wurden nun von Seiten der Katholiken gelindere Saiten aufgezogen; denn man wollte die Evangelischen doch nicht ganz vor den Kopf stoßen, da man ihrer noch hin und wieder bedurfte, namentlich in den Kriegen gegen Frankreich und die Türken."

Nach langem Hin- und Herreden kam endlich am 27. August 1526 ein Reichstagsbeschluß zu Stande, folgenden Inhalts: „Erstens: man wünsche eine allgemeine Kirchenversammlung in Deutschland, um auf derselben die Reli-

gionsirrungen auszugleichen; zweitens: man bitte den Kaiser, seine Reise nach Deutschland zu beschleunigen, um jene Versammlung baldmöglichst zu Stande zu bringen; drittens: man überlasse bis dahin die Vollziehung des Wormser Edikts eines Jeden Gewissen, wie er es vor Gott und kaiserlicher Majestät zu verantworten sich getraue."

Nichts konnte für die Anhänger der neuen Lehre vortheilhafter und erwünschter sein, als dieser Reichstagsbeschluß. Es wurde ihnen hierdurch zum erstenmale eine Gewissensfreiheit zugestanden, und die Reformation vermochte sich nun auf einem Wege auszubilden, den man für einen gesetzmäßigern halten konnte. Denn indem jener Beschluß es den Fürsten überließ, sich über die Ausführung oder die Nichtbefolgung des Wormser Edikts mit ihren Unterthanen zu verständigen, gab er der Territorialgewalt Derer, die den Beschluß im Sinne der neuen Lehre benutzen wollten, völlig freie Hand, Reformen in ihren Gebieten durchzuführen und durch bestimmte Ordnungen zu verhindern, daß sich die neue Kirche von unten herauf constituire.

Mit der Ankunft des Kaisers in Deutschland hatte es vor der Hand gute Wege. Derselbe hatte um diese Zeit anders zu thun, als die Lehre der Evangelischen zu unterdrücken. Und hätte er auch wirklich zum Vortheile des Papstes etwas in Deutschland thun können, so würde er es dennoch nicht gethan haben, indem er eben mit dem Ober-

haupte der katholischen Christenheit in politischer Fehde lebte. Nachdem nämlich in dem zwischen Frankreich und Deutschland seit 1521 wüthenden Kriege das Glück lange geschwankt, hatte endlich Karl V. in der Schlacht bei Pavia am 23. Februar 1525 den Sieg über seinen Nebenbuhler davon getragen und den König Franz selbst in seine Gewalt bekommen, aus welcher er ihn auch erst dann entließ, als Franz am 14. Januar 1526 den Madrider Frieden unterzeichnet hatte, in welchem er auf Mailand verzichten und andere harte Bedingungen sich gefallen lassen mußte. Nun aber nahm sich der Papst Clemens VII. des Königs von Frankreich an und entband ihn seines Versprechens. Zugleich trat Heinrich VIII. von England mit Franz und dem Papste in ein Bündniß gegen Karl, die heilige Ligue genannt, und Karl sah sich genöthigt, in Verbindung mit dem den Medicäern feindlichen Hause der Colonna, so wie mit dem vom französischen Hofe entflohenen Connetable von Frankreich, Karl von Bourbon, den Kirchenstaat mit Krieg zu überziehen. Wirklich kam es im Jahre 1527 dahin, daß Rom von den deutschen Heeren eingenommen und geplündert, der Papst aber in der Engelsburg gefangen gehalten wurde. Aerger, als je die evangelischen Bilderstürmer es getrieben hatten, trieben es hier die kaiserlichen Soldaten mit Zerstörung der herrlichen Kunstschätze des Vaticans. Sie plünderten nicht nur die Stadt mehrere Tage hindurch, sondern trieben auch viel Muthwillen, um den Papst auf eine recht

auffallende Art zu kränken. So setzten sie zum Beispiel einige Cardinäle in ihrem Ornate auf Esel und führten sie in der Stadt herum. Sie machten die päpstliche Sacristei zu einem Pferdestalle und streuten den Pferden päpstliche Briefe, Bullen ꝛc. statt des Strohes unter. Den Körper des Papstes Julius II. gruben sie aus und nahmen den Ring von seinem Finger. Am kränkendsten aber mußte es für den heiligen Vater sein, daß sich einige Soldaten als Cardinäle verkleideten und dicht vor den Fenstern der Engelsburg Luthern zum Papste ausriefen. Und dies thaten meist katholische Kriegsleute, Spänier und Italiener *).

Während dies in Italien geschah und die Aufmerksamkeit des Kaisers dorthin gerichtet war, wurde auch Ferdinand, sein Bruder, in den ihm anvertrauten Landen hinlänglich beschäftigt. Ludwig II., König von Ungarn und Böhmen, war am 29. August 1526 in der mörderischen Schlacht bei Mohacz von Sultan Soliman I. überwunden

*) Von dieser merkwürdigen Eroberung Roms, bei welcher Karl von Bourbon, der Anführer des kaiserlichen Heeres, sein Leben verlor, haben wir eine alte deutsche Beschreibung unter folgendem Titel: „Historische Beschreibung, welchergestalt die Stadt Rom den 6. Tag Maiens im Jahre Christi 1527 von Kaiser Caroli V. Kriegsheer bestürmt, erobert, geplündert und verheert worden.“ Frankf. 1625. 4. — Eine Schrift, welche wenigstens der Seltenheit wegen angeführt zu werden verdient.

und getödtet worden. Die bestürzte Wittwe schrieb eiligst auf den 26. November 1526 einen Reichstag nach Preßburg aus, wo man sich über die Landesvertheidigung berathen wollte. Auf diesem Reichstage wurde der Erzherzog Ferdinand zum Könige von Ungarn und Böhmen ernannt. Vorher aber hatte sich schon der Woiwode von Siebenbürgen, Johannes Zapolya, an der Spitze eines 40,000 Mann starken Heeres in Tokay zum Könige wählen lassen. Beide machten nun ihre Ansprüche auf die Krone geltend. Es kam zum Kriege. Ferdinand eroberte nach und nach ganz Ungarn, und Zapolya floh endlich zum Sultan Soliman, der ihn als König von Ungarn anerkannte und Hülfe versprach. Doch verzog sich die Erfüllung dieses Versprechens bis zum Jahre 1529. Ferdinand genoß sonach eine Zeit lang Ruhe, welche er zur Befestigung seiner Herrschaft in Ungarn und Böhmen trefflich benutzte.

Aber auch die evangelischen Fürsten in Deutschland benutzten die Abwesenheit ihrer Hauptgegner trefflich, um das heilsame Werk der Kirchenverbesserung in ihren Ländern zu fördern und zu sichern. Die beiden Häupter des Torgauer Bündnisses stellten sich auch in dieser Hinsicht an die Spitze.

Ehe der Landgraf von Hessen von dem Reichstage zu Speier nach Hause zurückkehrte, verlangte er von Melanchthon ein Gutachten über die Art und Weise, wie er Luther's Lehre am zweckmäßigsten in Hessen einführen und verbreiten könne. Melanchthon's kluger Rath ging dahin, nicht zu

rasch bei Abänderung der einzelnen Religionsgebräuche zu Werke zu gehen, nicht alles Alte auf einmal wegzuwerfen und den gemeinen Mann durch einen zweckmäßigen Religionsunterricht vorher gehörig vorzubereiten. Auch solle den Geistlichen in Hessen alles Streiten über religiöse Gegenstände untersagt werden. Diesen Rath Melanchthon's beschloß der verständige Landgraf treulich zu befolgen. In der Stimmung seiner Unterthanen fand er viel mehr Ermunterung, als Hinderniß seiner Wünsche. Er beschied daher unmittelbar nach seiner Rückkehr die gesammte Geistlichkeit und die weltlichen Stände seines Landes auf den 31. October 1526 nach Homberg, um mit ihnen über die Verbesserungen im Kirchenwesen zu berathen. Die Sache des evangelischen Glaubens führte hier vorzüglich der beredte Franz Lambert *). Als Anwälte der römisch-katholischen

*) Franz Lambert, gebürtig aus Avignon und ehedem ein Franziskaner, war im Jahre 1523 nach Wittenberg gekommen. Er hatte sich bald als einen Anhänger der reinen Lehre gezeigt und sich eifrig bemüht, durch Uebersetzung der Werke Luther's in's Französische, so wie durch eigne Schriften der guten Sache zu dienen. Als der Landgraf von Hessen die Wittenberger Reformatoren um einen Theologen ersuchte, der ihm bei der Einführung der Kirchenverbesserung in seinem Lande behülflich sein könnte, wurde ihm Lambert als der tauglichste Mann dazu empfohlen. Lambert nahm die Einladung an und schrieb sogleich zum Behuf der Homberger Synode einige Thesen, welche sowohl die reine Lehre, als die Widerlegung der päpstlichen Irrthümer und Mißbräuche in sich faßten.

Kirche traten nur Nikolaus Ferber und Johannes Sperber auf. Sie legten jedoch mit ihrem Disputiren schlechte Ehre ein und wurden von Lambert so siegreich widerlegt, daß sie sich nach dem Schlusse der Synode eiligst aus Hessen fortmachten. Da sich nun der Landgraf überzeugt hatte, daß Niemand die bisherige Kirchenlehre mehr vertheidigen wollte und konnte, so griff er mit starker und sicherer Hand das Werk der Reformation in seinen Landen an. Er hieß die Mönche und Nonnen ihre Klöster verlassen, verwandte die Einkünfte derselben auf die neuerrichtete Universität Marburg und auf vier neugegründete Hospitäler, ließ die rohesten Götzenbilder aus den Kirchen thun, setzte jeglicher Pfarre einen tüchtigen, der evangelischen Lehre zugethanen Pfarrer vor und übergab die Inspection über die Lehre und Kirchengebräuche dem Adam Kraft oder Crato, wie er sich gewöhnlich nannte. Franz Lambert aber wurde auf der neuen Universität zu Marburg Professor der Theologie und starb im Jahre 1530. Bei allen den vielen neuen Einrichtungen der Kirche in Hessen machten dazumal alle die Bischöfe, deren Diöcesangewalt in dieses Land eingriff, nicht die mindeste Anstalt, dieselbe zu behaupten *).

Was Kursachsen anlangt, so war man hier gleichfalls nicht unthätig. Allein hier schien auch nöthiger, als je, das

*) Vgl. von Rommel's Geschichte Philipp's des Großmüthigen, Landgrafen von Hessen, I. S. 143—156 u. II. S. 103—117.

Ordnen der kirchlichen Dinge, was man vielleicht schon zu lange verzögert hatte. Mit dem öffentlichen Bekenntniß der lutherischen Lehre war bei weitem noch nicht Alles gethan. Das Einzelne, worin man Aenderungen getroffen, blieb noch in seltsamer Vermischung mit dem Alten. Groß war die Verwirrung des äußern Gottesdienstes. Hier reichte ein und derselbe Priester in zwei verschiedenen Kirchen das Abendmahl bald unter einer, bald unter beiderlei Gestalt, während dort ein verehelichter Priester die alte Lehre von der Kanzel verkündigte. Ehemalige Mönche und arme Studirende aus Wittenberg, welche einige Zeit Luther's und Melanchthon's Unterricht genossen hatten, durchstreiften das Land, bestiegen die Predigtstühle und glaubten recht im Geiste Luther's zu handeln, wenn sie so heftig als möglich auf Papst und Papstthum schimpften. Ihr Lebenswandel war mitunter sehr anstößig. Viele Kirchen konnten nicht einmal einen Prediger mehr ernähren, und der rohe Haufe blieb lieber ohne denselben, als daß er sich hätte entschließen können, ihm etwas von seinem Eigenthume zu geben. Noch viel weniger konnte man an verbesserte Schulanstalten denken. Viele Orte hatten auch wirklich gar keinen Schullehrer. Man kann leicht erachten, wie bei so bewandten Umständen der Volksunterricht beschaffen sein mußte.

Vor Allem aber verursachte das Gebahren mit den Kirchengütern Luthern große Bekümmerniß. Er mißbilligte die Verschleuderung desselben; und die Gutmüthigkeit des Kur-

fürsten Johann gewahrend, welche dem nach den erledigten Klostergütern gierig greifenden Adel nicht immer kräftig entgegentrat, drang er sogar bis in die Gemächer seines Landesherrn, um ihn an seine Pflicht zu mahnen, jene Güter vor solchen Anmaßungen zu schützen. Ihre ursprüngliche Bestimmung für den Gottesdienst solle erhalten und mit ihnen vor Allem die kärglich ausgestatteten und durch den beginnenden Wegfall so vieler Accidenzien noch dürftiger gewordenen Pfarren verbessert werden. Um Gleichmäßigkeit beim Gottesdienste herzustellen, schrieb Luther 1526 seine „deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes." Messe bedeutete nämlich im damaligen Sprachgebrauche nicht blos das Meßopfer, sondern im Besondern die Feier des heiligen Abendmahls, im Allgemeinen aber auch den ganzen Gottesdienst. In dieser Schrift nun schlug der Reformator eine allgemeine Kirchenvisitation als höchst nothwendig vor. Allein Kurfürst Johann, ob er gleich die Entwicklung der Reformation durch Befehle an seine Schriftsassen und Beamten begünstigte, war doch nicht eher zu einem solchen Schritte zu bewegen, als bis ihn die obwaltenden Verhältnisse und der Beschluß des Speierischen Reichstags dazu ermunterten.

Im Jahre 1528 wurde endlich Hand an das wichtige Werk gelegt. Melanchthon war es, der bereits im Jahre 1527 einen Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren des Kurfürstenthums Sachsen ausarbeitete,

welchen der Kurfürst, nachdem ihn Luther geprüft und gebilligt, im folgenden Jahre dem Drucke in deutscher Sprache übergeben ließ. Ihm schloß sich eine von den Theologen und Räthen des Kurfürsten entworfene Instruction für die Visitatoren an, welche den äußern Gottesdienst und die Kirchendisciplin betraf. In allen diesen Bestimmungen trat nun die Opposition gegen das Papstthum, welche weniger auf die Kanzel und für das Volk gehöre, in den Hintergrund. Man nahm vielmehr auf das Bedürfniß des letzteren und die Einpflanzung der evangelischen Lehre in das Herz des gemeinen Mannes Rücksicht, indem man dabei gegen das Bestehende mit möglichster Schonung verfuhr. Die Pfarrer und Lehrer wurden angewiesen, wie sie im Sinne der neuen Lehre predigen und lehren sollten, und nicht unwichtig war es, daß aus der Zahl der niederen Geistlichkeit Superintendenten oder Inspectoren für einen gewissen Distrikt ernannt wurden. So fing dieser Stand, während die bischöfliche Gerichtsbarkeit ausgeschlossen ward, an, gleichsam sich selbst zu regieren, und gelangte zu größerer Selbstständigkeit; zugleich wurde er, indem er die Ehelosigkeit aufgab, der Kern eines für den Staat nicht verloren gehenden Mittelstandes. Die Visitatoren sollten die Einkünfte aller Pfarren, Pfründen, geistlichen Stiftungen und erledigten Klöster genau untersuchen und aufzeichnen, um darnach die künftigen Besoldungen sowohl der Prediger, als auch andrer Kirchen- und Schuldiener bestimmen zu können.

Besonders sollte auch darauf Bedacht genommen werden, daß für die Jugend Stipendien gestiftet, Kirchen, Pfarrerwohnungen und Hospitäler in gutem Stande erhalten und die Dürftigen mit Almosen versorgt würden. Unter dem Volke sollte eine bessere Zucht eingeführt und Geistlichen und Laien, die von der Verbreitung der Irrlehren nicht ablassen wollten, eine Frist gesetzt werden, ihre Güter zu verkaufen und außer Landes zu ziehen. Doch war die Ausführung dieser Maßregel sehr schonend *).

Als Visitatoren wurden die berühmtesten Theologen bestellt, welche mit verschiedenen Adeligen und Rechtsgelehrten die betreffenden Commissionen in den ihnen angewiesenen Distrikten bildeten. Die für Thüringen bestimmte Commission bestand aus den Geistlichen: Philipp Melanchthon, Friedrich Myconius und Justus Menius, sodann aus den Weltlichen: Johann von Planitz, Erasmus von Haugwitz und Dr. Hieronymus Schurf. Im Kurkreise und Meißen versahen die Visitation Dr. Luther, Johannes Bugenhagen und Justus Jonas. Die sie begleitenden Staatsmänner waren Johann von Metzsch, Bernhard von Hirschfeld, Johann von Taubenheim und Dr. Benedict Pauli. Nach Altenburg, dem Osterlande, Erzgebirge und Voigtlande wurden Georg Spalatin, Antonius Musa und

*) Vgl. Gretschel's „Geschichte des sächs. Volkes und Staates", S. 424—425.

Wolfgang Fuß geschickt. Beigegeben waren ihnen die Edelleute Anarg von Wildenfels, Sebastian von Kötteritz, Daniel von Feilitsch, Eckbald von Brandenstein, Heinrich von Einsiedel und Dietrich von Starschedel. Nach Franken (Koburg, Saalfeld, Hildburghausen ꝛc.) gingen als Visitatoren die beiden Koburger Prediger Balthasar Thuring und Johann Langer, nebst dem Eisfelder Pfarrer, Nikolaus Kind. Mit ihnen waren die Weltlichen: Johann von Sternberg, Sylvester von Schaumburg und Johann Schott.

Nicht überall wurde man noch in dem Jahre 1528 fertig mit diesem Geschäft. An verschiedenen Orten brauchte man noch einen großen Theil des Jahres 1529 dazu. Man machte bei dieser Gelegenheit eben so traurige, als erhebende Entdeckungen und Erfahrungen. Man traf musterhafte Pfarrer und Seelsorger an, wiewohl sie nicht eben im Ueberflusse vorhanden waren, oder, wie Luther in einem Briefe an Herzog Albrecht sich ausdrückt, nicht eben „grasedicke" standen. Von solcher bessern Art war Anton Zimmermann, Pfarrer von Meuselwitz, der das größte Lob davon trug. Einen andern traf man an (es war der Pfarrer zu Haine), der in seiner Pfarrkirche das Evangelium predigte und auf seinem Filial ohne Bedenken und eben so andächtig seine Messe las. Unter hundert Pfarrern im Altenburgischen waren kaum vier noch bei der päpstlichen Messe geblieben. Diejenigen, welche Concubinen hielten, mußten sie entweder fortschaffen oder heirathen. Die Franziskaner

zu Saalfeld erinnerte man vergebens, von ihren Irrthümern abzustehen; sie beriefen sich auf Verordnungen der Reichstage, wurden hierauf auch nicht weiter beunruhigt, sondern, wie es in der Verordnung hieß, Gott befohlen. Auch gegen die Franziskaner zu Altenburg wurden keine Zwangsmaaßregeln angewendet. Die Mitglieder der Stifter zu Eisenach und Gotha, die sich zu Annahme der evangelischen Einrichtungen bequemten, verloren an ihren Einkünften nichts. Die Klosterfrauen in Heusdorf und Weimar duldete man und gab ihnen Unterhalt, wenn sie gleich, trotz der von ihnen angehörten evangelischen Prediger, von dem alten Ceremoniendienste nicht ließen. — Die Unkosten der Visitation wurden von den Aemtern bezahlt und zur kurfürstlichen Kammer verrechnet.

So ward die christliche Kirche in Kursachsen allmählig nach den Grundsätzen der evangelischen Lehre gebildet, wobei allerdings auf eine Mitwirkung der Bischöfe der betreffenden Sprengel nicht gerechnet werden konnte. Dem Beispiele des Kurfürsten Johann folgten nun bald andere Fürsten nach und ließen in ihren Ländern auch Kirchenvisitationen anstellen. So der Markgraf Georg von Baireuth und Ansbach, der nach seines strengkatholischen Bruders Casimir Tode zur Alleinherrschaft in dem genannten Markgrafenthume gelangte. Ein Gleiches thaten die Städte Braunschweig und Hamburg, welche zu diesem Zwecke den Dr. Bugenhagen zu sich kommen ließen; ferner Bre-

men, Lübeck, Goslar und Göttingen. Zu Straßburg sollte auf Befehl des Kaisers die römisch-katholische Religion wieder eingeführt werden; allein die Bürger setzten sich mit aller Macht dawider und verharrten fest bei der evangelischen Lehre, die der Rath durch öffentliche Anordnungen immer besser einzurichten suchte.

Während der Kirchenvisitation hatte Luther sattsam Gelegenheit gehabt, sich von der kläglichen Unwissenheit des gemeinen Mannes sowohl, als vieler Pfarrer und Schullehrer zu überzeugen. „Viele", sagt er von den Letzteren, „sollten billiger Sauhirten oder Hundeknechte sein, als Seelenwärter und Pfarrherren." Er faßte daher sogleich nach geendigter Kirchenvisitation den lobenswürdigen Entschluß, ein Lehrbuch zu schreiben, welches den unwissenden Pfarrern in die Hände gegeben werden könnte, um das noch unwissendere Volk aus demselben zu unterrichten. Und so erschienen im Jahre 1529 seine beiden Katechismen. Sie waren die ersten brauchbaren Volks- und Unterrichtsbücher, und Luther's Zeitgenossen konnten ihm nicht genug dafür danken. Fürst Joachim von Anhalt schrieb in sein Exemplar die Worte: „Dieses ist nebst der Bibel mein bestes Buch."

Durch die Katechismen wurde das Werk der Kirchenvisitation gekrönt. Der Nutzen, den sie allenthalben stifteten, war unberechenbar; ja selbst auf die römisch-katholische

Kirche erſtreckte ſich ihr ſegensreicher Einfluß. Denn die Anhänger der letztern fanden ſich bald bewogen, ebenfalls Katechismen zu verfertigen. So verdankt die römiſche Kirche, wie ſie überhaupt dem gehaßten Luther viel zu danken hat, auch ihre katechetiſchen Uebungen dieſem größten ihrer Gegner.

Siebentes Capitel.

Einige Märtyrer des Evangeliums. Luther's fernere Thätigkeit.

1527—1529.

Für Tugend, Menschenrecht und Menschenfreiheit sterben
Ist höchst erhabner Muth, ist Welterlösertod;
Denn nur die göttlichsten der Heldenmenschen färben
Dafür den Panzerrock mit ihrem Herzblut roth.

Bürger.

Je stattlicher die Fortschritte waren, welche die Reformation in Sachsen, Hessen, Anhalt und andern Ländern machte, desto ärger wurden die Verfolgungen, wodurch die Lichtfeinde sie anderwärts zu unterdrücken suchten Es fehlte daher keineswegs an Solchen, welche die Märtyrerkrone erlangten und durch ihren Tod die Wahrheit und Gerechtigkeit der Sache bezeugten, der sie sich gewidmet hatten.

In München wurde 1527 Georg Carpentarius*) als Ketzer verbrannt; desgleichen zu Köln im folgenden Jahre Peter Flystedt und Adolph Klarenbach. Nichts aber machte mehr Aufsehen, als die Hinrichtung Leonhard Kaiser's im Bisthume Passau.

Leonhard Kaiser war aus Rab gebürtig und bekleidete für einen Passauer Domherrn die Stelle eines Vicars auf dem Dorfe Waizenkirchen. Hier kam er durch das Lesen von Luther's Schriften zur Erkenntniß der reinen evangelischen Lehre, und da er nicht gewohnt war, seine Ueberzeugung zu verläugnen, so predigte er die erkannte Wahrheit auch seiner Gemeinde. Dies verdroß den Domherrn. Er zeigte ihn bei dem Bischofe von Passau an, und dieser ließ Kaisern alsobald in's Gefängniß werfen. Auf Verwendung seiner Freunde kam jedoch der muthige Wahrheitsfreund diesmal wieder los, wurde auch in sein Amt wieder eingesetzt, mußte aber geloben, nie wieder nach Luther's Lehre zu predigen. Unfähig, solchen Zwang lange zu ertragen, legte er nach einem halben Jahre sein Vicariat freiwillig nieder und ging nach Wittenberg, um Luthern selbst zu hören und sich in der evangelischen Lehre besser zu unterrichten. Nachdem er zwei Jahre daselbst geweilt, nöthigte ihn die plötzliche Erkrankung seines Vaters, nach Hause zurückzukehren. Kaum

*) Nicht zu verwechseln mit dem Schweizer Sebastian Carpentarius; s. Bd. III, S. 88 ff.

war er hier angekommen, als er von dem Pfarrer des Dorfes verrathen und nach Paſſau in's Gefängniß abgeführt ward. Während ſeines Proceſſes bewies er die größte Standhaftigkeit. Seine Freunde, worunter viele angeſehene Leute waren, gaben ſich alle nur erdenkliche Mühe, ihn zu befreien. Der Kurfürſt Johann von Sachſen ſchrieb eigens deshalb an den Biſchof von Paſſau; Margraf Georg von Ansbach, die Grafen von Schaumburg, Schwarzburg, Traun, Stahremberg und Andere vom Adel legten ebenfalls dringende Fürbitten für den Gefangenen ein. Aber ſein Tod war beſchloſſen. Der Biſchof von Paſſau und der Herzog Wilhelm von Baiern lechzten nach dem Blute des Frommen, und das Gericht, gehorſam dem Winke dieſer Tyrannen, verurtheilte den Unſchuldigen zum Tode. Am 16. Auguſt 1527 wurde er auf dem Markte zu Scherding, einer Stadt, in deren Landgericht Rab gehörte, verbrannt. Auf dem Wege zum Scheiterhaufen bezeigte er ſich überaus getroſt und heiter, betete mit großer Inbrunſt und Zuverſicht, verzieh allen ſeinen Verfolgern und ermahnte die Leute, das Lied zu ſingen: „Nun bitten wir den heiligen Geiſt ꝛc.“ Ein neben ihm gehender Pfaffe, der bei ſeiner Verurtheilung ſehr thätig geweſen war, wurde durch dieſe Gottergebenheit ſo gerührt, daß er laut ausrief: „Ich bin nicht werth, daß ich neben dir gehe. Du biſt ein Gerechter; ich aber habe den Tod verdient. Mir ſoll man mein Recht thun. Der Biſchof iſt ein Bluthund.“ Der ſanftmüthige Kaiſer ver-

wies ihm solche Ausdrücke mit mildem Ernst und ging ruhig weiter. Bei dem Scheiterhaufen angelangt, hielt er noch eine sehr bewegliche Rede an das Volk, bat Alle, die er etwa beleidigt haben möchte, um Verzeihung und wünschte seinen Feinden, wie überhaupt Denen, die noch ohne Licht und Erkenntniß des göttlichen Wortes lebten, baldige Erleuchtung. Als ihn die Henker binden wollten, konnten sie mit den durcheinandergewirrten Stricken nicht zurecht kommen. Sie stießen daher die abscheulichsten Flüche aus, worauf Kaiser zu ihnen sagte: „Liebe Brüder, fluchet nicht! Ich entrinne euch nicht. Ihr thut mir keinen Zug, es wolle es denn Christus, mein Herr, haben; ihr seid nur Werkzeuge, von Gott verordnet.“ Nachdem er hierauf den Holzstoß bestiegen, ersuchte er das Volk, das Lied zu singen: „Komm, heiliger Geist ꝛc.“ Während des Gesanges umrauschten ihn die Flammen. Seine letzten Worte waren: „Jesu, ich bin dein. Mach mich selig!“

Luther wurde von dem Märtyrertode Kaiser's auf's Schmerzlichste ergriffen, wiewohl ihn auf der andern Seite wieder der Gedanke erhob, daß seine Lehre doch von Gott sein müsse, da man für sie mit so großer Freudigkeit sterben könne. Schon während der Gefangenschaft des Dulders hatte er ihm einen kurzen, aber gewichtvollen Trostbrief geschickt. Jetzt nach seiner Hinrichtung gab er den ganzen Proceß, größtentheils nach Kaiser's eignen Aufzeichnungen, nebst mehreren darauf bezüglichen Aktenstücken in Druck.

Diese Arbeit führt den Titel: „Luther's gründlicher Bericht der seligen Geschichte von Leonhard Kaisern in Baiern, welcher um des Evangelii willen verbrannt worden.“ Wir erfahren daraus, daß auch der bekannte Dr. Eck aus Ingolstadt unter den Blutrichtern gesessen.

Sodann haben wir einen Brief Luther's an Michael Stiefel, woraus recht deutlich hervorgeht, wie sehr der Reformator den gemordeten Kaiser verehrte. „Ach, ich elender „Mensch!“ — ruft er dort aus — „wie gar ungleich bin „ich dem lieben Herrn Leonhard Kaiser! Mehr thue ich „nicht, denn daß ich das Wort lehre, predige, mit vielen „Worten davon rede und schreibe; er aber hat sich beweiset „als ein rechter, gewaltiger Thäter desselbigen Wortes. Ach, „daß mich Gott werth achtete, daß dieses Leonhard's Geist „nicht zweifältig bei mir wäre, sondern nur die Hälfte, den „Satan zu überwinden, so wollt' ich willig und gern dies „Leben lassen. Gelobet sei Gott in Ewigkeit, welcher unter „so vielen Ungeheuern doch einmal uns Unwürdigen so einen „herrlichen Anblick und Glanz seiner Gnade beweiset und „sehen hat lassen an diesem seligen Manne, daran wir je „merken können, daß er uns allerdings nicht verlassen hat. „Christus, unser lieber Herr, verleihe, daß wir dieses liebens „seligen Leonhard's Nachfolger werden! Er heißet nicht „allein König, sondern billig Kaiser, und führet solchen „Namen mit Ehren; denn er hat den überwunden, deß Ge-

„walt so groß ist, daß ihr keine auf Erden mag verglichen „werden. Zudem ist er nicht allein ein Priester, sondern „ein rechter Bischof, ja Papst, indem er seinen Leib so dahin „geopfert hat zum Opfer, das da Gott wohlgefällig, leben„dig und heilig gewesen ist. Also heißt er auch recht und „billig Leonhard, das ist: Leuenhart; denn er hat sich „beweiset als ein starker, unerschrockener Leue. Seine beiden „Namen sind zuvor von Gott versehen. Er ist der Erste, „so den Namen seines Geschlechts erfüllet und bestäti„get hat."

Leonhard Kaiser war leider damals nicht der Letzte, der als Opfer seiner Ueberzeugung fiel. Doch wagte man es nicht überall, gegen die der Ketzerei Verdächtigen öffentlich zu verfahren. Man suchte sich ihrer vielmehr, wo es ging, heimlich zu entledigen. So fiel in Schlesien der Pfarrer Johann Reichel durch Meuchelmord. Auch Georg Winkler, Prediger zu Halle, wurde auf solche Weise aus dem Wege geräumt. Das Verbrechen dieses Letzteren bestand darin, daß er das heilige Abendmahl unter beiden Gestalten ausgespendet hatte. Er war deshalb von dem Mainzer Kurfürsten, der zugleich Erzbischof von Magdeburg war, nach Aschaffenburg citirt und auf der Rückreise, zwei Meilen von jener Stadt, von einigen gedungenen Mördern angefallen und erstochen worden. Der Verdacht des Volkes fiel auf die Mainzer Domherren. Auch Luther schloß sich dieser Vermuthung an und erließ gegen dieselben eine heftige

Schrift, der er bald darauf einen besondern Bericht über den Genuß des Sacraments unter beiderlei Gestalt folgen ließ, worin er diesen Punkt sehr treffend und gelehrt auseinandersetzte.

Um dieselbe Zeit besiegelte in Schottland ein edler Jüngling seine Ueberzeugung von der Wahrheit der evangelischen Lehre mit seinem Blute. Er hieß Patrick Hamilton und gehörte einer der ältesten schottischen Adelsfamilien an. Er war sogar mit dem königlichen Hause verwandt; denn sein Großvater hatte eine Schwester König Jakob's III. zur Ehe gehabt. Auf seinen Reisen durch Deutschland lernte er sowohl in Wittenberg selbst, als auf der neugestifteten Universität Marburg *) die Grundsätze der Reformation kennen. Heimgekehrt in sein Vaterland, suchte er dieselben auch dort zu verbreiten. Bald aber wurde er vor ein geistliches Gericht gestellt, als Ketzer erfunden, drauf der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung übergeben und im Jahre 1527 in einem Alter von noch nicht 24 Jahren verbrannt. Bei seiner Hinrichtung befand sich ein Mönch, Namens Campbell, der ihn in seinen letzten Stunden mißhandelte. Diesem rief Hamilton die gewaltigen Worte zu: „Elender, der du bist! In deinem Gewissen bist du von der Wahrheit

*) Hier war der früher erwähnte Lambert von Avignon sein Lehrer.

zu Saalfeld erinnerte man vergebens, von ihren Irrthümern abzustehen; sie beriefen sich auf Verordnungen der Reichstage, wurden hierauf auch nicht weiter beunruhigt, sondern, wie es in der Verordnung hieß, Gott befohlen. Auch gegen die Franziskaner zu Altenburg wurden keine Zwangsmaaßregeln angewendet. Die Mitglieder der Stifter zu Eisenach und Gotha, die sich zu Annahme der evangelischen Einrichtungen bequemten, verloren an ihren Einkünften nichts. Die Klosterfrauen in Heusdorf und Weimar duldete man und gab ihnen Unterhalt, wenn sie gleich, trotz der von ihnen angehörten evangelischen Prediger, von dem alten Ceremoniendienste nicht ließen. — Die Unkosten der Visitation wurden von den Aemtern bezahlt und zur kurfürstlichen Kammer verrechnet.

So ward die christliche Kirche in Kursachsen allmählig nach den Grundsätzen der evangelischen Lehre gebildet, wobei allerdings auf eine Mitwirkung der Bischöfe der betreffenden Sprengel nicht gerechnet werden konnte. Dem Beispiele des Kurfürsten Johann folgten nun bald andere Fürsten nach und ließen in ihren Ländern auch Kirchenvisitationen anstellen. So der Markgraf Georg von Baireuth und Ansbach, der nach seines strengkatholischen Bruders Casimir Tode zur Alleinherrschaft in dem genannten Markgrafenthume gelangte. Ein Gleiches thaten die Städte Braunschweig und Hamburg, welche zu diesem Zwecke den Dr. Bugenhagen zu sich kommen ließen; ferner Bre-

men, Lübeck, Goslar und Göttingen. Zu Straßburg sollte auf Befehl des Kaisers die römisch-katholische Religion wieder eingeführt werden; allein die Bürger setzten sich mit aller Macht dawider und verharrten fest bei der evangelischen Lehre, die der Rath durch öffentliche Anordnungen immer besser einzurichten suchte.

Während der Kirchenvisitation hatte Luther sattsam Gelegenheit gehabt, sich von der kläglichen Unwissenheit des gemeinen Mannes sowohl, als vieler Pfarrer und Schullehrer zu überzeugen. „Viele", sagt er von den Letzteren, „sollten billiger Sauhirten oder Hundeknechte sein, als Seelenwärter und Pfarrherren." Er faßte daher sogleich nach geendigter Kirchenvisitation den lobenswürdigen Entschluß, ein Lehrbuch zu schreiben, welches den unwissenden Pfarrern in die Hände gegeben werden könnte, um das noch unwissendere Volk aus demselben zu unterrichten. Und so erschienen im Jahre 1529 seine beiden Katechismen. Sie waren die ersten brauchbaren Volks- und Unterrichtsbücher, und Luther's Zeitgenossen konnten ihm nicht genug dafür danken. Fürst Joachim von Anhalt schrieb in sein Exemplar die Worte: „Dieses ist nebst der Bibel mein bestes Buch."

Durch die Katechismen wurde das Werk der Kirchenvisitation gekrönt. Der Nutzen, den sie allenthalben stifteten, war unberechenbar; ja selbst auf die römisch-katholische

Kirche erſtreckte ſich ihr ſegensreicher Einfluß. Denn die Anhänger der letztern fanden ſich bald bewogen, ebenfalls Katechismen zu verfertigen. So verdankt die römiſche Kirche, wie ſie überhaupt dem gehaßten Luther viel zu danken hat, auch ihre katechetiſchen Uebungen dieſem größten ihrer Gegner.

Siebentes Capitel.

Einige Märtyrer des Evangeliums. Luther's fernere Thätigkeit.

1527—1529.

Für Tugend, Menschenrecht und Menschenfreiheit sterben
Ist höchst erhabner Muth, ist Welterlösertod;
Denn nur die göttlichsten der Heldenmenschen färben
Dafür den Panzerrock mit ihrem Herzblut roth.

Bürger.

Je stattlicher die Fortschritte waren, welche die Reformation in Sachsen, Hessen, Anhalt und andern Ländern machte, desto ärger wurden die Verfolgungen, wodurch die Lichtfeinde sie anderwärts zu unterdrücken suchten Es fehlte daher keineswegs an Solchen, welche die Märtyrerkrone erlangten und durch ihren Tod die Wahrheit und Gerechtigkeit der Sache bezeugten, der sie sich gewidmet hatten.

In München wurde 1527 Georg Carpentarius*) als Ketzer verbrannt; desgleichen zu Köln im folgenden Jahre Peter Flystedt und Adolph Klarenbach. Nichts aber machte mehr Aufsehen, als die Hinrichtung Leonhard Kaiser's im Bisthume Passau.

Leonhard Kaiser war aus Rab gebürtig und bekleidete für einen Passauer Domherrn die Stelle eines Vicars auf dem Dorfe Waizenkirchen. Hier kam er durch das Lesen von Luther's Schriften zur Erkenntniß der reinen evangelischen Lehre, und da er nicht gewohnt war, seine Ueberzeugung zu verläugnen, so predigte er die erkannte Wahrheit auch seiner Gemeinde. Dies verdroß den Domherrn. Er zeigte ihn bei dem Bischofe von Passau an, und dieser ließ Kaisern alsobald in's Gefängniß werfen. Auf Verwendung seiner Freunde kam jedoch der muthige Wahrheitsfreund diesmal wieder los, wurde auch in sein Amt wieder eingesetzt, mußte aber geloben, nie wieder nach Luther's Lehre zu predigen. Unfähig, solchen Zwang lange zu ertragen, legte er nach einem halben Jahre sein Vicariat freiwillig nieder und ging nach Wittenberg, um Luthern selbst zu hören und sich in der evangelischen Lehre besser zu unterrichten. Nachdem er zwei Jahre daselbst geweilt, nöthigte ihn die plötzliche Erkrankung seines Vaters, nach Hause zurückzukehren. Kaum

*) Nicht zu verwechseln mit dem Schweizer Sebastian Carpentarius; s. Bd. III, S. 88 ff.

war er hier angekommen, als er von dem Pfarrer des Dorfes verrathen und nach Paſſau in's Gefängniß abgeführt ward. Während ſeines Proceſſes bewies er die größte Standhaftigkeit. Seine Freunde, worunter viele angeſehene Leute waren, gaben ſich alle nur erdenkliche Mühe, ihn zu befreien. Der Kurfürſt Johann von Sachſen ſchrieb eigens deshalb an den Biſchof von Paſſau; Margraf Georg von Ansbach, die Grafen von Schaumburg, Schwarzburg, Traun, Stahremberg und Andere vom Adel legten ebenfalls dringende Fürbitten für den Gefangenen ein. Aber ſein Tod war beſchloſſen. Der Biſchof von Paſſau und der Herzog Wilhelm von Baiern lechzten nach dem Blute des Frommen, und das Gericht, gehorſam dem Winke dieſer Tyrannen, verurtheilte den Unſchuldigen zum Tode. Am 16. Auguſt 1527 wurde er auf dem Markte zu Scherding, einer Stadt, in deren Landgericht Rab gehörte, verbrannt. Auf dem Wege zum Scheiterhaufen bezeigte er ſich überaus getroſt und heiter, betete mit großer Inbrunſt und Zuverſicht, verzieh allen ſeinen Verfolgern und ermahnte die Leute, das Lied zu ſingen: „Nun bitten wir den heiligen Geiſt ꝛc.“ Ein neben ihm gehender Pfaffe, der bei ſeiner Verurtheilung ſehr thätig geweſen war, wurde durch dieſe Gottergebenheit ſo gerührt, daß er laut ausrief: „Ich bin nicht werth, daß ich neben dir gehe. Du biſt ein Gerechter; ich aber habe den Tod verdient. Mir ſoll man mein Recht thun. Der Biſchof iſt ein Bluthund.“ Der ſanftmüthige Kaiſer ver-

wies ihm solche Ausdrücke mit mildem Ernst und ging ruhig weiter. Bei dem Scheiterhaufen angelangt, hielt er noch eine sehr bewegliche Rede an das Volk, bat Alle, die er etwa beleidigt haben möchte, um Verzeihung und wünschte seinen Feinden, wie überhaupt Denen, die noch ohne Licht und Erkenntniß des göttlichen Wortes lebten, baldige Erleuchtung. Als ihn die Henker binden wollten, konnten sie mit den durcheinandergewirrten Stricken nicht zurecht kommen. Sie stießen daher die abscheulichsten Flüche aus, worauf Kaiser zu ihnen sagte: „Liebe Brüder, fluchet nicht! Ich entrinne euch nicht. Ihr thut mir keinen Zug, es wolle es denn Christus, mein Herr, haben; ihr seid nur Werkzeuge, von Gott verordnet.“ Nachdem er hierauf den Holzstoß bestiegen, ersuchte er das Volk, das Lied zu singen: „Komm, heiliger Geist ꝛc.“ Während des Gesanges umrauschten ihn die Flammen. Seine letzten Worte waren: „Jesu, ich bin dein. Mach mich selig!“

Luther wurde von dem Märtyrertode Kaiser's auf's Schmerzlichste ergriffen, wiewohl ihn auf der andern Seite wieder der Gedanke erhob, daß seine Lehre doch von Gott sein müsse, da man für sie mit so großer Freudigkeit sterben könne. Schon während der Gefangenschaft des Dulders hatte er ihm einen kurzen, aber gewichtvollen Trostbrief geschickt. Jetzt nach seiner Hinrichtung gab er den ganzen Proceß, größtentheils nach Kaiser's eignen Aufzeichnungen, nebst mehreren darauf bezüglichen Aktenstücken in Druck.

Diese Arbeit führt den Titel: „Luther's gründlicher Bericht der seligen Geschichte von Leonhard Kaisern in Baiern, welcher um des Evangelii willen verbrannt worden.“ Wir erfahren daraus, daß auch der bekannte Dr. Eck aus Ingolstadt unter den Blutrichtern gesessen.

Sodann haben wir einen Brief Luther's an Michael Stiefel, woraus recht deutlich hervorgeht, wie sehr der Reformator den gemordeten Kaiser verehrte. „Ach, ich elender „Mensch!“ — ruft er dort aus — „wie gar ungleich bin „ich dem lieben Herrn Leonhard Kaiser! Mehr thue ich „nicht, denn daß ich das Wort lehre, predige, mit vielen „Worten davon rede und schreibe; er aber hat sich beweiset „als ein rechter, gewaltiger Thäter desselbigen Wortes. Ach, „daß mich Gott werth achtete, daß dieses Leonhard's Geist „nicht zweifältig bei mir wäre, sondern nur die Hälfte, den „Satan zu überwinden, so wollt' ich willig und gern dies „Leben lassen. Gelobet sei Gott in Ewigkeit, welcher unter „so vielen Ungeheuern doch einmal uns Unwürdigen so einen „herrlichen Anblick und Glanz seiner Gnade beweiset und „sehen hat lassen an diesem seligen Manne, daran wir je „merken können, daß er uns allerdings nicht verlassen hat. „Christus, unser lieber Herr, verleihe, daß wir dieses liebeck „seligen Leonhard's Nachfolger werden! Er heißet nicht „allein König, sondern billig Kaiser, und führet solchen „Namen mit Ehren; denn er hat den überwunden, deß Ge-

„walt ſo groß iſt, daß ihr keine auf Erden mag verglichen „werden. Zudem iſt er nicht allein ein Prieſter, ſondern „ein rechter Biſchof, ja Papſt, indem er ſeinen Leib ſo dahin „geopfert hat zum Opfer, das da Gott wohlgefällig, leben„dig und heilig geweſen iſt. Alſo heißt er auch recht und „billig Leonhard, das iſt: Leuenhart; denn er hat ſich „beweiſet als ein ſtarker, unerſchrockener Leue. Seine beiden „Namen ſind zuvor von Gott verſehen. Er iſt der Erſte, „ſo den Namen ſeines Geſchlechts erfüllet und beſtäti„get hat.“

Leonhard Kaiſer war leider damals nicht der Letzte, der als Opfer ſeiner Ueberzeugung fiel. Doch wagte man es nicht überall, gegen die der Ketzerei Verdächtigen öffentlich zu verfahren. Man ſuchte ſich ihrer vielmehr, wo es ging, heimlich zu entledigen. So fiel in Schleſien der Pfarrer Johann Reichel durch Meuchelmord. Auch Georg Winkler, Prediger zu Halle, wurde auf ſolche Weiſe aus dem Wege geräumt. Das Verbrechen dieſes Letzteren beſtand darin, daß er das heilige Abendmahl unter beiden Geſtalten ausgeſpendet hatte. Er war deshalb von dem Mainzer Kurfürſten, der zugleich Erzbiſchof von Magdeburg war, nach Aſchaffenburg citirt und auf der Rückreiſe, zwei Meilen von jener Stadt, von einigen gedungenen Mördern angefallen und erſtochen worden. Der Verdacht des Volkes fiel auf die Mainzer Domherren. Auch Luther ſchloß ſich dieſer Vermuthung an und erließ gegen dieſelben eine heftige

Schrift, der er bald darauf einen besondern Bericht über den Genuß des Sacraments unter beiderlei Gestalt folgen ließ, worin er diesen Punkt sehr treffend und gelehrt auseinandersetzte.

Um dieselbe Zeit besiegelte in Schottland ein edler Jüngling seine Ueberzeugung von der Wahrheit der evangelischen Lehre mit seinem Blute. Er hieß Patrick Hamilton und gehörte einer der ältesten schottischen Adelsfamilien an. Er war sogar mit dem königlichen Hause verwandt; denn sein Großvater hatte eine Schwester König Jakob's III. zur Ehe gehabt. Auf seinen Reisen durch Deutschland lernte er sowohl in Wittenberg selbst, als auf der neugestifteten Universität Marburg*) die Grundsätze der Reformation kennen. Heimgekehrt in sein Vaterland, suchte er dieselben auch dort zu verbreiten. Bald aber wurde er vor ein geistliches Gericht gestellt, als Ketzer erfunden, drauf der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung übergeben und im Jahre 1527 in einem Alter von noch nicht 24 Jahren verbrannt. Bei seiner Hinrichtung befand sich ein Mönch, Namens Campbell, der ihn in seinen letzten Stunden mißhandelte. Diesem rief Hamilton die gewaltigen Worte zu: „Elender, der du bist! In deinem Gewissen bist du von der Wahrheit

*) Hier war der früher erwähnte Lambert von Avignon sein Lehrer.

der Lehre überzeugt, für die ich sterbe; du hast dich selbst noch unlängst in meiner Gegenwart dazu bekannt. Siehe, ich fordere dich vor den Richterstuhl des lebendigen Gottes." Der Mönch fiel bald darauf in Wahnsinn und starb. In Hamilton's Tode ehrten deshalb Viele nicht nur den Tod eines frommen Blutzeugen, sondern den eines Propheten und Heiligen Gottes *).

*) Ein ähnliches Gottesgericht sah die erstaunte Welt neunzehn Jahre später bei dem Anlaß eines andern Märtyrertodes. Der Erzbischof Beaton war einer der heftigsten Verfolger der Protestanten in Schottland. Zu den verschiedenen Hinrichtungen, die er schon betrieben hatte, gesellte sich auch die eines Adligen, George Wisharb, der, von Cambridge kommend, die Lehre der Reformation in Schottland ausgebreitet und, als man ihm die Kirchen verweigert, auf freiem Felde unter großem Zulaufe sie verkündigt hatte. Wie so viele Andere, wurde auch Wisharb zum Feuertode verurtheilt. Mit ruhiger Fassung bereitete er sich zum Tode. Da er das Abendmahl nicht von einem katholischen Priester nehmen wollte, segnete er es selbst ein nach seinem letzten Frühstück und genoß es mit einigen seiner Freunde unter beiderlei Gestalt. Der Erzbischof Beaton sah der Hinrichtung aus dem Fenster seines Schlosses zu. Aber der Sterbende weissagte ihm noch aus den Flammen, daß sein Ende gekommen sei, und in wenigen Tagen ging die Weissagung in Erfüllung. Beaton wurde im Mai 1546 von sechzehn Verschworenen in demselben Schlosse ermordet, aus dessen Fenster er am Tode Wisharb's sich geweidet hatte. Solche merkwürdige Ereignisse mußten einen tiefen Eindruck in dem Gemüthe eines Volkes hinterlassen, das für das Wunderbare in den Verkettungen der menschlichen Schicksale und

In Deutschland stand an der Spitze Derer, welche sich gegen die reine evangelische Lehre verbunden hatten, der neugewählte König von Ungarn und Böhmen, Ferdinand. Er ließ im August 1527 ein Mandat gegen die Lutheraner ausgehen, welches den giftigsten Verfolgungsgeist athmete. Sein blinder Haß gegen Alles, was im mindesten der römischen Lehre und Kirche Eintrag that, bewirkte auch, daß die Heirath sich zerschlug, welche früher zwischen seiner Schwester Katharina und dem sächsischen Kurprinzen Johann Friedrich eingeleitet und den Ehepacten nach bereits abgeschlossen war. Des Kaisers Gesandter, Haunart, erklärte bei dieser Gelegenheit, daß der Kaiser, sein Herr, keineswegs verbunden sei, Ketzern sein Wort zu halten. Johann Friedrich vermählte sich hierauf mit Sibylla, der Tochter des Herzogs von Cleve.

Ein eben so finsterer Fanatiker, wie Ferdinand, war Kurfürst Joachim I. von Brandenburg. Seine Gemahlin, eine Schwester Christiern's, des Exkönigs von Däne-

---

für die geheimnißvollen Einwirkungen der Geisterwelt von Natur einen erregbaren Sinn zeigt. Mag auch der Aberglaube in solche Stimmen und Zeichen ein größeres Gewicht gelegt haben, als die besonnenere Vernunft unsrer heutigen Bildung ihnen zugesteht, immerhin waren es wirksame Zeichen der Zeit, und, wie überall in solchen Zeiten, ward auch hier das Blut der Märtyrer ein Saame der Kirche und das Wunderbare, von dem ihr Tod begleitet schien, ein Hebel der Begeisterung.

mark, mußte um des Evangeliums willen viel von dem Unmenschen ausstehen. Er wollte sie sogar einmauern lassen, da sie das Abendmahl unter beiden Gestalten genossen hatte. Mit genauer Noth konnte sie noch aus Berlin fliehen. Auf einem Bauerwagen kam sie nebst einer Kammerfrau und einem Bedienten nach Torgau zu dem Kurfürsten von Sachsen, ihrem Oheim. Diesem klagte sie ihr Elend und bat ihn um Schutz; doch erklärte sie zugleich, daß, wenn ihm ihr Aufenthalt in seinen Staaten etwa Ungelegenheiten zuziehen sollte, sie ihn nicht belästigen, sondern gehen wolle, wohin das Glück sie führe. Der Kurfürst aber behielt sie bei sich und räumte ihr das Schloß Lichtenberg zur Wohnung ein. Hier suchte sie Luther's Lehre immer besser kennen zu lernen. Oft hatte sie Unterredungen mit dem Reformator; ja, sie hielt sich sogar einmal aus großer Liebe zu dem Worte Gottes über drei Monate in dessen Hause auf. Luther nennt sie in seinen Briefen zuweilen seine liebe Gevatterin. Erst im Jahre 1546, als ihr Mann todt war und sie nichts Böses mehr zu befürchten hatte, kehrte sie in die Mark zurück.

Derselbe Joachim von Brandenburg wußte auch die Prediger der Stadt Jüterbock mit List in seine Gewalt zu bringen und hielt sie lange Zeit gefangen. Ueberhaupt fügte er den Evangelischgesinnten alle nur erdenkliche Kränkungen zu. Eben so verfuhr Herzog Georg von Sachsen, der, wie wir wissen, von demselben Schlage war. Sonder-

lich hatten zwei Herren von Einsiedel, die auf ihren Gütern lutherische Prediger angestellt hatten, viel von ihm zu leiden. Luther klagt darüber: „Lieber Gott! Will denn der „tolle Kopf nicht einmal aufhören? Ist er zu bekehren, mein „Herr Jesu Christe, so bekehre ihn doch! Wo nicht, so wehre „ihm doch bald! Was soll er die Deinen, dein Wort und „Werk so lange hindern und lästern? Amen, Amen, lieber „Herr!“ Ein nicht geringes Aergerniß war es für Herzog Georg, daß sogar eine seiner Nichten, eine Nonne, sich der verhaßten Lehre Luther's zuwendete. Sie hieß Ursula, war eine Prinzessin von Münsterberg aus Oberschlesien und befand sich im Freiberger Kloster. Hier kamen ihr zufällig Luther's Schriften in die Hände, und selbige machten einen so gewaltigen Eindruck auf ihr Gemüth, daß sie alsogleich mit zwei andern adlichen Nonnen das Kloster verließ und sich nach Wittenberg begab, um bei dem Reformator Schutz und Aufenthalt zu suchen. Als Georg solches erfuhr, drang er beim Kurfürsten Johann darauf, daß er ihm die Entflohene ausliefern solle. Allein der Kurfürst that es nicht, und die Prinzessin setzte selbst für sich eine Vertheidigungsschrift auf, worin sie die Ursachen darlegte, die sie bewogen hätten, das Kloster zu verlassen. Diese Vertheidigungsschrift überschickte sie sowohl dem Herzoge Georg, als dem reformatorisch gesinnten Herzoge Heinrich, der zu Freiberg residirte.

Ueber daß verkehrte und elende Treiben der damaligen Stimmführer des Katholicismus äußert sich Erasmus von

Rotterdam (ein um so unverwerflicherer Zeuge, als er keineswegs Luther's Ansichten theilte) in einem Briefe an den Bischof Stadion von Augsburg mit folgenden scharfen Worten: „Sie denken blos auf ihre Sache, nicht auf die Sache „Jesu Christi, und nicht darum ist es ihnen zu thun, daß „Christus in den Herzen der Menschen regiere, sondern „darum, daß sie nur ihre Herrschaft behaupten können. „Ihre ganze Hoffnung des Sieges setzen sie in ein unaufhörliches Toben und Poltern vor dem Volk gegen die „Lutheraner und in die frechsten Verläumdungen, worin „allerdings viele von ihnen Meister sind. Verschiedene Theologen verdammen, blos aus Haß gegen Luthern, selbst das „Gute, was er gesagt, was er nicht erfunden, sondern Christo „und den Aposteln wörtlich nachgesagt hat. Und was bewirken sie damit? Daß Viele bei seiner Partei bleiben, die „sonst zurückgegangen wären, und Viele ihm beitreten, die „es sonst schwerlich gethan haben würden. Das ist wahrlich zu bedauern, wenn der Tempel Gottes von solchen „Thieren, wie diese Leute und Aleander sind, gleich als von „Himmelsträgern, gestützt werden soll. Gott hat uns dieses „Ungewitter zugeschickt, wie er einst über die Aegypter Frösche, Heuschrecken und Läuse schickte. Aber Niemand will „in sich selber gehen; Jeder gefällt sich selbst und schiebt die „Schuld auf den Andern."

Von welchem einseitigen Hasse gegen Luthern die Feinde desselben befangen waren, zeigt unter Anderm recht klar fol-

gendes Beispiel. Luther hatte eine herrliche Schrift über die Frage geschrieben, „ob Kriegsleute auch in einem seligen Stande sein können.“ Diese Schrift, die er dem Ritter Assa von Kramm gewidmet hatte, war anfänglich ohne Luther's Namen gedruckt worden und ein Exemplar davon in die Hände Herzog Georg's gekommen, welcher durch den Inhalt und die schöne, kräftige Sprache des Büchleins höchlich erfreut und erbaut worden war. Er lobte es daher bei jeder Gelegenheit und zeigte es auch einmal triumphirend dem Maler Lukas Kranach, indem er sagte: „Ihr denkt immer, euer Luder könne allein ein gutes Deutsch schreiben; aber es giebt auch noch Andere, die solches verstehen. Lest einmal dies vortreffliche Büchlein da!“ Kranach sah das Buch an und versetzte lächelnd, er habe dasselbe schon gelesen und es sei eben von seinem Freunde Luther geschrieben worden. Zum Beweise zog er ein andres Exemplar desselben Werks aus seiner Tasche, worauf Luther's Name gedruckt stand. Da wurde der Herzog ganz unmuthig und sagte: „Es ist Schade, daß ein so heilloser Mann ein so gutes Büchlein gemacht hat.“

Als Luther dies erfuhr, mußte er herzlich über die Beschränktheit des Mannes lachen. Die Anfeindungen seiner Gegner machten ihn überhaupt nicht im mindesten irre. Er fuhr fort, mit Beharrlichkeit an seinem großen Werke zu arbeiten, und schleuderte dabei manchen satyrischen Pfeil gegen die Finsterlinge. So gab er unter dem Titel: „Das

Papſtthum mit ſeinen Gliedern, abgemalt und beſchrieben," eine kleine Sammlung von Holzſchnitten und Spottliedern auf die päpſtlichen Stände und Orden heraus, die er mit einer kurzen Vorrede und einer etwas längern Nachſchrift verſah. Das Ganze war von einem launigen Kopfe erfunden und durchgeführt, und Luther ſagte in der Nachrede, es ſei das Papſtthum trotz des Dafürhaltens Einiger doch noch lange nicht genug zerſcholten, zerſchrieben, zerſungen, zerdichtet und zermalet; er habe alſo dieſe fremde Arbeit herausgegeben, auf daß die Chriſtenheit der großen Gnade nicht vergeſſe, daß ſie Chriſtus aus ſolcher Finſterniß und teufliſchem Weſen in ſein wunderſam Licht geführet habe.

Eine andere Vorrede ſchrieb er für eine Schrift ſeines Freundes Juſtus Menius, welche dieſer dem Erfurter Barfüßermönche Konrad Klinge entgegenſetzte, der ebenfalls durch ſeine Feder an den Anhängern des reineren Glaubens hatte zum Ritter werden wollen. In gedachter Vorrede nahm Luther Gelegenheit, den Erfurtern wegen ihrer Lauheit in der Reformationsſache ein wenig den Text zu leſen. „Ihr habet", ſagte er, „bei euch viele Jahre eine „hohe Schule gehabt, darin auch ich etliche Jahre geſtanden „bin. Aber das will ich wohl ſchwören, daß alle jene Zeit „über nicht eine rechte chriſtliche Lection oder Predigt von „irgend Einem geſchehen iſt, während ihr jetzt alle Winkel „voll habt. O wie ſelig hätte ich mich dazumal gedäucht,

„wenn ich ein Evangelium, ja nur ein Pſälmlein hätte mö-
„gen einmal hören, während ihr jetzt die ganze Schrift klar
„zu hören habt! Wie theuer und tief lag da die Schrift ver-
„graben, da wir doch ſo trefflich hungrig und durſtig dar-
„nach waren! Aber da war Niemand, der uns etwas gab,
„und ging doch ſo viel Koſt, Mühe, Gefahr und Arbeit dar-
„auf. Jetzt aber ſeid ihr vor großer Fülle und Reichthum
„des Worts gleich ſatt und faul geworden. Es ſprach ein-
„mal Dr. Sebaſtian, Prediger auf Unſrer lieben Frauen
„Berge bei euch, da es ſo wohlfeil in Erfurt war: Gott
„plaget andere Leute mit Theurung; uns ſtrafet er mit
„Fülle. Sehet zu, daß nicht jetzt das von der geiſtlichen
„Fülle wahr ſei!"

Den Chriſten zu Halle hatte der Erzbiſchof daſelbſt das Abendmahl unter beiden Geſtalten zu genießen verboten. Um ſie zu tröſten und aufzurichten, ſchrieb Luther am 6. April 1528 einen kräftigen Brief an ſie, der bei dem bedrängten Häuflein die beſte und beruhigendſte Wirkung hervorbrachte.

An demſelben Tage, dem 6. April 1528, ſtarb einer der beſten Freunde Luthers, der berühmte Maler Albrecht Dürer in Nürnberg. Eobanus Heſſus machte ein Trauergedicht auf den edeln Hingeſchiedenen und ſchickte es Luthern. Dieſer, den jener Todesfall tief betrübte, antwortete darauf: „Gnade und Friede in Chriſto. Abermals empfing ich von „euch einen Brief zugleich mit dem Trauergedicht auf Dürer. „So ſeid ihr mir zuvorgekommen, ehe ich auf den vorigen

„antwortete, was ich gewiß nicht hoffte: denn ich hatte mir „vorgeſetzt, mit dem erſten Boten, der mir aufſtieß, zu ſchrei„ben. Um Dürer, den vortrefflichen Mann, gehört ſich „allerdings Leid zu tragen; euch aber gebührt, ihm Glück „zu wünſchen, daß Chriſtus ihn, ſo wohl unterrichtet, mit „einem ſeligen Ende hinweggenommen aus dieſen ſtürmiſchen „Zeiten, die vielleicht noch ſtürmiſcher werden, damit er, der „werth war, nur das Beſte zu ſehen, nicht gezwungen würde, „das Schlechteſte zu ſehen. Er ruhe alſo in Frieden ſammt „ſeinen Vätern! Amen." In dem übrigen Theile des Briefes lehnt der beſcheidene Mann die Lobſprüche ab, welche ihm Eobanus in dem erwähnten Trauergedichte geſpendet.

Auch die Türkengefahr beſchäftigte Luther's Geiſt. Er ſchrieb im Jahre 1528 eine ſehr energiſche Schrift über dieſen Gegenſtand, ſchilderte darin den unauslöſchlichen Haß jener Barbaren gegen die Chriſten und ſuchte den deutſchen Fürſten mit eindringlichen Worten über die nahe Gefahr und ihre chriſtliche Pflicht die Augen zu öffnen. Der Krieg mit den Ungläubigen wurde indeß immer ernſter. Sultan Soliman machte große Fortſchritte, und zum Schrecken Europas ſah man ihn bald darauf, im Herbſte 1529, vor den Thoren Wiens. Luther griff daher noch einmal zur Feder und ſchrieb eine ſogenannte „Heerpredigt wider den Türken", durch welche er im erſten Theile die Gewiſſen unterrichtete, im zweiten aber „die Fauſt vermahnte." Seine Worte blieben nicht ohne Erfolg. Unterſtützt von

den deutschen Fürsten, zog Kaiser Karl gen Wien, um seinen Bruder zu befreien. Aber Soliman's wilder Muth war schon an der besonnenen Tapferkeit der Besatzung von Wien gescheitert, und als Karl dort ankam, fand er seinen kriegerischen Gegner nicht mehr.

Luther's Thätigkeit war eine wahrhaft riesenhafte. Das Größte und das Kleinste lag ihm zugleich auf dem Halse. „Ihr klaget", schrieb er darüber an Wenzel Link in Nürnberg, „daß ich euch auf eure Fragen nicht geantwortet habe. „Wundert euch nicht! Wenn ihr geantwortet haben wollt, „so müßt ihr noch einmal schreiben und erinnern. Denn „ich bin täglich so überhäuft mit Briefen, daß Tisch, Bänke, „Schemel, Pulte, Fenster, Kisten, Bretter und alles voll „liegt von Briefen, Fragen, Anliegen, Gesuchen, Klagen ꝛc. „Auf mich stürzt das ganze Kirchen- und Staatswesen zu„sammen; so wenig thuen Weltliche und Geistliche ihre „Pflicht. Ihr sitzet zu Nürnberg im Paradies und spielet, „weil ihr eine Obrigkeit habt, so Alles thut und ausrichtet, „dieweil ihr gute Ruhe habt und müßig seid. Wir aber „werden auch mit Hoffachen geplagt, woran wenig Kirchen„sache ist."

Luther's Thätigkeit erscheint um so erstaunlicher, als er um diese Zeit sehr häufig mit Krankheiten und Leibesbeschwerungen geplagt war. Aber nichts konnte ihn vermögen, seine Pflichten zu vernachlässigen. Selbst als im Jahre 1527 die Pest in Wittenberg wüthete und die Universität

nach Jena verlegt werden mußte, wich Luther nicht von seinem Platze. Der Kurfürst bat ihn, sich nicht der Gefahr auszusetzen. Er aber blieb, als Alles flüchtete, mit Dr. Bugenhagen und einigen Diakonen in Wittenberg, leistete den Pestkranken und Sterbenden Hülfe und Beistand und schrieb an Hesse zu Breslau einen erhebenden Aufsatz über die ihm vorgelegte Frage: „ob man vor dem Sterben fliehen möge?"

Wahrlich, mit Freude und Bewunderung blickt der evangelische Christ auf seinen großen Luther, diesen frommen und getreuen Knecht seines Herrn und Meisters, Jesu Christi. Umgeben von Gefahren aller Art, bedrängt von Arbeiten und Beschwernissen, ermattete er doch nie, sondern war allüberall der Erste und Eifrigste. So gab er ein Beispiel, das nicht nur seinen Zeitgenossen voranleuchtete, sondern an dem sich auch die spätesten Geschlechter noch laben und kräftigen werden.

Achtes Capitel.

Der Sacramentſtreit.

Seid ihr nicht zu einem Bund erkoren?
Machet euch nicht eine Taufe gleich?
Habt ihr nicht zu einem Gott geſchworen?
Und doch Feinde? — Sprecht, was trennet euch?

Witſchel.

Es iſt der Fluch unſrer mangelhaften Menſchennatur, daß wir uns an der Erreichung edler und ſchöner Zwecke immer ſelbſt am meiſten hindern müſſen. Nicht der Widerſtand der Gegner hemmt den Fortſchritt der guten Sache; ihr wahrer Feind iſt der Zwieſpalt ihrer eignen Vertheidiger. Ach, wie oft ſind die trefflichſten Unternehmungen an dieſer Klippe geſcheitert! Wie oft hat ſich dies betrübende Schauſpiel in der Geſchichte wiederholt! Erſt tritt ein Einzelner auf und verkündet muthvoll eine große, heilbringende Idee. Alsbald ſammeln ſich Freunde um ihn; er gewinnt eine

Partei. Je größer aber diese Partei wird, um so mehr läuft sie Gefahr, sich in sich selbst zu zerspalten. Ueber den Hauptzweck sind in der Regel Alle einig; aber über die Nebenfragen weichen die Meinungen ab, und selten ist man weise genug, den Streit über letztere so lange ruhen zu lassen, bis der erstere vollständig erreicht ist. Wehe, wenn ein solcher Erisapfel vorzeitig in die Reihen einer Partei geschleudert wird! Alle Einheit des Strebens ist dann vernichtet und der Sieg des Princips, für das die gesammte Partei ficht, in weite Ferne hinausgeschoben, wo nicht gar unmöglich gemacht. Denn wahr sagt das alte Sprüchwort: Durch Eintracht wachsen kleine Dinge, durch Zwietracht gehen große zu Grunde.

Nie wird man lebhafter an diesen Satz erinnert, als wenn man die Geschichte der deutschen Reformation durchgeht. Mehrfach sind wir schon im Laufe dieser Darstellung auf Reibungen und Zwistigkeiten unter den Anhängern der neuen Richtung gestoßen; aber kein Streit sollte folgenreicher werden, als der über die Bedeutung der Einsegnungsworte beim Abendmahle. Er hatte sich zunächst zwischen Luther und Karlstadt entsponnen; nicht lange nachher aber nahm auch Zwingli daran Theil. Im Anfange hatte der Kampf ganz das Aussehen und die Gestalt jeder andern theologischen Streitigkeit, wie dergleichen damals häufig geführt wurden. Auch kam den Streitenden, so lange sie lebten, schwerlich jemals der Gedanke bei, daß ihr Zwist so

weitaussehende Folgen haben und sogar eine Spaltung in der Kirchengemeinschaft nach sich ziehen würde. Nur einen Blick hätten sie im Geiste darauf thun dürfen, um gewiß Alles aus dem Wege zu räumen, was den Hader hätte verewigen können. Aber die feste Ueberzeugung von der Wahrheit der eignen Lehre, die jeder hatte, machte es ihnen selbst unwahrscheinlich, ja unmöglich, daß der Zwiespalt lange dauern würde. Denn welcher heftigen Aeußerungen sie sich auch gegen einander bedienen mochten, so finden wir doch keine darunter, deren man sich nicht auch sonst bei andern theologischen Streitigkeiten bedient hätte, die aber darum doch nicht für groß und unleidlich genug erachtet wurden, um eine bleibende Kirchentrennung herbeizuführen und eine Entfernung der Gemüther im Leben und Religionsgenuß für immer nach sich zu ziehen.

Karlstadt hatte sich, wie wir wissen*), nachdem die von ihm in Wittenberg erregten Unruhen durch Luther unterdrückt worden waren, nach Orlamünde begeben. Hier suchte er durch ein populäres Benehmen die Volksgunst zu gewinnen, was ihm auch vollkommen gelang, so daß ihm binnen Kurzem die dortige Predigerstelle übertragen ward. Vergebens forderten ihn die Universität und das Capitel zu Wittenberg auf, auf seinen Posten zurückzukehren; der ehrgeizige Gelehrte zog es vor, in einer Stadt zu

*) S. Bd. II, S. 375.

bleiben, deren Bürger ihm blindlings ergeben waren. Konnte er ſich doch hier ungehindert ſeinem Hange zum gewaltſamen Reformiren überlaſſen! Er benutzte denn auch die Macht, die er ſich über die Gemüther erworben, gehörig. Mit plumper Fauſt griff er in die Formen des Gottesdienſtes ein, zertrümmerte die Bilder in den Kirchen, predigte Gütergemeinſchaft und leiſtete überhaupt den Aufruhrapoſteln, die um dieſe Zeit Thüringen durchzogen, den trefflichſten Vorſchub.

Luthern betrübten die Verirrungen ſeines ehemaligen Freundes aufrichtig. Noch mehr aber kränkte es ihn, als derſelbe ſeinen ſchwärmeriſchen Lehren auch noch eine abweichende Erklärung der Einſetzungsworte beim Abendmahle hinzufügte und zwar eine ſo gezwungene Erklärung, daß unmöglich ein verſtändiger Mann Gefallen daran finden konnte. Karlſtadt meinte nämlich, Jeſus habe nicht von dem Brode geſagt: „das iſt mein Leib", ſondern er habe, indem er das Brod gebrochen, auf ſeinen eignen Leib gezeigt und von dieſem geſagt: „das iſt mein Leib, der für euch gebrochen wird." Das Brechen des Brodes erſchien dann nur als eine begleitende Handlung zu der Rede; das Symboliſche verlor ſeine Bedeutung und ſank zu einer leeren, nüchternen Ceremonie herab. Man denke ſich nun ganz in Luther's Lage hinein. Er hatte mit Ernſt die Mißbräuche der Kirche angegriffen und einen Kampf hervorgerufen, vor dem ihm ſelbſt mitunter bange ward. Seine Abſicht war nie geweſen, die Kirche Chriſti ſelbſt aus ihren Angeln zu

heben und das umzustürzen, was die Jahrhunderte aufgebaut hatten. Er wollte nur Alles wieder auf den rechten Grund zurückführen; er wollte reformiren, nicht revolutioniren. Nun kommt ihm dieser Karlstadt in den Weg, der das Unterste zu oberst kehrt, der allen Zusammenhang mit der alten Kirche aufhebt, Alles aus den Fugen reißt und ein Feuer anrichtet, das schwer wieder zu löschen ist. Die Taufe, das eine Sacrament, war von den Schwärmern schon angegriffen worden. Nun sollte auch das andere Sacrament ihrer Willkühr preisgegeben werden! Wo hätte das hingeführt? — Das Wort und die Sacramente, das waren, nach Luther's Ansicht, die Grundpfeiler der Kirche. An ihnen durfte nicht gerüttelt werden, wenn nicht dem Ganzen der Einsturz drohen sollte. Sie sollten den Zusammenhang der Reformation mit der alten Kirche vermitteln. War auch dieses Band noch zerrissen, dann stand die Kirche der Evangelischen in der Luft, dann fehlte ihr aller historischer Boden, dann war sie in der That eine Secte, ein abgehauenes Schoß von dem Weinstock, ein abgestoßenes Glied von dem großen Körper. Das wollte Luther nicht und konnte es nicht wollen. Nicht von der katholischen Kirche, der allgemeinen, d. h. der apostolischen, die da festhält an der Lehre, an der Taufe und am Brodbrechen, wollte er sich trennen, sondern nur von der römisch-katholischen, von der papistischen, entarteten, entstellten.

Mit Freuden erfüllte er daher im Jahre 1524 den Auf-

trag seines Kurfürsten, nach Thüringen zu reisen und dem dort sich regenden, unruhigen, durch Karlstadt's und Münzer's Umtriebe hervorgerufenen Geiste durch Predigen entgegenzuarbeiten*). Bei dieser Gelegenheit traf er auf eine merkwürdige Weise mit Karlstadt selbst zusammen. Als er nämlich in Jena verweilte, bestieg er auch dort am 22. August 1524 die Kanzel und predigte mit großer Kraft gegen die verderblichen Bemühungen der Schwärmer, deren Früchte Aufruhr, Mord, Bilderstürmen, Verwerfung der Sacramente und Geringschätzung der heiligen Schrift seien. Dieser Predigt hatte Karlstadt, der (ungewiß, ob zufällig oder absichtlich) gerade nach Jena gekommen war, beigewohnt. Er beherzigte die Worte derselben, fand sich etlicher Sachen halben getroffen und schrieb sofort einen Brief an Luthern, worin er ihn um eine Unterredung ersuchte.

Luther befand sich eben in der Herberge zum schwarzen Bären, als er Karlstadt's Brief erhielt. Nachdem er denselben gelesen, gab er dem Boten zur Antwort: Wenn Karlstadt zu ihm kommen wolle, so möge er's thun; wo nicht, so möge er's lassen. Darauf ließ Karlstadt Luthern sagen, er werde kommen. Luther versetzte abermals: „Wenn er kommen will, so komme er in Gottes Namen; ich bin bereit." Nach einer kurzen Weile langte nun Karlstadt in Begleitung des Dr. Gerhard Westerburg von Köln im Gasthofe an.

*) S. Bd. III, S. 119. 120.

Er ließ Luthern seine Ankunft melden; dieser hieß ihn in die Gaststube eintreten und forderte ihn auf, hier in Gegenwart aller Gäste frei mit ihm zu reden. Außer Luthern befanden sich aber in der Stube: Wolfgang Stein, Schloßprediger zu Weimar, Andreas Breunitz, Bürgermeister zu Jena, Martin Reinhard*), Prediger zu Jena, der Prior Johann Brisger aus Wittenberg, viele fremde kaiserliche und fürstliche Boten und eine Menge angesehener Jenaischer Bürger.

Karlstadt setzte sich Luthern gegenüber auf einen Stuhl und fing nun an zu reden. Er beschwerte sich gegen den Reformator, daß er ihn in seiner Predigt empfindlich angetastet und mit den aufrührerischen und mörderischen Geistern in eine Kategorie geworfen habe. Zu der ihm beigemessenen Ansicht vom Sacramente des Abendmahls bekenne er sich frei, als zu der einzig wahren und schriftgemäßen. Luther

*) Derselbe ist der Verfasser eines Berichts, welcher der Schilderung dieses Auftrittes zum Grunde liegt. Besagter Bericht erschien unmittelbar nach dem Vorfalle selbst und brachte Reinharden um seine Predigerstelle. Luther urtheilte darüber, die Absicht des Büchleins sei, ihm seinen guten Ruf und Namen zu nehmen, und weil es ohne Namen herausgekommen und Lügen und Wahrheit darin gemischt seien, so müsse man es mit Geduld tragen. Wahrscheinlich fand Luther in dem Tone etwas Uebelwollendes, Gehässiges und ein widriges Licht auf ihn Werfendes, ohne daß die Thatsachen geradezu falsch berichtet worden wären.

entgegnete: Da er in seiner Predigt Karlstadten nicht genannt habe und derselbe sich doch getroffen fühle, so sei dies ein Beweis, daß Karlstadt nicht unschuldig sei. „Ich habe", fuhr er fort, „heut wider die Schwarmgeister gepredigt und will's jetzt wieder thun. Habe ich euch dabei getroffen, nun wohl, so habe ich euch getroffen." Die Unterredung dauerte ziemlich lange und war von beiden Seiten reich an allerlei Vorwürfen. Luther warf Karlstadten vor, daß er es doch mit den neuen Propheten halte und daß er ihn zuerst angegriffen habe. Karlstadt dagegen beklagte sich, daß Luther gegen ihn gleich zu heftig gewesen sei, daß er sich seines Einflusses zu Karlstadt's Schaden bedient, „ihm Hände und Füße gebunden und dann ihn geschlagen habe."

Der Schluß des Gesprächs wird also berichtet.

Luther: Schreibet wider mich öffentlich und nicht heimlich.

Karlstadt: Wenn ich denn wüßte, daß euch so jach darnach wäre, es sollt' euch wahrlich zu Theile werden.

Luther: So thut es.

Karlstadt: Wohlan.

Luther: Thut's! Ich will euch einen Gulden darauf geben.

Karlstadt: Einen Gulden?

Luther: Wenn ich's nicht thue, will ich ein Schalk sein.

Karlstadt: So gebt ihn mir denn. Ich nehme ihn wahrlich an.

Da griff Luther in die Tasche und zog einen Goldgulden heraus und gab ihn Karlstadt und sprach: „Nehmet ihn

Luther und Karlstadt in Orlamünde. 1524.

und greifet mich nur tapfer an Frisch auf mich!" Karlstadt nahm den Gulden, zeigte ihn allen Anwesenden und sagte: „Liebe Brüder! Das ist Arrabo, ein Zeichen, daß ich Macht habe, wider Doctor Luther zu schreiben; ich bitte euch Alle, ihr wollet mir's bekenntlich und Zeugen sein." — „Dessen bedarf's nicht", versetzte Luther. — Und Karlstadt krümmete das Goldstück und legte es in seinen Beutel, gab darauf Luthern die Hand, und Luther trank ihm einen Trunk zu, und Karlstadt that ihm wiederum Bescheid. Sodann ging man auseinander. Karlstadt kehrte nach Orlamünde zurück, und Luther fuhr nach Kahla.

In Kahla predigte er ebenfalls und ermahnte das Volk zur Ordnung, denn auch hier hatten Karlstadt's und Münzer's Lehren schon eine große Menge Anhänger gefunden. Dies mußte er an sich selbst erfahren. Bei seinem Auftritte auf die Kanzel fand er die Trümmer eines hölzernen Christusbildes vor, die man ihm zum Spotte hingelegt hatte, weil der Pöbel schon im Voraus vermuthete, daß er gegen das wilde Bilderzerstören sprechen werde. Doch Luther ließ sich nicht irre machen. Gefaßt schob er die Bruchstücke auf die Seite und hielt seinen Vortrag, ohne etwas von der erlittenen Beleidigung zu erwähnen.

Von Kahla reiste er nach Orlamünde, wohin er von dem dortigen Stadtrathe in einem nicht eben freundlichen Briefe eingeladen worden war. Luthern hatte dieser Brief verdrossen, und er kam daher nach Orlamünde nicht als

freundlicher Ermahner, sondern als strenger Richter. Der Bürgermeister und Etliche vom Rathe, die auf die Nachricht von Luther's Ankunft schnell vom Felde hereingeholt worden waren, begrüßten ihn mit den Worten: „Ehrbarer, hochgelehrter, günstiger Herr Doctor, seid uns Allen gottwillkommen!“ Luther dankte ihnen ganz kurz, ohne dabei sein rothzipfliges Barett vom Kopfe zu nehmen, zog sodann schweigend den erhaltenen Brief hervor und fragte sie, ob sie denselben geschrieben hätten. Als sie dies bejahten, bemerkte er ihnen, sie hätten ihm einen Feindesbrief geschrieben. Um ihnen Solches recht anschaulich zu machen, las er ihnen den Brief Satz für Satz vor und machte sie auf das Unschickliche der darin enthaltenen Ausdrücke aufmerksam. Während dessen trat Karlstadt zur Thüre herein. Luther drang aber darauf, daß Karlstadt, sein Feind, dem er auf diese Feindschaft einen Gulden gegeben, sich wieder entferne, und zwar that er dies mit solchem Eifer, daß er drohte, sogleich abzureisen, wenn Jener nicht gehe. Damit die Unterredung ihren Fortgang habe, ging Karlstadt hinaus. Es wurde nun über die Bilder und ihre Zulässigkeit oder Verwerflichkeit hin und her gestritten, wobei Luther sich nicht genug über die seltsamen Redensarten verwundern konnte, mit denen die ungebildeten Orlamünder um sich warfen. Als der Reformator endlich den Sinn von Bildern, wo dieser Ausdruck in der heiligen Schrift vorkomme, dahin erläuterte, daß darunter abgöttische Bilder zu verstehen

seien, erhob der Bürgermeister seine Stimme und sprach: „Hört, liebe Herren, hört!" Da ward ein großes Stillschweigen. Darauf fuhr der Bürgermeister fort: „Liebe Herren, hört! Wir halten uns stracks nach dem Worte Gottes; denn es stehet geschrieben: Du sollst weder dazu setzen, noch davon nehmen!" Als Luther dies vernahm, rief er aus: „Ihr habt mich verdammt!" und eilte weg. Bei seiner Abreise von Orlamünde warf ihm der erbitterte Pöbel Steine und Koth nach und schrie dazu: „Fahre hin in tausend Teufel Namen! Daß du den Hals brächest, ehe du zur Stadt hinaus kämest!" So endigte die „Orlamünder Tragödie", wie uns Luther selbst erzählt in einer Schrift, die er bald nachher ausgehen ließ unter dem Titel: Warnungsschreiben an alle Christen zu Straßburg, sich vor Karlstadt's Schwärmerei wohl vorzusehen. Anno 1524." In Straßburg hatten nämlich auch schon die Karlstadt'schen Ansichten vom Abendmahle Fuß zu fassen angefangen und besonders an den dortigen Predigern Bucer und Capito nicht zu verachtende Stützen gefunden.

Ueber Karlstadten selbst schrieb Luther um diese Zeit: Derselbe sei nunmehr ganz verworfen und verstockt, so daß er an dessen Wiederkehr verzweifle. Derselbe sei immer fern gewesen vom Ruhme Christi und werde es vielleicht auf ewig bleiben. „Dahin hat ihn die tolle Sucht nach Ruhm „und Lob gebracht. Er ist mir, ja uns Allen ein ärgerer „Feind, als wir bisher je gehabt haben, so daß ich glaube,

„der jämmerliche Mensch ist nicht nur von einem Teufel „besessen. Gott erbarme sich seiner Sünde, womit er bis „zum Tode sündiget!"

Noch einmal wurde Karlstadt von der Wittenberger Universität zurückgefordert, und als er sich abermals hartnäckig weigerte, verbannte ihn der Kurfürst des Landes. Karlstadt mußte demnach Orlamünde verlassen; vorher aber schrieb er noch zwei Briefe an die Männer und Weiber in Orlamünde, welche in der Kirche unter dem Geläute der Glocken und allgemeinem Weinen verlesen wurden. Unterzeichnet hatte er sich: „Andreas Bodenstein, unverhört und unüberwunden, vertrieben durch Martin Luther." — „Du siehst", schrieb Luther an Amsdorf, als er ihm dies meldete, „wie ich, der ich hätte selbst sollen ein Märtyrer werden, jetzt dahin gekommen bin, daß ich Andere zu Märtyrern mache."

Landflüchtig zog Karlstadt umher, setzte sich zu Rottenburg an der Tauber und begehrte freies Geleit, um in Wittenberg über seine Lehre zu disputiren. Aber es wurde ihm abgeschlagen und solches von Luther gebilligt. „Es „reut mich," schrieb er bei diesem Anlaß, „daß ich jemals „mit dem Menschen, der voll Trugs und Hinterlist ist, Verkehr und Umgang gehabt habe. Wann werde ich doch „endlich einmal klug werden, der ich mit meiner Einfalt „Allen zum Spiel und Gelächter und meiner Gegner Arglist, Trug und Hohn preisgegeben bin! Doch sie betrügen „nicht mich, sondern sich selbst."

Um übrigens Alles zu thun, was den Frieden herstellen konnte, ließ sich Luther doch nachher bereit finden, den Fürsprecher um ein freies Geleit zu einer Disputation für Karlstadt zu machen oder auch selbst irgendwohin ihm entgegen zu reisen. Aber es wurde daraus nichts. Mittlerweile war Karlstadt in die Bauernsache einigermaßen verwickelt worden und sah sich in Gefahr. In dieser Noth wandte er sich an Luther mit der Bitte, ihm bei dem Kurfürsten Johann die Aufhebung der Verbannung und die Erlaubniß auszuwirken, irgend wo in Sachsen zu leben. Er sei bereit, erklärte er, sich zur Untersuchung zu stellen und seine Unschuld an dem Bauernaufstande zu beweisen. Der versöhnliche Luther nahm sich auch wirklich seiner ernstlich beim Kurfürsten an, und die Verwendung des hochgeachteten Reformators hatte in der That den Erfolg, daß Karlstadten im November 1525 erlaubt wurde, wieder in das Land zu kommen.

Mit den besten Versprechungen kehrte der Brausekopf zurück. Er schlug seine Wohnung in Bergwitz, einem Dorfe nahe bei Wittenberg, auf und unterschrieb eine ihm von der Universität vorgelegte Widerrufsformel. Im Jahre 1526 meldete Luther von ihm: „Karlstadt lebt bei uns in der Nähe von Wittenberg und führet ein Bauernleben in Bergwitz, eine Meile von unsrer Stadt." Später vertauschte Karlstadt Bergwitz mit Segrena, einem Dorfe jenseits der Elbe. Auch dies erfahren wir aus einem Briefe Luther's. „Gestern," heißt es dort, „haben wir dem Karl-

„stadt ein Söhnlein getauft oder vielmehr umgetauft. Die „Gevattern sind Jonas, Philippus und meine Käthe*); ich „und Andre waren als Gäste dabei. Dies ist geschehen zu „Segrena, jenseits der Elbe, wo Karlstadt wohnt. Wer „hätte gedacht vor einem Jahre, daß dies so kommen werde, „daß Die, so die Taufe ein Hundebad (balneum caninum) „genannt haben, jetzt selbe von ihren Feinden verlangen! „Ob sie das aus aufrichtigem Gemüthe thun, bleibe Gott „vorbehalten. Das Wunder ist doch groß genug, wenn „man ansiehet, wie die Werke Gottes so entgegen sind den „Werken der Menschen!"

Auch in Segrena hielt sich Karlstadt nicht lange auf. Er zog von da nach Kemberg, wo er, wie es scheint, in dürftigen, kümmerlichen Umständen lebte, gedrückt, wie man sich leicht vorstellen mag, von dem Gefühl seiner ungeschickten Lage und gedemüthigt von dem Gedanken, daß er seine Existenz gleichsam der Gnade seines Gegners verdanke und dieselbe durch sein Stillschweigen erkaufen müsse. Im Jahre 1527 schrieb Luther von ihm: „Den Karlstadt pfle„gen wir bisher treubeflissen in unserm Schooß, in der guten „Hoffnung,, daß er zum Leben wiederkehren werde. Aber „der unselige Mensch wird von Tag zu Tage verstockter und „muß doch schweigen vor Kleinmuth und hält auch noch

*) Luther's Gattin, Katharina von Bora. Ueber diese Heirath ein Mehreres im nächsten Kapitel.

„immer fest an seiner Auslegung, obwohl diese von den „Seinigen selbst verworfen ist."

Endlich vermochte sich Karlstadt nicht mehr zu halten und zu schweigen. Eine ihm angebotene Disputation mit Luther nahm er anfänglich an, schlug sie aber später aus. Luther schrieb ihm einen weitläufigen Brief über die Nachtmahlsstreitigkeit; diesen Brief und andre Schriften Luther's zog Karlstadt in einem Schreiben an die schlesischen Schwärmer Schwenkfeld und Krautwald übel durch, beschwerte sich über die Unbarmherzigkeit der Wittenberger und sprach von Schriften, die er zu schreiben vorhabe. Dieser Brief kam Luthern in die Hände, der, über Karlstadt's Betragen und Treulosigkeit erbittert, ihm sagen ließ, er wolle nichts mehr mit ihm zu thun haben. Karlstadt beschwerte sich jetzt beim Kurfürsten über Luthern. Dieser wurde deshalb befragt und machte nunmehr darauf aufmerksam, wie wenig Karlstadt sein Angelöbniß gehalten, trug auch darauf an, ihm eine neue Verpflichtung abzunehmen und ihn wohl im Auge zu behalten. Andere riethen noch Härteres. Aber Karlstadt, wahrscheinlich davon unterrichtet, verließ Kemberg 1528 und ging in die Schweiz, wo er in Basel eine Professur und Predigerstelle bekam und in der Stille fortlebte. Er starb im December 1541 an der Pest *).

*) Nach seinem Tode verbreitete sich das Gerücht, daß sein Geist spuke. Vgl. Hottinger's helvetische Kirchengeschichte, III. 748 ff.

Gegenüber diesem Manne, dessen sonderbares Wesen schwer sein dürfte, nach dem, was von ihm bekannt geworden, ganz richtig und vollständig aufzufassen, zeigte sich Luther's Heftigkeit sowohl, als seine Gutherzigkeit recht auffallend. Nachdem er lange in freundschaftlichen Verhältnissen mit ihm gestanden, giebt er ihn wegen einiger ihm mißfälligen Schritte und Ansichten so auf, daß er ihn als einen Verlornen und vom Teufel Besessenen betrachtet, und dann, von demselben mit Vertrauen angegangen, verwendet er sich für ihn und geht freundschaftlich zur Taufe seiner Kinder. Aber dessen Benehmen erbittert ihn wieder so, daß er den Umgang völlig abbricht. Dies ist jedoch nicht als Unbeständigkeit zu beurtheilen, sondern als Folge seiner starken Empfänglichkeit für Eindrücke und als offenes Aussprechen seiner jeweiligen Empfindungen zu betrachten. Die widersprechenden Urtheile, die er über dieselben Menschen zu verschiedenen Zeiten gefällt haben mag, beweisen gewiß nicht seinen Mangel an Menschenkenntniß, sondern gingen hervor aus der Raschheit seines Gefühls. In der Kunst der Unterscheidung und Trennung der verschiedenen Eigenschaften und Bezüge, wornach ein Mensch Lob und Tadel verdient, in der Unparteilichkeit, die vor lauter Bedenklichkeit und Aengst-

In seinem Sohne Adam scheint die excentrische Richtung des Vaters sich erneuert zu haben. Er ward ein Anhänger des berüchtigten Mystikers und Theosophen Paracelsus.

lichkeit, um ja die Waage recht genau zu ſtellen, am Ende zu keinem Urtheil kommt, war und wollte Luther nie Meiſter ſein. Es ſprach ſein Herz den Eindruck, den er gerade von Einem hatte, unbeſorgt aus, wobei er freilich nicht ſelten Dieſem und Jenem zu viel that. Indeß darf man auch nicht vergeſſen, daß ſein Maaßſtab für Beurtheilung der Perſonen meiſt nicht deren Verhältniß zu ſeiner Perſon, ſondern zu ſeiner Sache war, die er als Sache Gottes anſah, und daß er ſich gegen perſönliche Beleidigungen weniger empfindlich zeigte. Einer der ſchönſten Züge von Luther's Charakter iſt ſeine Geneigtheit, erlittene Kränkungen zu verzeihen oder zu vergeſſen. Freilich waren Diejenigen, mit welchen er zu verkehren hatte, nicht immer gleich edelmüthig und hielten das Unrecht, das ihnen widerfahren war, oft mit viel zäherem Gedächtniſſe feſt.

Der durch Karlſtadt begonnene Sacramentſtreit hatte leider, wie wir ſchon im Eingange dieſes Capitels andeuteten, mit dem Verſtummen ſeines erſten Urhebers kein Ende, ſondern wurde im Gegentheil immer heftiger. Zu Luther's größtem Erſtaunen und Verdruß faßten andre gelehrte und fromme Männer die Behauptung Karlſtadt's auf, nur daß ſie bei der Schriftauslegung auf andre Weiſe zu Werke gingen und entweder ſo erklärten: in den Worten „das iſt mein Leib" ſei das Wörtchen iſt ſo viel, als bedeutet — oder: „mein Leib" ſei ſo viel, als Zeichen meines Leibes. Wie mannigfaltig auch die Erklärungsweiſen waren, darin

stimmten sie alle zusammen, daß sie statt einer leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahl nur dessen geistige Gegenwart oder Wirksamkeit dabei annahmen. Luther sah das Umsichgreifen dieser Ansicht mit unsäglichem Herzeleid und Zorn. Einer um den andern von den Männern, auf die er Alles gehalten, fiel der neuen Ansicht bei oder (was schon genug war, Luthern zu reizen) fand dieselbe wenigstens nicht so verwerflich und abscheulich, wie er selbst, der darin eine frevelhafte Herabsetzung und Schändung des Sacraments erblickte. In seinen Briefen und Schriften äußerte er sich darüber auf's Heftigste. Er nennt sie seine Absalome und Sacramentszauberer, gegen deren Wahnsinn er die Papisten noch mild und zahm nennen müsse und durch die ihn der Satan versuche.

Ihren Hauptsitz hatte die neue Ansicht in der Schweiz und einigen Reichsstädten, ihre gewichtigsten Vertheidiger an Zwingli und Oekolampadius. Letzterer, obschon er sehr friedlicher Natur war, entzog sich doch dem Streite nicht und leistete seiner Sache treffliche Dienste. Seine Abhandlung über den Sinn der Einsetzungsworte verdient in jeder Hinsicht das Lob der Gründlichkeit, und was die schwäbischen Theologen, Brenz und Schnepf, seine ehemaligen Freunde, ihm entgegensetzten, war schwach und leidenschaftlich. Auch Bucer und Capito in Straßburg, die, wie oben erwähnt, sich schon zu Karlstadt hingeneigt hatten, machten bald gemeinschaftliche Sache mit Zwingli und Oeko-

lampadius. Dies verdroß Luthern nicht wenig und brachte ihn dermaßen gegen Zwingli auf, daß, als er einmal dessen Sieg in einer Disputation mit den Päpstlichen erwähnte, er hinzusetzte: „Der ruhmprangende Triumphator und Imperator, dessen Ende bald kommen wird mit Verderben und Schande!" Und so verblendet von Leidenschaft waren die Gemüther, daß, als Zwingli im Jahre 1531 in der Schlacht bei Kappel umkam, die Lutherischen darin eine Erfüllung von Luther's Prophezeiung finden konnten!

Der Sacramentstreit verbitterte Luthern einen großen Theil seines Lebens. Von 1525 an beschäftigte er sich unaufhörlich in Predigten und Schriften mit diesem Gegenstande, und wenn er eben meinte genug gethan zu haben, sah er sich auf's Neue zum Streite veranlaßt. Zwingli's Ansicht vom Abendmahle hatte für den gemeinen Menschenverstand etwas sehr Anlockendes, während Luther's Ansicht demselben weit weniger zugänglich war. Obschon nämlich Letzterer nicht mit den Römischkatholischen annahm, daß das Brod nach der Consecration des Priesters gänzlich in den Leib des Herrn verwandelt (transsubstanzirt) werde *), so nahm er doch eine wesenhafte Gegenwärtigkeit dieses Leibes an, die wir weiter nicht begreifen können, die wir aber glauben müssen. Er nahm an, daß der Leib des Herrn in, mit und unter dem Brode enthalten sei, und daß Jeder,

*) S. Bd. I, S. 49.

auch der Ungläubige, dessen Leib wirklich und wesentlich genieße. Eben so dachte er sich's mit dem Weine des gesegneten Kelches und dem darunter enthaltenen Blute Jesu. Er berief sich dabei auf die Allmacht Gottes, der alle Wunder möglich seien und somit auch dieses Wunder des Sacraments. Ein Argument, womit freilich allem Aberglauben Thür und Thor geöffnet ist; denn bei was könnte man sich am Ende nicht auf die Allmacht Gottes berufen? Die Schwierigkeit für Luther lag nur darin, einen Schriftbeweis beizubringen, um seinem Lehrsatze den gehörigen Nachdruck zu geben. Christus hatte sich aber nirgends weiter über diese Sache ausgesprochen; er hatte zu den Einsetzungsworten keine Erklärung gegeben, und Jedem stand das Recht zu, besagte Erklärung nach seinem Gewissen selbst zu machen. Somit blieb Luthern nichts übrig, als das Wörtchen „ist" in den Einsetzungsworten in seiner ganzen Buchstäblichkeit zu fassen, ihm einen übermäßigen Nachdruck zu geben und darauf seinen ganzen Beweis abzustellen, während Zwingli und seine Anhänger mit der größten Unbefangenheit von der Welt zeigten, daß das Wörtchen „ist" diese buchstäbliche Bedeutung nicht haben könne. Der Beweis war ihnen in der That leicht, da die Bibel voll bildlicher Art zu reden, voll rhetorischer Figuren, voller Gleichnisse und Metaphern ist, und man mußte allerdings die Augen fast absichtlich verschlossen haben, wenn man hier nicht klar sehen wollte. So, wenn Christus sagt: „Ich bin der Weinstock und ihr seid die

Reben" (wir führen Zwingli's Beispiele selber an), so meinte er doch wohl nicht, er und seine Jünger seien wahres und wirkliches Rebholz. Wenn er den Petrus einen Fels nennt, so meint er nicht, daß der Apostel, statt ein Mensch, aus Fleisch und Bein bestehend, ein kahler Stein sei.

Solche und ähnliche Beispiele wurden Luthern in Menge vorgeführt, um ihm darzuthun, daß das fragliche Wörtchen nicht buchstäblich zu verstehen sei. Allein je mehr man sich bemühte, ihn von der Unmöglichkeit der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahle zu überzeugen, um so einseitiger rannte er sich in seine Meinung fest. Er hielt den nüchternen Verstandesmenschen, als welche ihm seine Widersacher erschienen, Anderes entgegen, was auch wunderbar und doch unzweifelhaft sei. So sagte er in einer seiner Schriften: „Nimm ein Exempel eben von dem Wort, das ich rede! „Das ist eine arme, elende Stimme und so zu rechnen die „geringste Creatur, nichts mehr, denn ein Wind. Sobald „der Mund aufhört, ist es aus und nichts mehr, so daß „kein schwächer, vergänglicher Ding sein kann. Und doch „ist es so mächtig, daß ich mit der Stimme ein ganzes Land „regieren könnte. Wo kömmt nun das her, daß ich mit „Worten so viele Herzen fange? Ich habe eine kleine „Stimme, so sind da etliche hundert und tausend Ohren; „doch fasset ein jedes die ganze und vollkommene Stimme. „Solches sehen sie und halten's für kein Wunder. Ja, wenn „wir's nie gesehen hätten, wäre es das größte Wunderwerk."

Zwingli und Oekolampadius wären gern mit Luthern in Eintracht geblieben; aber die Hitze des Letzteren vereitelte jegliche Annäherung. Im Jahre 1528 schrieb er sein „Bekenntniß vom Abendmahle Christi" und zog darin wieder tüchtig gegen die Schweizer los. Darauf gab denn Oekolampadius eine „billige Antwort" heraus. In dieser Schrift legte er ein schönes Zeugniß ab von seiner friedliebenden und aufrichtigen Gesinnung, mit der er so gern lindernden Balsam in die sich immer weiter öffnende Wunde gegossen hätte. Nachdem er erst Luthern mit allem Rechte Vorwürfe über seine Leidenschaftlichkeit gemacht, sagte er Folgendes: „Das hat deinen hochtrabenden Geist also ge„spornt, daß er pumpet und schlägt, und mach weder Räuche„noch Sänfte in uns loben, und so man ihm sein Irrsaal „entdeckt, spricht er mit kläglichen Worten, man stürze den „Glauben um. Aber der christliche Leser wird wohl können „abnehmen, daß es Worte seien eines erzürnten Menschen, „welcher nicht anders kann; so er sich selbst entlaufen ist, „vermeint er, es sei keine größere Sünde und Unbilligeres „auf dem Erdreich, denn daß man ihn angerührt habe. Da „ist denn ein jämmerliches Wesen und bricht Himmel und „Erde zusammen, daß man ihm sagt, er könne auch als ein „Mensch irren und Die, so auf ihn sich verlassen, können „sich auch verfehlen. Ach, nicht also, mein Bruder! Wir „sollen uns nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist „gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittenberg oder Basel,

„an deine oder eine andere Person. In Christo allein ist „die Fülle der Gnade und Wahrheit. Wohlan, ich wünsche „dir noch von Herzen, daß dir wiederkehre der fürstliche, „geschlachte und freudenreiche Geist Christi! Und hast du „etwas Gutes, das zur Ehre Gottes und zum Nutzen des „Nächsten taugt, so lehre es in aller Sanftmüthigkeit nach „dem Geheiße des Apostels! Gott verleihe dir und mir, in „der Erkenntniß seines Sohnes fortzufahren! Amen.“

Diese gutgemeinten Ermahnungen fruchteten indeß nichts. Luther lebte einmal in dem Wahne, daß durch die gegnerische Auslegung der Einsetzungsworte seine Lehre, ja die christliche Religion selbst gefährdet werde. Freilich hätte er bedenken sollen, daß eine verschiedene Ansicht über das Sacrament noch nicht ein Aufgeben des Sacraments selbst sei, und wenn auch Karlstadt's Meinung unrichtig gewesen, so hätte er doch wenigstens die reifer erwogene Zwingli'sche Ansicht besser prüfen und selbige nicht von vorn herein verdammen sollen. Darin hat Luther ohne Zweifel gefehlt, daß er sich in seiner Meinung auf Tod und Leben verschanzte, ohne auch nur die billigsten Gründe anhören zu wollen. Allein verzeihlich bleibt der Fehler doch. Es war ja nicht eitle Rechthaberei und Halsstarrigkeit oder gar Eifersucht, was ihn zu so hartnäckigem Widerstande gegen die Schweizer trieb, sondern seine innigste und wärmste Ueberzeugung. Derselbe Feuereifer für das Gute, der ihn Rom gegenüber so unbeugsam machte, war auch hier thätig, nur daß er sich diesmal in

seinem Gegenstande vergriff. Letzteres muß allerdings beklagt werden, kann aber keinen Grund zu einem lieblosen Verdammungsurtheil abgeben.

Begreiflicher wird Luther's Handlungsweise noch, wenn man die bei dem Beginne des Streites obwaltenden Umstände in Erwägung zieht. Der furchtbare Bauernkrieg war ausgebrochen in Deutschland, eine Folge des Karlstadt'schen und Münzer'schen Unwesens. Die Flamme der Empörung schlug aus dem Dache hervor; wer zu löschen kam, der war Luther's Freund, aber nicht der, der neues Oel in's Feuer goß. Ihm schien aber dies Oel in's Feuer gegossen, wenn jetzt, wo Alles in wilder Auflösung begriffen schien, ein neuer Zankapfel in die Kirche geworfen wurde wegen des Sacraments. Der gute Zwingli war nun freilich unschuldig an alledem. Er selbst hatte genug zu wehren gegen die Tollheit der Wiedertäufer und die ausgebrochenen Unruhen im eignen Vaterlande, und ihn schmerzte es gewiß eben so tief, als Luthern, wenn die evangelische Freiheit zum Vorwande sündlicher Begierden mißbraucht wurde. Aber er konnte den Zusammenhang dieser Dinge mit der Erklärung der Einsetzungsworte nicht einsehen, und in der That war der Zusammenhang mehr ein eingebildeter von Seiten Luther's, als ein wirklicher. Aber wo ist der Mensch, der in bewegten Zeiten sich nicht täuschen kann über den Zusammenhang von Ursache und Folge? Wenn also Luthern hier etwas Menschliches begegnete, so sollte uns dies nicht gar so wunderbar

vorkommen. Er hatte nun einmal ein Vorurtheil gegen jede Ansicht gefaßt, die ihm mit der des fatalen Karlstadt zusammenzuhängen schien, und so fiel auch Zwingli nebst seinem Anhang bei ihm in die Classe der Wiedertäufer, der Sacramentirer, der Schwarmgeister, der Rottengeister, der Tollköpfe, der Satansknechte, und welche Namen er ihnen sonst noch zu geben beliebte.

Wir enthalten uns, eine weitere Beschreibung des Streites, der mehrere Jahre hindurch schriftlich geführt wurde, zu geben. Für den Gelehrten von Fache ist er zwar von hohem Interesse; den Uebrigen aber mag er wenig Erbauung gewähren, und Manches wird besser verhüllt, als an das Tageslicht gezogen. Nur Eins noch müssen wir erwähnen, nämlich das persönliche Entgegentreten der Kämpfer bei dem Marburger Gespräch.

Der Landgraf von Hessen, dem das Schicksal der Evangelischen und ihr schwankendes Verhältniß zu Kaiser und Reich am meisten am Herzen lag, hatte schon längst mit innerm Verdruß das Mißverhältniß zwischen Luther und Zwingli beobachtet. Er hatte eingesehen, daß, wenn diese Uneinigkeit nicht gehoben werden könne, auch an eine standhafte Gegenwehr im Falle der Noth und des Angriffs nicht zu denken sei. Darum bemühte er sich aus allen Kräften, zunächst eine Vereinigung in der Lehre zu stiften, hoffend, daß ihm dann desto leichter gelingen werde, die vereinten

Kräfte auf den gemeinschaftlichen Feind zu richten. Zu diesem Zwecke schlug er ein Religionsgespräch in Marburg vor. Weder Luther, noch Zwingli hatten große Lust dazu; doch ließen sich Beide von ihren Freunden überreden. Im October 1529 fand das Gespräch statt. Zwingli war in Gesellschaft des Professors Colin und eines Züricher Rathsmitgliedes heimlich abgereist; selbst zu seiner Gemahlin hatte er beim Scheiden nur von einer Reise nach Basel geredet. In Basel, wo er eine Gastpredigt hielt, holte er seinen Freund Oekolampadius ab, den ebenfalls ein Rathsherr, Ulrich Frei, begleitete. In Straßburg gesellten sich noch Bucer und Hedio zu ihnen. Sie reisten unter landgräflich hessischer Bedeckung. Von lutherischer Seite langten, nachdem die Reformirten Tags zuvor angekommen, mit Luther an: Melanchthon, Justus Jonas, Justus Menius und Friedrich Myconius, ferner Johannes Brenz*),

*) Brenz (Brentius) war 1499 in der Stadt Weil im Würtembergischen geboren und starb 1570. Er war ein äußerst begabter Kopf und ein thätiger Mitarbeiter Luther's an dem großen Werke der Kirchenverbesserung, für welches er während seines zweiundsiebenzigjährigen Lebens Manches zu leiden hatte. Treffend haben seine Freunde ihn geschildert, welche auf seinen Grabstein die wenigen, aber sinnvollen Worte schrieben: Voce, stylo, pietate, fide, ardore probatus (An Stimme, Schreibart, Frömmigkeit, Treue und Eifer ausgezeichnet).

von Schwäbisch-Hall, Andreas Osiander von Nürnberg, und Stephan Agricola*) von Augsburg.

Der Landgraf hatte die Vorsorge getroffen, daß nicht gleich die Heftigsten von jeder Partei an einander kamen, sondern mit dem hitzigen Luther sollte der gemäßigtere Oekolampadius und mit dem derbern Zwingli der sanfte Melanchthon disputiren. Oekolampadius empfing Luthern mit freundlicher Herzlichkeit. Doch hatte das Gespräch beider Männer, das mehr ein Privatgespräch war, kein Resultat. Am folgenden Tage kamen alle Betheiligte zu einer öffentlichen Disputation zusammen. Der Landgraf mit seinen vornehmsten Räthen war zugegen, wie auch mehrere Gottesgelehrte und Privatpersonen, auch Herzog Ulrich von Würtemberg, der voll Bewunderung gegen Luther war, ihm auch ein Mittel gegen Steinschmerzen empfahl. Der hessische Kanzler, Johann Feige, eröffnete das Gespräch mit einer eindringlichen Vorstellung der Nachtheile des bisherigen Zwiespalts und der frommen Absicht des Landgrafen. Die sächsischen Theologen hatten vorher die Besorgniß geäußert, daß die Schweizer nicht viel vom Evangelio wissen möchten. Aber diese Besorgniß erwies sich als gänzlich ungegründet. Die Schweizer zeigten sich sehr nachgiebig, und man wurde

*) Nicht zu verwechseln mit Johann Agricola, auch Dr. Eisleben genannt, von welchem im 1. Capitel des 2. Bandes die Rede.

auch in Allem eins, bis auf den ſtreitigen Punkt des Abendmahls. Luther hatte die Worte „das iſt" (ἐστί) mit großen Buchſtaben vor ſich hin auf den Tiſch geſchrieben; er hatte ſeine Seele gleichſam in dieſen Buchſtaben wie in einer Bannformel gefangen, aus der er nicht mehr heraus konnte. Mochte Oekolampadius noch ſo ſehr auf andere Stellen des Evangeliums ſich berufen, wie auf die: „Der Geiſt iſt's, der lebendig macht, das Fleiſch iſt nichts nütze"; mochte Zwingli mit thränendem Auge die Hand zum Frieden bieten, Luther blieb unbeweglich. Vergebens erklärte Zwingli, es gäbe keine Leute auf Erden, mit denen er lieber eins ſein wollte, als mit den Wittenbergern; Luther wies jede brüderliche Liebe und Gemeinſchaft mit den Worten ab: „Ihr habt einen andern Geiſt, als wir!" Vergebens hatte man ihm ja ſchon früher vorgeſtellt, wie er um der Liebe willen nachgeben ſollte. Er erkannte keine Liebe, als die Liebe aus dem Glauben. Wo aber nicht der rechte Glaube ſei, da helfe auch die Liebe nichts. „Das iſt eine verfluchte Liebe," meinte er, „die mir erſt Vater, Mutter, Kind erwürgt und dann ſagt: Habt Frieden, liebe Freunde, wir wollen uns lieb haben! Die Sache iſt nicht ſo groß, daß wir darum ſollten uneins werden."

So wichtig war Luthern die Sache. Ihm war ſein Theuerſtes geraubt, Weib und Kind war ihm gleichſam gemordet, ſein Augapfel angetaſtet, wenn der Glaube angegriffen war. Die Geſinnung iſt ſchön; nur irrte er darin,

worin so oft die Strenggläubigen irren, wenn sie Andersdenkende lieblos beurtheilen, daß er den Glauben mit der Glaubensmeinung, die Religion mit der Dogmatik verwechselte. Allerdings kennt das Christenthum keine andere Liebe, als die aus dem Glauben hervorgeht, aus der innigen religiösen Ueberzeugung und Stimmung des Gemüthes. Aber dieser lebendig machende Glaube, der in der Liebe thätig ist und der auch in Luthern so schön und kräftig sich offenbarte, ist nicht an einen Buchstaben gebunden, sondern waltet als eine von des Himmels Gnade geschenkte Gotteskraft im Gemüthe. Und dieser Glaube war ja in Zwingli und Oekolampadius eben so mächtig, als in Luther und Melanchthon. Aber es ist nun einmal so, daß oft Die, welche dem Herzen nach sich näher stehen, als sie glauben, nicht hinüber zu kommen vermögen über den dogmatischen Zaun, der sich ihnen mit seinen dornigen Hecken und spitzen Latten in den Weg stellt. Und so war es auch hier. Wohl reichten sie sich endlich über den Zaun hinüber so weit die Hände, daß sie gelobten, sich friedlich zu halten, so weit ihr Gewissen es ihnen gestatte. Aber zur freundschaftlichen, herzlichen Umarmung kam es nicht. Man schied kalt und unbefriedigt.

Zwar äußerte Luther in der ersten Predigt, die er nach seiner Zurückkunft in Wittenberg hielt, die Hoffnung, daß, so sie Alle fleißig beten würden, aus der freundlichen Eintracht wohl auch noch eine brüderliche werden könne. Aber diese schöne Hoffnung sollte leider nie in Erfüllung gehen.

Vergebens hatte also der Landgraf Philipp Kosten und Mühe aufgewendet. An ein Bündniß mit den Schweizern war ein für allemal nicht zu denken. Aber nicht nur gegen die Aufnahme der Schweizer, sondern auch gegen jedes bewaffnete Zusammentreten der deutschen Evangelischen erregte Luther fortwährend Widerspruch. Er erklärte sich gegen den Kurfürsten von Sachsen, er wolle lieber zehnmal todt sein, denn ein solch Gewissen haben, daß das Evangelium sollte eine Ursache gewesen sein einiges Bluts oder Schadens, weil die Evangelischen sollten Die sein, die da leiden, und nicht Die, die sich rächen. Der Christ müsse sein Kreuz tragen, und mit Flehen und Beten werde er mehr ausrichten, als mit Trotz. „Es will sich", sagte er, „in keine Wege ziemen, daß sich Jemand der Obrigkeit widersetze, und ein Christ soll von ihr sogar Gewalt und Unrecht leiden." Nicht mit dem Schwerte, mit dem Worte soll man sich vertheidigen in Sachen des Glaubens. Daran hielt Luther fest, und er that wohl daran. Ja, dieser heftige Mann war ein Bollwerk des Friedens, so lange er lebte. Sein gewaltiges Ansehen hielt mehr als einmal das schon halb gezückte Schwert in der Scheide zurück, und erst nach seinem Tode konnte die Kriegspartei unter den Evangelischen, an deren Spitze der Landgraf von Hessen stand, ihren Willen durchsetzen.

CATHARINA VON BORA.

Luthers Gattin. Vermählt 1525.

Neuntes Capitel.

Luther's Heirath und Familienleben.

Gefunden hab' ich sie,
Die mir im Leben soll Gefährtin sein.
Schiller's „Braut von Messina."

Wenden wir jetzt unsere Blicke zu einer heiterern Partie in dem Lebensgemälde des großen Reformators. Wir haben denselben bisher in seiner öffentlichen Wirksamkeit beobachtet; folgen wir ihm jetzt in die stillen Gemächer seines Hauses, in den trauten Kreis seiner Familie. Ehe wir uns jedoch hier umsehen können, müssen wir Einiges vorausschicken.

Unter andern Schriften gegen die Eheloſigkeit hatte Luther auch eine herausgegeben unter dem Titel: „Ursache und Antwort, daß Jungfrauen Klöster göttlich (d. h. ohne sich an Gott zu versündigen) verlassen mögen."

Diese Schrift war bald in den Nonnenklöstern bekannt und begierig gelesen worden. Viele Nonnen, zumal solche, die man wider ihren Willen in's Kloster gesperrt hatte, gaben, wie man sich leicht vorstellen kann, Luthern in ihrem Herzen völligen Beifall. Freilich durften sie sich solches nicht vor ihren Obern merken lassen. Aber je ängstlicher sie in deren Gegenwart ihre natürlichen Gefühle verschleiern mußten, um so freier sprachen sie dieselben aus, wenn sie unter sich waren. Auch im Nonnenkloster Nimptschen bei Grimma gährte es gewaltig. Neun junge adliche Nonnen thaten sich hier zusammen und wandten sich an ihre Eltern und Anverwandten mit der Bitte, ihnen die Fesseln des Klosterlebens wieder abzunehmen. Diese jedoch, die froh waren, ihren Töchtern oder Verwandten eine anständige Versorgung verschafft zu haben, schlugen die Bitte ab. Dabei beruhigten sich aber die Jungfrauen nicht. Sie waren einmal entschlossen, sich von dem verhaßten Zwange zu befreien, und ersuchten nun Luthern um seinen Beistand. Dies war nach ihrer Meinung der Mann, der helfen konnte. Und sie hatten sich nicht getäuscht; Luther half. Er verabredete mit zwei Torgauer Bürgern, Leonhard Koppe und Wolf Tommitsch, einen Entführungsplan und setzte die Nonnen davon in Kenntniß. Die Sache gelang. In der zur Ausführung des Planes bestimmten Nacht fanden sich Koppe und Tommitsch, begleitet von mehreren ihrer Gesellen, vor dem Kloster ein. Die Nonnen stiegen auf einer bereit ge-

Neun adliche Nonnen, darunter Katharina v. Bora, entfliehen mit Hülfe des Torgauer Bürgers, Leonhard Koppe, aus dem Kloster Nimptschen bei Grimma

Am 4 April 1523.

haltenen Leiter über die Mauer und wurden von den draußen Harrenden in leere Weinfässer verborgen. Fort ging es nun in raschem Trabe. Niemand hatte Arges, als er die angebliche Weinfuhre bei sich vorbeiziehen sah, und so gelangten die Flüchtigen glücklich nach Torgau und von da nach Wittenberg, ohne den verfolgenden Klosterknechten in die Hände gefallen zu sein.

Herzog Georg, zu dessen Gebiete Nimptschen gehörte, wüthete, als er die Entweichung der Nonnen vernahm. Aber seine Reclamationen waren vergeblich; der Kurfürst von Sachsen (damals noch Friedrich der Weise, denn diese Geschichte ereignete sich im Jahre 1523) billigte den Schritt und lieferte die Entflohenen nicht wieder aus.

Die neun heldenmüthigen Mädchen hießen: Katharina von Bora, Magdalena von Staupitz, Elisabeth von Kanitz, Veronica von Zeschau, Margaretha von Zeschau, Laneta von Gohlis, Eva von Große, Eva von Schönfeld und Margaretha von Schönfeld. Da sie sich nicht zu ihren Angehörigen zurückzukehren getrauten, so sorgte Luther väterlich für ihr Unterkommen. Er machte ihnen freie Wohnungen bei seinen Freunden aus und verschaffte ihnen von dem Kurfürsten eine geheime Unterstützung. Mit der Zeit gelang es ihm, sie alle an rechtschaffene und angesehene Männer zu verheirathen. Nur Katharina von Bora blieb übrig. Sie war etwas stolzen Geistes und schreckte daher Manchen von der Bewerbung ab. Luther

hatte sie in dem Hause des Stadtschreibers Philipp Reichenbach untergebracht. Weit entfernt, selbst Absichten auf sie zu haben, gab er sich vielmehr alle Mühe, ihr einen würdigen Gatten zu finden. Es meldete sich auch in der That bald ein Nürnbergischer Patricier, Hieronymus Baumgärtner, als Freier. Katharina war demselben nicht abgeneigt; allein Familienverhältnisse riefen ihn plötzlich nach Hause zurück, und er ließ darauf nichts weiter von sich hören. Unterdessen hatte Dr. Glatz, Prediger in Olmütz, der einmal zum Besuche in Wittenberg gewesen, Gefallen an Katharinen gefunden. Luther schrieb deshalb 1524 an Baumgärtnern: „Wenn du deine Käthe von Bora „heimführen willst, so mache schnell; denn es ist ein Andrer „bei der Hand, dem sie gegeben werden mag. Sie hat die „Neigung zu dir noch nicht überwunden. Mich sollte für„wahr diese Heirath um beider Theile halben freuen.“ Als Baumgärtner auch hierauf kein Lebenszeichen von sich gab, ließ Luther durch Nikolaus von Amsdorf Katharinen Glatzens Hand antragen. Katharina hatte aber zu diesem Bündnisse keine Neigung und erklärte ganz offen, sie könne sich nur entschließen, Amsdorfen oder Luthern selbst Herz und Hand zu geben. Luther, der schon seit einem Jahre die Mönchskleidung abgelegt und dadurch sich deutlich als des Gelübdes der Ehelosigkeit entbunden erklärt hatte, nahm die Sache in Bedacht und betete darüber zu Gott.

Schon längst war es bei ihm beschlossen gewesen, vor

seinem Tode noch zu heirathen, um seine Lehre auch durch die That zu beweisen. Wann aber dieser Beschluß zur Ausführung kommen solle, daran hatte er bis jetzt noch nicht gedacht. Die Aeußerung Katharinens weckte ihn auf einmal wie aus einem Traume. Er rief sich ernstlich die zu erfüllende Pflicht in's Gedächtniß zurück und wurde nach und nach mit dem Gedanken an eine baldige Verehelichung vertrauter. Dazu kamen die dringenden Bitten seines alten Vaters und die satyrische Anfrage des Kurfürsten von Mainz, warum er denn selbst noch außer der Ehe lebe, da er doch so vielen Andern und auch ihm zu derselben gerathen. Er schrieb deshalb im Mai 1525 an seinen Freund, den kurmainzischen Kanzler Rühel: „Kann ich's schicken, so will „ich dem Teufel zum Trotz meine Käthe noch zur Ehe neh„men, ehe denn ich sterbe. Ich hoffe, sie sollen mir doch „nicht meinen Muth und Freude nehmen."

Die letzten Worte beziehen sich sowohl auf die Verläumdungen seiner Gegner, als auf die verkehrten Ansichten seiner Freunde. Die Feinde Luther's nahmen nämlich von dessen Verhältniß zu Katharina von Bora Stoff und Anlaß zu den gehässigsten Anklagen und Lästerungen, und es wurde unter Anderm auch an die Sage erinnert, daß von einem Mönch und einer Nonne der Antichrist erzeugt werden solle, worüber jedoch der witzige Erasmus bemerkte, daß dann die Welt schon tausende von Antichristen haben müßte. Die Freunde Luther's aber fürchteten, daß, wenn derselbe von der

Vergebens hatte also der Landgraf Philipp Kosten und Mühe aufgewendet. An ein Bündniß mit den Schweizern war ein für allemal nicht zu denken. Aber nicht nur gegen die Aufnahme der Schweizer, sondern auch gegen jedes bewaffnete Zusammentreten der deutschen Evangelischen erregte Luther fortwährend Widerspruch. Er erklärte sich gegen den Kurfürsten von Sachsen, er wolle lieber zehnmal todt sein, denn ein solch Gewissen haben, daß das Evangelium sollte eine Ursache gewesen sein einiges Bluts oder Schadens, weil die Evangelischen sollten Die sein, die da leiden, und nicht Die, die sich rächen. Der Christ müsse sein Kreuz tragen, und mit Flehen und Beten werde er mehr ausrichten, als mit Trotz. „Es will sich", sagte er, „in keine Wege ziemen, daß sich Jemand der Obrigkeit widersetze, und ein Christ soll von ihr sogar Gewalt und Unrecht leiden." Nicht mit dem Schwerte, mit dem Worte soll man sich vertheidigen in Sachen des Glaubens. Daran hielt Luther fest, und er that wohl daran. Ja, dieser heftige Mann war ein Bollwerk des Friedens, so lange er lebte. Sein gewaltiges Ansehen hielt mehr als einmal das schon halb gezückte Schwert in der Scheide zurück, und erst nach seinem Tode konnte die Kriegspartei unter den Evangelischen, an deren Spitze der Landgraf von Hessen stand, ihren Willen durchsetzen.

CATHARINA VON BORA.

Luthers Gattin. Vermählt 1525.

Neuntes Capitel.

Luther's Heirath und Familienleben.

Gefunden hab' ich sie,
Die mir im Leben soll Gefährtin sein.
Schiller's „Braut von Messina."

Wenden wir jetzt unsere Blicke zu einer heiterern Partie in dem Lebensgemälde des großen Reformators. Wir haben denselben bisher in seiner öffentlichen Wirksamkeit beobachtet; folgen wir ihm jetzt in die stillen Gemächer seines Hauses, in den trauten Kreis seiner Familie. Ehe wir uns jedoch hier umsehen können, müssen wir Einiges vorausschicken.

Unter andern Schriften gegen die Ehelosigkeit hatte Luther auch eine herausgegeben unter dem Titel: „Ursache und Antwort, daß Jungfrauen Klöster göttlich (d. h. ohne sich an Gott zu versündigen) verlassen mögen."

Diese Schrift war bald in den Nonnenklöstern bekannt und begierig gelesen worden. Viele Nonnen, zumal solche, die man wider ihren Willen in's Kloster gesperrt hatte, gaben, wie man sich leicht vorstellen kann, Luthern in ihrem Herzen völligen Beifall. Freilich durften sie sich solches nicht vor ihren Obern merken lassen. Aber je ängstlicher sie in deren Gegenwart ihre natürlichen Gefühle verschleiern mußten, um so freier sprachen sie dieselben aus, wenn sie unter sich waren. Auch im Nonnenkloster Nimptschen bei Grimma gährte es gewaltig. Neun junge adliche Nonnen thaten sich hier zusammen und wandten sich an ihre Eltern und Anverwandten mit der Bitte, ihnen die Fesseln des Klosterlebens wieder abzunehmen. Diese jedoch, die froh waren, ihren Töchtern oder Verwandten eine anständige Versorgung verschafft zu haben, schlugen die Bitte ab. Dabei beruhigten sich aber die Jungfrauen nicht. Sie waren einmal entschlossen, sich von dem verhaßten Zwange zu befreien, und ersuchten nun Luthern um seinen Beistand. Dies war nach ihrer Meinung der Mann, der helfen konnte. Und sie hatten sich nicht getäuscht; Luther half. Er verabredete mit zwei Torgauer Bürgern, Leonhard Koppe und Wolf Tommitsch, einen Entführungsplan und setzte die Nonnen davon in Kenntniß. Die Sache gelang. In der zur Ausführung des Planes bestimmten Nacht fanden sich Koppe und Tommitsch, begleitet von mehreren ihrer Gesellen, vor dem Kloster ein. Die Nonnen stiegen auf einer bereit ge-

Neun adliche Nonnen, darunter Katharina v. Bora, entfliehen mit Hilfe des Torgauer Bürgers, Leonhard Koppe, aus dem Kloster Nimptschen bei Grimma.

Am 4 April 1523.

haltenen Leiter über die Mauer und wurden von den draußen Harrenden in leere Weinfässer verborgen. Fort ging es nun in raschem Trabe. Niemand hatte Arges, als er die angebliche Weinfuhre bei sich vorbeiziehen sah, und so gelangten die Flüchtigen glücklich nach Torgau und von da nach Wittenberg, ohne den verfolgenden Klosterknechten in die Hände gefallen zu sein.

Herzog Georg, zu dessen Gebiete Nimptschen gehörte, wüthete, als er die Entweichung der Nonnen vernahm. Aber seine Reclamationen waren vergeblich; der Kurfürst von Sachsen (damals noch Friedrich der Weise, denn diese Geschichte ereignete sich im Jahre 1523) billigte den Schritt und lieferte die Entflohenen nicht wieder aus.

Die neun heldenmüthigen Mädchen hießen: Katharina von Bora, Magdalena von Staupitz, Elisabeth von Kanitz, Veronica von Zeschau, Margaretha von Zeschau, Laneta von Gohlis, Eva von Große, Eva von Schönfeld und Margaretha von Schönfeld. Da sie sich nicht zu ihren Angehörigen zurückzukehren getrauten, so sorgte Luther väterlich für ihr Unterkommen. Er machte ihnen freie Wohnungen bei seinen Freunden aus und verschaffte ihnen von dem Kurfürsten eine geheime Unterstützung. Mit der Zeit gelang es ihm, sie alle an rechtschaffene und angesehene Männer zu verheirathen. Nur Katharina von Bora blieb übrig. Sie war etwas stolzen Geistes und schreckte daher Manchen von der Bewerbung ab. Luther

hatte sie in dem Hause des Stadtschreibers Philipp Reichenbach untergebracht. Weit entfernt, selbst Absichten auf sie zu haben, gab er sich vielmehr alle Mühe, ihr einen würdigen Gatten zu finden. Es meldete sich auch in der That bald ein Nürnbergischer Patricier, Hieronymus Baumgärtner, als Freier. Katharina war demselben nicht abgeneigt; allein Familienverhältnisse riefen ihn plötzlich nach Hause zurück, und er ließ darauf nichts weiter von sich hören. Unterdessen hatte Dr. Glatz, Prediger in Olmütz, der einmal zum Besuche in Wittenberg gewesen, Gefallen an Katharinen gefunden. Luther schrieb deshalb 1524 an Baumgärtnern: „Wenn du deine Käthe von Bora „heimführen willst, so mache schnell; denn es ist ein Andrer „bei der Hand, dem sie gegeben werden mag. Sie hat die „Neigung zu dir noch nicht überwunden. Mich sollte für„wahr diese Heirath um beider Theile halben freuen.“ Als Baumgärtner auch hierauf kein Lebenszeichen von sich gab, ließ Luther durch Nikolaus von Amsdorf Katharinen Glatzens Hand antragen. Katharina hatte aber zu diesem Bündnisse keine Neigung und erklärte ganz offen, sie könne sich nur entschließen, Amsdorfen oder Luthern selbst Herz und Hand zu geben. Luther, der schon seit einem Jahre die Mönchskleidung abgelegt und dadurch sich deutlich als des Gelübdes der Ehelosigkeit entbunden erklärt hatte, nahm die Sache in Bedacht und betete darüber zu Gott.

Schon längst war es bei ihm beschlossen gewesen, vor

seinem Tode noch zu heirathen, um seine Lehre auch durch die That zu beweisen. Wann aber dieser Beschluß zur Ausführung kommen solle, daran hatte er bis jetzt noch nicht gedacht. Die Aeußerung Katharinens weckte ihn auf einmal wie aus einem Traume. Er rief sich ernstlich die zu erfüllende Pflicht in's Gedächtniß zurück und wurde nach und nach mit dem Gedanken an eine baldige Verehelichung vertrauter. Dazu kamen die dringenden Bitten seines alten Vaters und die satyrische Anfrage des Kurfürsten von Mainz, warum er denn selbst noch außer der Ehe lebe, da er doch so vielen Andern und auch ihm zu derselben gerathen. Er schrieb deshalb im Mai 1525 an seinen Freund, den kurmainzischen Kanzler Rühel: „Kann ich's schicken, so will „ich dem Teufel zum Trotz meine Käthe noch zur Ehe neh„men, ehe denn ich sterbe. Ich hoffe, sie sollen mir doch „nicht meinen Muth und Freude nehmen."

Die letzten Worte beziehen sich sowohl auf die Verläumdungen seiner Gegner, als auf die verkehrten Ansichten seiner Freunde. Die Feinde Luther's nahmen nämlich von dessen Verhältniß zu Katharina von Bora Stoff und Anlaß zu den gehässigsten Anklagen und Lästerungen, und es wurde unter Anderm auch an die Sage erinnert, daß von einem Mönch und einer Nonne der Antichrist erzeugt werden solle, worüber jedoch der witzige Erasmus bemerkte, daß dann die Welt schon tausende von Antichristen haben müßte. Die Freunde Luther's aber fürchteten, daß, wenn derselbe von der

Höhe seines Heldenthums in die Alltäglichkeit des bürgerlichen ehelichen Lebens herabstiege, sich die erhabene Vorstellung, die sich die Welt seit den großen Tagen von Worms von ihm gemacht, allmählig verdunkeln und verlieren möchte. Daher äußerte Hieronymus Schurf: „Wenn dieser Mönch ein Weib nähme, so würde die ganze Welt und der Teufel selber lachen und er alle seine Sachen damit verderben.“ Aber Schurf und Alle, die so dachten, verstanden Luthern nicht. Luther wollte nie ein Heiliger und noch viel weniger ein Schauspieler oder eine tragische Gestalt sein. Was er für recht und gottgefällig erkannt hatte, mochte er nicht deswegen unterlassen, um sich in den Augen mancher Menschen den Schein von übermenschlicher Kraft und Bedürfnißlosigkeit und somit eine höhere Glorie zu verleihen. Das große Ansehen, dessen er sich erfreute, raubte ihm nie, was so häufig ist, die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit. Er wurde nie der Sklave seines Ruhms.

Sobald er daher hinsichtlich des zu thuenden Schrittes in seinem Gewissen fest geworden, legte er auch unverweilt Hand an's Werk. Am Dienstag nach Trinitatis, den 13. Juni 1525, begab er sich mit seinen Freunden, dem Doctor Bugenhagen, dem Maler Lucas Kranach und einem Rechtsgelehrten, Namens Apel, in Reichenbach's Haus und hielt um Katharinens Hand an. Diese nahm Anfangs die Bitte für Scherz; doch bald verrieth sie den Ernst ihres eignen Wunsches. Freund Bugenhagen legte

die Hände zusammen und verrichtete sogleich die Trauung. Vierzehn Tage nachher, am 27. Juni, richtete Luther ein festliches Hochzeitsmahl an. Spalatin und der sächsische Marschall Johann von Dolzig hatten dazu das Wildpret geliefert. Der Wittenberger Stadtrath sorgte für das Getränk, indem er dem Brautpaare als Hochzeitsgeschenk vierzehn Maaß verschiedener Weine, darunter auch Malvasier und Rheinwein, überschickte. Bei dem Mahle ging es fröhlich, doch ehrbar und sittsam her. Luther's Eltern und beste Freunde, so wie mehrere seiner Verwandten aus dem Mansfeldischen waren zugegen; auch Leonhard Koppe und Wolf Tommitsch von Torgau fehlten nicht. — Noch besitzen wir die Trauringe Luther's und Katharinens. Sie sind sehr kunstreich gearbeitet; in dem einen befindet sich ein Rubin, in dem andern ein Rubin und Diamant, nebst der Inschrift: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden."

Jetzt einige Worte über die Hausfrau, die sich Luther gewählt. Katharina von Bora stammte aus einem alten meißnischen Adelsgeschlechte, das zu Steinlausitz ansässig war. Ihre Mutter war eine geborne von Haugwitz. Ein Verwandter Katharinens von mütterlicher Seite, Hans von Haugwitz, wohnte dem Hochzeitsfeste bei. Luther fand in dem Besitze seiner Katharina das Glück, das er verdiente. Sie war, als sie die Gattin des berühmten Reformators wurde, 26 Jahre alt, während dieser 42 Jahre zählte. Mit

Schönheit und Wohlgestalt verband sie ein gutes Herz. Voll inniger, unwandelbarer Liebe hing sie an dem ihr von Gott gegebenen Gatten und stand demselben in so mancher Anfechtung, in so mancher trüben Stunde seines vielgeprüften Lebens als freundliche Trösterin zur Seite. Aechte Frömmigkeit und Tugend waren ihr schönster Schmuck. Die Weltlust hatte nichts Lockendes für sie, die nur ihrem Manne und ihren Kindern lebte. Mit treuer Sorgfalt und weiser Sparsamkeit führte sie das Hauswesen, was bei ihres Mannes grenzenloser Wohlthätigkeit, seinen überhäuften Geschäften und seiner völligen Unbekümmertheit um irdische Güter sehr heilsam war.

Die Feinde Luther's wollten ihr zwar vorwerfen, sie habe den großen Mann, welchen Kaiser und Papst nicht bezwingen konnten, ihre Herrschaft fühlen lassen; allein, wenn auch Luther in seinen scherzhaften Briefen sie bisweilen „Herr Käthe" nennt und auch in seinen Tischreden hie und da sich einige Klagen über Hauskreuz erlaubt *), so beweist gerade diese gutmüthige und offene Anerkennung ihrer Herrschaft, daß es nicht so gefährlich damit gewesen sei. Er giebt ihr vielmehr noch in seinem Testamente das Zeugniß, „sie habe ihn als ein frommes, treues, eheliches

*) So sagt er z. B., wenn er noch einmal zu freien hätte, so würde er sich ein gehorsam Weib aus Stein hauen, denn in der Wirklichkeit seien sie nicht zu finden.

Gemahl allezeit lieb, werth und schön gehalten und ihm gedient, nicht blos wie eine Ehefrau, sondern wie eine Magd." Oft hörte man ihn sagen, er möchte seine Ehefrau nicht gegen das Königreich Frankreich, noch gegen die Schätze der Venetianer vertauschen, wegen dreier Ursachen: erstens, weil sie ihm von Gott gegeben worden sei, da er ihn vorher um ein gutes Eheweib herzlich angerufen habe; zweitens, weil, wenn sie gleich Fehler habe, diese doch kleiner bei ihr seien, als bei andern; drittens, weil sie ihm treu ergeben sei. Dieselbe Zufriedenheit spricht sich in einem Briefe an Michael Stiefel aus. Dort heißt es: „Es „grüßt dich Käthe, meine Rippe, und dankt dir, daß du sie „mit deinem anmuthigen Briefe geehrt hast. Sie befindet „sich wohl durch Gottes Gnade und ist mir folgsam und „in Allem zu Willen und unterthänig, mehr als ich zu hoffen gewagt hätte, so daß ich meine Armuth nicht möchte „mit den Schätzen des Krösus vertauschen."

Von der ihm besonders werthen Epistel an die Galater pflegte Luther zu sagen: „Die ist meine Epistel, mit der ich mich verlobt habe. Sie ist meine Katharina von Bora." Schrieb er in seiner Abwesenheit von Wittenberg an seine Gattin, so war die Aufschrift des Briefes schon eine Vorläuferin des liebevollen und herrlichen Inhaltes. Sie lautete: „Meiner freundlichen lieben Käthen Lutherin in Wittenberg zu Handen."

Eine gelehrte Frau war Katharina nicht; denn ihre

Klosterbildung gab ihr nicht einmal die gewöhnliche Kenntniß der Dinge, die um sie her in der Welt vorgingen. So erzählt Luther, wie sie im ersten Jahre seiner Ehe oft bei ihm gesessen, wenn er studirt habe, und da sie verlegen gewesen, was sie reden sollte, habe sie angefangen und ihn gefragt: „Ei, Doctor, ist der Hochmeister in Preußen des Markgrafen Bruder?" Beide waren aber eine und dieselbe Person. Solche Naivetäten scheinen indeß Luthern nicht abgehalten zu haben, ihr seine Briefe vorzulesen und Mehreres von seinen Schriften mitzutheilen, so z. B. von den Streitschriften mit Erasmus, bei welchem Anlasse sie äußerte, „dieser Erasmus müsse eine rechte giftige Kröte sein." Daß sie bei all ihrer vernachlässigten Bildung keine gewöhnliche Frau war, zeigte übrigens schon die bestimmte Aeußerung, daß sie nur einen Amsdorf oder Luther zum Gatten wolle, und wenn sie denn dahinein einigen Stolz gesetzt, die Gattin Luther's zu sein, so war dieser Stolz verzeihlich bei ihrer übrigen Demuth *).

*) Bredow (in dem Taschenbuche Minerva, 1813) führt das Urtheil eines gewissen Naß, eines Zeitgenossen, an, welcher von ihr sagt: „Bora war hochtragenden Geistes, zurückhaltend und stolz, also daß sie mit andern Weibern nicht viel Freundschaft gemacht, weilen sie sich um des Ruhmes ihres Mannes wegen höher geachtet, denn jene." Es scheint, als ob Naß Katharinen nicht eben hold gewesen sei. Katharina besaß allerdings ein gewisses Selbstgefühl. Die Welt aber, die immer bereit ist, das am schiefsten zu

Luther's Ehe wurde durch 6 Kinder beglückt, 3 Söhne und 3 Töchter. Zwei Töchter starben vor ihm. Elisabeth, geboren 1527, starb schon am 3. August 1528; Magdalena, geboren 1529, starb 1542. Die dritte Tochter, Margaretha, wuchs heran und wurde in der Folge an einen preußischen Rath, Georg von Kunheim, verheirathet. Von den Söhnen studirte der älteste, Johannes, (geboren den 7. Juni 1526) die Rechtsgelehrsamkeit, bekleidete später das Amt eines kurfürstlich sächsischen Rathes und starb 1575 zu Königsberg in Diensten des Herzogs Albrecht von Preußen. Der zweite Sohn Luther's, Martin, geboren den 7. November 1531, widmete sich der Theologie und starb den 3. März 1563, ohne ein öffentliches Amt bekleidet zu haben. Der jüngste Sohn, Paulus, geboren den 28. Januar 1533, hatte des Vaters Feuergeist geerbt. Er studirte die Heilkunde, ward früh schon Doctor, dann Professor in Jena und endlich Leibarzt des Kurfürsten von Sachsen. Er allein pflanzte die männliche Linie Luther's fort.

Luther's Lebensgenuß gewann viel durch diese Kinder. Bei der Geburt eines jeden von ihnen ermunterte sich sein Wesen zu neuen frohen Bewegungen. Am stärksten wirkte der Anblick seines Erstgebornen auf ihn. Er schrieb daher an Spalatin, „der Papst sei sammt seiner Welt einer solchen

---

beurtheilen, was sie am wenigsten kennt, nahm dasselbe für Hochmuth.

Vaterfreude nicht werth." Kinder hielt er überhaupt für den größten Segen der Ehe. „Sie binden und erhalten das Band der Liebe", sagte er. Darum fühlte er sich auch in ihrer Mitte am allerfrohesten, und Abends brachte er gewöhnlich einige Zeit bei ihnen und seiner Frau zu, wo er jeden Augenblick zum Besten ihrer Bildung benutzte. Hören wir ihn selbst über die Schönheiten und Freuden des häuslichen Lebens. „So du ein Weib siehst", sagt er, „treu und flei„ßig sein mit ihren Kindlein und du bist ein wackerer guter „Mann, so wird dir das Herz bewegt zu ihr, fühlest aber „gar wohl, daß das nicht sei irdische Gedanken, noch Freude, „noch Gelüst. Siehe, so erkennest du innerlich Gottes Werk „in ihr, und seines Geistes Kraft ist es selbst, die dich erken„nen läßt und anreget, und du kannst nicht anders, sondern „mußt freundlich zu ihr sein und keinen Dank dafür wollen."

Herrliche, tiefe Blicke that Luther in die Kinderwelt und Kindesnatur. Er, der reine, kindliche Mann, wie konnte er anders! Der Glaube der Kinder und ihr Gebet wurde oft von ihm bewundert. „Sie sind viel gelehrter im Glauben", sagte er dann, „als wir alten Narren." Oft sah er mit stillgerührtem Vaterblick seinen Kindern zu, wenn sie spielten, wenn sie über Tische saßen, wenn sie lernten, wenn sie beteten, oder auch wenn sie sich — zankten. Aus Allem zog er eine weise, christliche Lehre und Nahrung für sein Herz. Einst schaukelte er eins seiner Töchterchen auf seinem Schooße und fragte: „Lenchen, was wird dir der heilige Christ besche-

ren?“ Und als das Kind ihm seine kindlichen Hoffnungen vertraut hatte, sagte er: „Die Kinderlein haben so feine Gedanken von Gott, daß er im Himmel und ihr Gott und lieber Vater sei.“ Bald darauf bemerkte er, er wollte, er wäre im Kindesalter gestorben, und gern alle Ehre darum geben, die er in der Welt gehabt habe und noch erhalten werde. — Als sich seine Kinder einst unter einander zankten und bald wieder versöhnten, sprach er: „Lieber Herr Gott, wie wohl gefällt dir doch solcher Kinder Leben und Spielen! Ja, alle ihre Sünden sind nichts, denn Vergebung der Sünden.“ — Ein anderes Mal, als die harrenden Blicke seiner Kinder mit Vergnügen auf einen Teller mit schönem Obst gerichtet waren, sagte er: „Wer da sehen will ein Bild Eines, der sich in Hoffnung freut, der hat hie ein rechtes Conterfei. Ach, daß wir den jüngsten Tag so fröhlich in Hoffnung könnten ansehen!“ — Bei einer andern Gelegenheit, als sein zweiter Knabe, Martin, mit einem Hunde spielte, rief er aus: „Dieser Knabe predigt das Wort Gottes mit der That und mit dem Werke; denn Gott spricht: Herrschet über die Fische im Meere und über die Thiere auf Erden! Sehet an, der Hund leidet Alles von dem Kindlein!“

Am liebenswürdigsten offenbart sich Luther's eigne Kindlichkeit und Harmlosigkeit in einem Briefchen, das er 1530 von Koburg aus an seinen ältesten Sohn Johannes, der damals etwa vier Jahre alt war, schrieb. Dieses Briefchen, worin er das Kind mit den freundlichsten Worten und Bildern zur Gottes-

furcht, zum Gebete und zum Fleiße lockt und reizt, lautet alſo: „Gnade und Friede in Chriſto, mein liebes Söhnchen! Ich „ſehe gern, daß du wohl lerneſt und fleißig beteſt. Thue „alſo, mein Söhnchen, und fahre fort! Wenn ich heim „komme, ſo will ich dir einen ſchönen Jahrmarkt mitbrin„gen. Ich weiß einen hübſchen, luſtigen Garten. Darin„nen gehen viel Kinder herum, haben güldene Röcklein an „und leſen ſchöne Aepfel unter den Bäumen und Birnen, „Kirſchen, Spillinge und Pflaumen; ſingen, ſpringen und „ſind fröhlich; haben auch ſchöne, kleine Pferdlein mit gül„denen Zäumen und ſilbernen Sätteln. Da fragt' ich den „Mann, deß der Garten iſt, weß die Kinder wären? Da „ſprach er: Es ſind die Kinder, die gern beten, lernen und „fromm ſind. Da ſprach ich: Lieber Mann, ich hab' auch „einen Sohn, heißt Hänschen Luther; möcht' er nicht auch „in den Garten kommen, daß er ſolche ſchöne Aepfel und „Birnen eſſen möchte und ſolche feine Pferdlein reiten und „mit dieſen Kindern ſpielen? Da ſprach der Mann: Wenn „er gern betet, lernt und fromm iſt, ſo ſoll er auch in den „Garten kommen, Lippus und Joſt*) auch, und wenn ſie „Alle zuſammen kommen, ſo werden ſie auch Pfeifen, Pau„ken, Lauten und allerlei Saitenſpiel haben, auch tanzen „und mit kleinen Armbrüſten ſchießen. Und er zeigte mir „dort eine feine Wieſe im Garten, zum Tanzen zugerichtet; da

*) Wahrſcheinlich Hänschen's Spielkameraden.

Luther als Familienvater.

„hingen eitel güldene Pfeifen, Pauken und feine silberne „Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch „nicht gegessen hatten. Darum konnte ich des Tanzes nicht „erharren und sprach zu dem Manne: Ach, lieber Herr, ich „will flugs hingehen und das Alles meinem lieben Söhnlein „Hänschen schreiben, daß er ja fleißig bete und wohl lerne „und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme; „aber er hat eine Muhme Lehne, die muß er mitbringen. „Da sprach der Mann: Es soll ja sein; gehe hin und schreibe „ihm also! Darum, liebes Söhnlein Hänschen, leune und „bete ja getrost, und sage es Lippus und Josten auch, daß „sie auch lernen und beten! So werdet ihr mit einander in „den Garten kommen. Hiemit sei dem allmächtigen Gott „befohlen, und grüße Muhme Lehne und gieb ihr einen Kuß „von meinetwegen! Anno 1530. Dein lieber Vater Mar„tinus Luther."

Einstmals saß Luther auch im Kreise seiner Familie. Der kleine Martin schmiegte sich zärtlich an die Kniee des Vaters, und dieser strich dem Kinde liebkosend die blonden Locken aus der Stirn. Darauf wandte er sich gegen Katharinen und sagte: „Wie muß doch Abraham's Herz geklopft haben, da er seinen Sohn opfern sollte! Er wird der Sara nichts davon gesagt haben! Ich könnte mit Gott streiten, wenn er mir etwas Aehnliches zumuthen wollte." Hier regte sich das Muttergefühl in Katharinen. „Ich kann nicht glauben", sprach sie, „daß Gott von Eltern das Hin-

würgen ihrer Kinder begehren könne." — „Und doch", entgegnete der Gatte, „war er im Stande, seinen Sohn an das Kreuz schlagen zu lassen."

Luther war seinen Kindern Vater im vollen Sinne des Worts. Sobald dieselben des Unterrichts fähig waren, gab er ihnen diesen selbst, ungeachtet der ungeheuern Menge seiner Geschäfte. Waren sie etwas herangewachsen, so mußten sie seine Gesellschafter sein; auf seinen Reisen nahm er meistens seinen ältesten Sohn mit. Die Erziehung zum Guten lag ihm besonders am Herzen. Daher bewies er bei aller zärtlichen Vaterliebe nie eine unzeitige Nachsicht gegen seine Kinder. So sehr er die allzu große Strenge tadelte, die er seiner Zeit erfahren hatte, eben so sehr mißbilligte er die Schwäche, welche den Eigenwillen und die Sünde in den Kindern aufkommen läßt. Man müsse so strafen, war seine einfache Maxime, daß immer der Apfel bei der Ruthe sei. Als einmal sein ältester Sohn, sein sonst geliebtes Hänschen, sehr gefehlt hatte, ließ er ihn drei Tage nicht vor sich, bis er ihn um Verzeihung gebeten hatte, und selbst dann wollte er nichts mehr von ihm wissen, obgleich seine Frau und mehrere Freunde Fürsprache für den kleinen Sünder einlegten. „Ich will lieber keinen Sohn haben, als einen ungerathenen," war Luther's Antwort. „St. Paulus hat nicht vergebens gesagt, daß ein Bischof soll ein solcher Mann sein, der seinem Hause wohl vorstehe, der gehorsame Kinder habe, auf daß andere Leute, davon erbauet, ein gut Exempel neh-

men und nicht geärgert werden. Wir Prediger sind darum so hoch gesetzt, daß wir Andern gute Exempel geben sollen. Aber unsre ungerathenen Kinder ärgern Andere; so wollen die Buben auf unsere Privilegia sündigen. Ja, wenn sie gleich oft sündigen und allerlei Büberei treiben, so erfahre ich's doch nicht; man zeiget mir's nicht an, sondern man hält's heimlich vor mir. Kurz, es gehet uns nach dem gemeinen Sprüchwort: Was Böses in unsern eignen Häusern geschieht, das erfahren wir am allerletzten; wenn's alle Leute durch alle Gassen getragen haben, so erfahren wir's erst. Darum muß man die Kinder strafen und gar nicht durch die Finger sehen, noch es ihnen also ungestraft lassen hingehen."

Die Wahl des künftigen Berufs überließ er ganz der Neigung seiner Söhne. „Ich mag", schrieb er, „meinen Jungen keinen Stand, noch Wandel aufdringen; ich meine, es ist genug gethan, wenn sie Gott fürchten und lieben; das Uebrige ist nicht meine Sache."

Je mehr Freude Luther an seinen Kindern hatte, um so betrübender mußten ihm natürlich Krankheits- und Sterbefälle unter denselben sein. Als ihm 1528 seine Tochter Elisabeth gestorben war, schrieb er an Nikolaus Hausmann*): „Es ist mir mein Töchterchen Elisabethchen ge-

*) Prediger zu Schneeberg, gestorben als Superintendent zu Freiberg.

„ſtorben und hat mir ein gar wundes, beinah weibiſches „Gemüth zurückgelaſſen; ſo gar bin ich bewegt vor Weh„muth um ſie. Ich hätte das zuvor nie geglaubt, daß die „Herzen der Väter ſo gar weich werden über ihren Kindern. „Bete du für mich zum Herrn!" — Ueber eine Krankheit ſeines Söhnchens Johannes ſchrieb er dem Juſtus Jonas: „Mein kleiner Johannes kann dich nicht grüßen wegen „Krankheit; aber er bittet um dein Gebet für ihn. Heute „ſind es zwölf Tage, daß er nichts ißt und ſich nur vom „Trinken genährt hat. Jetzt fängt er wieder ein wenig zu „eſſen an. Das arme Kind möchte gar gern nach ſeiner „Art munter ſein und ſtark; aber es kann's nicht, vor „Schwäche."

Männlicher noch und darum angreifender war Luther's Empfindung bei dem Hinſterben ſeiner dreizehnjährigen Tochter Magdalena. Weinend warf er ſich da vor dem Bette des frommen Kindes nieder auf die Kniee und betete, mit Liebe und Schmerz ringend, um die Auflöſung der Kranken. „Ich habe ſie ſehr lieb", rief er, „aber, lieber Gott, da es dein Wille iſt, daß du ſie dahin nehmen willſt, ſo will ich ſie gerne bei dir wiſſen." Darauf beugte er ſich über das Bett der geliebten Tochter und fragte ſie: „Magdalenichen, mein Töchterlein, du bliebſt gerne hie bei deinem Vater und zieheſt auch gerne zu jenem Vater?" Das Kind antwortete: „Ja, Herzensvater, wie Gott will." Da ſagte Luther: „Du liebes Töchterlein, der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch

ist schwach." Hierauf wandte er sich, um seine Thränen zu verbergen, ab und sprach mit gen Himmel gerichteten Blicken: „Ich habe sie ja sehr lieb. Ist das Fleisch so stark, wie wird dann der Geist sein? Wohlan, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn." Als nun Magdalenchen in den letzten Zügen lag, fiel der gebeugte Vater wiederum vor dem Bette auf die Kniee, weinte bitterlich und betete, daß sie Gott wolle erlösen. Da verschied sie und entschlief in des Vaters Armen. Die Mutter konnte die herzzerreißende Scene nur aus der Ferne betrachten. Luther schlug die Bibel auf, um sie zu trösten. Da fiel ihm der Spruch in's Auge: „Unser Keiner lebt ihm selber; unser Keiner stirbt ihm selber*)." Stärkend, wie Balsamduft, drangen diese Worte in seine wunde Brust. Wenn auch nicht ganz beruhigt, war er doch von nun an gefaßter.

Als die Todte in den Sarg gelegt wurde, sprach er: „Du liebes Lenichen, wie wohl ist dir geschehen!" Nachdem er sie hierauf eine Weile betrachtet hatte, wie sie in heitrer Unschuld dalag, fuhr er fort: „Ach, du liebes Lenichen, du wirst wieder aufersthen und leuchten wie ein Stern, ja wie die Sonne. Ich bin ja fröhlich im Geist, aber nach dem Fleisch bin ich sehr traurig. Das Fleisch will nicht heran; das Scheiden veriret Einen über die Maaßen sehr. Ein wunderbares Ding ist es, zu wissen, daß sie gewiß im Frie-

*) Brief Pauli an die Römer, XIV, 7.

den und ihr wohl ist, und doch noch traurig zu sein." Als die Leichenträger und Leichenbegleiter kamen und Luthern nach üblichem Brauche ihr Beileid bezeigten, erwiederte er: „Es sollte euch lieb sein. Ich habe einen Heiligen gen Himmel geschickt, ja einen lebendigen Heiligen. O hätten wir einen solchen Tod! Einen solchen Tod wollte ich auf diese Stunde annehmen." Da sagte Einer: „Ja, das ist wohl wahr; doch behält ein Jeder gern die Seinen." — „Fleisch ist Fleisch und Blut ist Blut", versetzte Luther, „ich bin froh, daß sie hinüber ist; keine Traurigkeit ist da, denn des Fleisches." Als man den Sarg in das Grab gesenkt hatte und Erdschollen darauf warf, brach Luther in die Worte aus: „Es ist die Auferstehung des Fleisches." Und als man vom Begräbniß wieder zurückkam, sprach er: „Meine Tochter ist nun beschicket, sowohl an Leib, als an Seele. Wir Christen haben nichts zu klagen; wir wissen, daß es also sein muß; wir sind ja des ewigen Lebens auf's Allergewisseste; denn Gott, der es uns durch und um seines lieben Sohnes willen zugesagt hat, kann ja nicht lügen."

War Luther ein guter Gatte und Vater, so war er nicht weniger ein guter Sohn. Wir haben schon mehrmals Gelegenheit gehabt, seiner innigen Verehrung und Achtung gegen seine Eltern Erwähnung zu thun. Dies zeigte sich auch wieder bei seiner Heirath. Er erklärte dabei ausdrücklich, er nehme ein Weib, um seinem Vater einen Gefallen und dem Teufel einen Verdruß zu thun. Im Februar 1530

wurde sein Vater ernstlich krank. Als Luther davon Nachricht bekam, schrieb er ihm folgenden schönen Brief: „Meinem lieben Vater, Hans Luther, Bürger zu Mansfeld im „Thal, Gnade und Friede in Christo Jesu, unserm Herrn „und Heiland! Amen. Lieber Vater! Es hat mir Jakob, „mein Bruder, geschrieben, daß ihr gefährlich krank wäret. „Weil denn itzt böse Luft und sonst allerhand Gefahr ist, so „habe ich große Sorge um euch. Denn wiewohl euch Gott „bis hieher einen festen, harten Leib gegeben und erhalten, „machet mir doch euer Alter zu diesen Zeiten sorgliche Ge„danken, obschon wir Alle keine Stunde unsers Lebens sicher „sind, noch sein sollen. Derohalben sollte mir's eine große „Freude sein, wenn ihr euch ließet sammt der Mutter hier„herführen zu uns, welches meine Käthe mit Thränen auch „begehrt und wir Alle. Ich hoffete, wir wollten euer auf's „Beste warten. Darum habe ich Cyriacus zu euch abgefer„tiget, zu besehen, ob es eurer Schwachheit halben möglich „wäre. Denn geriethe es nun mit euch nach göttlichem „Willen zu diesem oder jenem Leben, so wollte ich doch herz„lich gern (wie auch wohl billig) leiblich um euch sein und „nach dem vierten Gebote mit kindlicher Treue und Dienst „mich gegen Gott und euch dankbar erzeigen." Darauf tröstete er ihn noch auf's Kräftigste mit den Verheißungen der Religion und sprach die besten Hoffnungen hinsichtlich seiner Wiedergenesung aus. Doch der alte Luther genas nicht wieder, sondern starb binnen wenigen Monaten. An

dem Briefe seines Sohnes stärkte und erquickte er sich noch auf dem Todbette. Der Letztere erhielt die Trauerbotschaft in Koburg, wo er sich während des Augsburger Reichstages aufhielt. Seine Frau bewies auch hierin einen zarten Takt, daß sie ihm den Schmerz versüßte durch Uebersendung des Bildnisses seiner geliebten, damals noch lebenden Tochter Magdalena, welches sie dem Briefe, den ein Freund schreiben mußte, beilegte. Als Luther den Brief gelesen, sagte er nun zu seinem Freunde Veit Dietrich: „Wohlan, mein Vater ist auch todt!" Rasch nahm er seinen Psalter, ging in seine Kammer, weinte sich aus, betete so lange, bis sein Herz sich wieder gefaßt hatte, und ließ sich dann nichts weiter merken. Wie sehr sticht dieses männlich schöne Benehmen ab gegen eine erkünstelte Sentimentalität!

Die Gottergebenheit, welche Luther's Charakter so liebenswerth und achtunggebietend machte, verließ ihn auch auf dem Siechbette nicht. Wahrhaft rührend ist es zu lesen, wie er sich während einer heftigen Krankheit im Jahre 1527, zwei Jahre nach seiner Verehelichung, benahm. Leiden der Seele und des Körpers hatten ihn damals so daniedergeworfen, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Er selbst hatte keine Hoffnung, wieder zu genesen. Da sprach er zu seiner Frau: „Meine allerliebste Käthe! Ich bitte dich, will mich unser lieber Herrgott auf diesmal zu sich nehmen, so ergieb dich in seinen gnädigen Willen! Du bist mein ehelich Weib; dafür sollst du es gewiß halten und gar keinen Zwei-

fel dran haben. Laß die gottlose, blinde Welt dawider sagen, was sie will! Richte du dich nach Gottes Wort und halte fest daran, so hast du einen gewissen, beständigen Trost wider den Teufel und alle Lästermäuler." Dann fragte er nach seinem Söhnchen. „Wo ist denn mein allerliebstes Hänschen?" Als das Kind ihm gebracht wurde, lachte es den Vater an. Da sprach Luther: „O du gutes, armes Kindlein! Nun befehle ich meine allerliebste Käthe und dich armes Waislein meinem liebsten, frommen und treuen Gott. Ihr habt nichts. Gott aber, der ein Vater der Waisen und Richter der Wittwen ist, wird euch wohl ernähren und versorgen." Weiter betete Luther für die Seinen und sprach: „Mein allerliebster Gott, ich danke dir von Herzen, daß du gewollt hast, daß ich auf Erden soll arm und ein Bettler sein. Kann derohalben weder Haus, Acker, liegende Gründe, Geld noch Gut meinem Weibe und Söhnlein lassen. Wie du sie mir gegeben hast, so bescheide ich sie dir wieder. Du reicher Gott, ernähre sie, lehre sie, erhalte sie, wie du mich bisher ernähret hast, o Vater der Waisen und Richter der Wittwen!" Dann sprach er noch mit seiner Hausfrau von einigen silbernen Bechern, worin sein ganzer Reichthum bestand. Darüber war die Frau augenblicklich etwas niedergeschlagen, ließ sich aber nichts merken, überwand sich vielmehr selbst und sprach dann mit ruhiger Fassung: „Mein liebster Herr Doctor! Ist es Gottes Wille, so will ich euch bei unserm lieben Herrn Gott lieber, als bei mir wissen.

Es ist nicht allein um mich und mein Kind zu thun, sondern um viele fromme, christliche Leute, die eurer noch bedürfen. Wollet euch, mein allerliebster Herr, meinethalben nicht bekümmern! Ich befehle euch seinem göttlichen Willen; ich hoffe und traue auf Gott, er wird euch gnädiglich erhalten." Katharina's Hoffnung ward nicht zu Schanden. Gott erhielt den theuern Mann noch am Leben. Nach einem wohlthätigen Schweiße erholte er sich wieder. Jedoch hatte er öfters beängstigende Zufälle. So fiel er mit Ausgang desselben Jahres einmal plötzlich in Ohnmacht. Als er sich wieder erholt hatte, sah er seine Frau mit mildem, aber bedeutungsvollen Lächeln an und sagte: „Käthe! Wie? Wenn mir das Wetterleuchten gegolten hätte? Des Herrn Wille geschehe! O Herr Gott, der Tod ist den Christen nicht bitter; denn sie haben Christum zu einem Gnadenstuhl und in ihm das Leben" *). — Auch dieses Wetterleuchten ging indessen vorüber, und Luther hatte von da an fast noch ein Drittel seiner Laufbahn zu durchwallen.

Wie in seiner Jugend, stand dem großen Manne auch jetzt noch unter den täglichen Beschäftigungen oben an das Gebet. Obwohl ein Gegner aller mechanischen Gebetsverrichtungen, wie sie in der römischen Kirche üblich waren **), hielt er doch auf eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit in der Ausübung dieser christlichen Pflicht. Mathesius, sein

*) Hagenbach II. 160 ff. **) S. Bd. I, S. 51. 52.

Biograph, berichtet darüber: „Alle Morgen und Abend, und „oftmals unter dem Essen, verrichtete er sein Gebet, wie er „solches im Kloster von Jugend auf gewohnt war. Dane„ben sagte er seinen kleinen Katechismus her, wie ein ander „Schülerlein, und hielt immer an im Lesen. Sein Psalter„lein war sein Gebetbüchlein und der Katechismus war sein „Handbuch. Daraus tröstete, lehrte und vermahnte er sich „selbst. In allen wichtigen Geschäften war das Gebet An„fang, Mitte und Ende."

„Ich halte", sagt Luther irgendwo in seinen Schriften, „mein Gebet stärker, denn den Teufel selbst, und wo das „nicht wäre, würde es längst anders um den Luther stehen. „Wenn ich das Gebet einen Tag lasse anstehen, so verliere „ich ein groß Stück vom Feuer des Glaubens." Es wäre unmöglich, hier alle die vielen herrlichen Stellen über die Kraft des Gebetes anzuführen, die wir in seinen Schriften zerstreut finden, so wie alle die Aeußerungen über die rechte Art, zu beten. Merkwürdig ist unter Anderm die schriftliche Anleitung, die er seinem Barbier, Meister Peter, im Jahre 1534 gegeben hat, und worin die ganze Auslegung des Vaterunsers enthalten ist, über dessen gedankenloses „Zerplappern und Zerklappern" er sich nicht genug entrüsten konnte. Daß die Gedanken immer bei dem Gebete sein müssen, macht er unter Anderm dem Barbier sehr anschaulich. „Gleichwie ein fleißiger, guter Barbier", sagt er, „seine Gedanken, Sinne und Augen gar genau muß auf

„das Scheermesser und auf die Haare richten und nicht ver-
„gessen, wo er sei im Strich oder Schnitt (denn wenn er
„zugleich viel plaudern oder anderswohin denken oder gucken
„wollte, dürfte er wohl Einem Maul und Nase oder gar die
„Kehle abschneiden), also will ein jegliches Ding, so es wohl
„gemacht werden soll, die Menschen ganz haben, mit allen
„Sinnen und Gliedern. Wie viel mehr will das Gebet
„das Herz einig, ganz und alleine haben, soll's anders ein
„gut Gebet sein."

Von sich selbst gesteht Luther, daß er noch immer an dem Paternoster sauge, wie ein Kind, und sein nicht satt werden könne. Nicht nur aber an die gewöhnlichen Gebete des Tages hielt er sich. Oefters, wenn ihn sein Herz trieb, sah man ihn aufstehen, an das Fenster treten, Augen und Hände gen Himmel heben und gegen eine halbe Stunde beten. Besonders in verhängnißvollen Momenten des Lebens sehen wir ihn seine Gebetszuversicht auf erhebende Weise an den Tag legen. So einmal bei der Krankheit seines Freundes Melanchthon.

Es war im Jahre 1540, als Melanchthon auf einer Reise erkrankte und in Weimar darniederlag. Der Kurfürst ließ Luthern in seinem Wagen herbeiholen. Als dieser ankam, traf er den Freund in den letzten Zügen; die Augen waren gebrochen, die Besinnung gewichen, Sprache und Gehör verloren, das Angesicht entstellt, die Schläfe eingefallen. Luther erschrak gewaltig und sprach zu den Umstehenden:

„Behüte Gott, wie hat mir der Teufel dieses Organon*) geschändet!“ Dann wandte er sich nach dem Fenster, indem er der Gesellschaft den Rücken zukehrte, und flehte inbrünstig zu Gott. „Allhier“, bezeugte er später von sich selbst, „mußte mir unser Herrgott herhalten; denn ich warf „ihm den Sack vor die Thüre und rieb ihm die Ohren mit „allen Verheißungen des Gebets, die ich aus der heiligen „Schrift zu erzählen wußte, so daß er mich mußte erhören, „wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte.“ Als er sein Gebet geendet, ging er wieder an das Bett, nahm Melanchthon zuversichtlich bei der Hand und sprach: „Seid getrost, Philipp! Ihr werdet nicht sterben.“ Und siehe da, Melanchthon fing wieder an, Athem zu schöpfen; allmählig kehrte ihm die Besinnung zurück und in wenigen Tagen war er auf dem Wege der Besserung. —

Auch bei Myconius und seiner Katharina hatte einmal Luther's Gebet gleiche Wirkung. Er pflegte daher, so oft die Rede auf diesen Gegenstand kam, halb ernst, halb scherzend zu sagen: „Diese drei, Melanchthon, Myconius und meine Käthe habe ich vom Tode losgebetet.“

Nächst dem Gebet war die Arbeit und namentlich das Forschen in der Schrift Luther's tägliche Speise. Doch gönnte er sich nach den Stunden der Arbeit auch Stunden der Erholung, wo er sich entweder in der Drechslerkunst übte,

*) Werkzeug.

oder mit Gartenarbeit beschäftigte. An Melanchthon tadelte er es oft, daß er zu angestrengt arbeite. Als derselbe einst sogar bei Tische schrieb, nahm er ihm die Feder aus der Hand und sagte in dem Tone sanften Vorwurfs: „Man kann nicht alle Zeit mit der Arbeit, sondern auch mit Feiern und Ruhen Gott dienen; darum hat er das dritte Gebot gegeben und den Sabbath geboten." Bisweilen vergaß er jedoch die goldne Regel der Mäßigkeit, die er Andern gab. Als er einst mit der Auslegung des 22. Psalms beschäftigt war, der wegen der darin enthaltenen messianischen Weissagungen große Wichtigkeit für ihn hatte, schloß er sich mit etwas Brod und Salz in sein Studirzimmer ein und blieb drei Tage und drei Nächte unbeweglich an seinem Arbeitstische. Vergebens suchten ihn die Seinen im ganzen Hause und in dem anstoßenden Garten. Endlich wagte man es, die Thür seines Studirzimmers, die verschlossen war, mit Gewalt aufzusprengen. Erst jetzt erwachte Luther, der sich in einem Zustande völliger Geistesabwesenheit befunden hatte, aus seinem Traume. Er wollte erst den Eintretenden Vorwürfe machen; allein bald gab er sich zufrieden und kehrte in den Schooß seiner Familie zurück*).

Wie alle reine Gemüther, hatte Luther auch Sinn für die Schönheiten der Natur, in deren Tempel er gern ver-

*) Einen ähnlichen Vorfall aus Luther's Klosterleben theilten wir Bd. I, S. 116 und 117, mit.

weilte und auch hier seine theologischen Gedanken walten ließ. Da sah man ihn vor einem schönen Obstbaume in stiller Bewunderung stehen, dort eine Rose in der Hand wiegen und über deren wunderbaren Bau den Schöpfer loben, dort dem Vöglein zusehen, das sein Nest baute, und an ihm den Glauben stärken an den Vater, der die Vögel des Himmels nährt, dort wieder das fromme Auge zum gestirnten Himmel erhoben und sich in Gedanken verlieren über der Gestirne wunderbaren Lauf. Und wenn er gleich überall mit tiefer Wehmuth den Fall des Menschen bedauerte, der aus dem Paradiese nun verstoßen war, so baute sich sein Glaube doch selbst wieder ein neues Paradies aus den Bruchstücken der vor ihm liegenden Schöpfung. „Ach", seufzte er einst an einem schönen Frühlingstage, „ach, wie würde der Mensch, wenn Adam nicht gesündigt hätte, Gott in allen Creaturen erkannt, gelobt, geliebt und gepriesen haben, also daß er auch in dem kleinsten Blümlein Gottes Allmacht, Weisheit und Güte bedacht und gesehen hätte! Denn wahrlich, wer kann das ausdenken, wie Gott aus dürrem Erdreich schaffet so mancherlei Blümlein von so schönen Farben und so lieblichem Geruch, die kein Maler, noch Apotheker also machen könnte! Noch kann Gott grüne, gelbe, rothe, blaue, braune und allerlei Farben aus der Erde bringen. Das Alles hätten Adam und die Seinen*) zu Gottes

*) Wenn nämlich der Sündenfall nicht gewesen wäre.

Ehre gewandt, ihn gelobet und gepreiſet und aller Creaturen mit Dankſagung gebrauchet, deren wir jetzund mit einem Ekel und Unluſt brauchen, ja mißbrauchen, ohne alle Erkenntniß, gleich als wenn eine Kuh oder ein andres unvernünftiges Thier die allerſchönſten und beſten Blumen und Lilien mit Füßen tritt."

Auch die Gaben der Natur wußte Luther bekanntlich mit Dank und weiſer Mäßigung zu genießen und ſich ihrer im heitern, geſelligen Kreiſe zu freuen. Reifes, geſchmackvolles Obſt zog er allen Leckerbiſſen vor, und er meinte, auch Adam bei ſeinem noch unverdorbenen Geſchmack hätte dies gewiß lieber gegeſſen, als Rebhühner; das Obſt ſei aber auch damals viel beſſer geweſen; unſere ſchönſten Pfirſichen ſeien dagegen nur elende Holzäpfel. Die Gabe des Weinſtocks verſchmähte der Doctor Luther bekanntlich nicht, obwohl ſeine Autorität hierin von Vielen gemißbraucht worden ſein mag. Was es mit dem bekannten Sprüchlein auf ſich habe: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Geſang, der bleibt ein Narr ſein Lebelang", wiſſen wir nicht; wir haben es in keiner aktenmäßigen Nachricht verbürgt gefunden. Wohl aber pflegte er zu ſagen: „Man ſoll den Gäſten einen guten Trunk geben, daß ſie fröhlich werden, denn die Schrift ſagt: Das Brod ſtärket des Menſchen Herz, der Wein aber macht ihn fröhlich." Und wie ſein gelehrter Amtsbruder Philipp, ſo hielt auch er auf die verſchiedenen Sorten edler Weine, die ihm bei Gelegenheiten von Hochzeiten und andern Feier-

lichkeiten verehrt worden waren. Wenn er dann so an einem Ehrentage als freundlicher Wirth und ernster Hausvater an dem mit den Kindern besetzten Tische saß und zu Ehren einiger Freunde, eines Jonas, Bugenhagen, Amsdorf, oder eines fremden Gastes neben den selbstgezogenen Gartengewächsen eine Martinsgans oder gar ein Wildpret, das ihm der Kurfürst aus seiner herrschaftlichen Küche geschickt, oder einige Karpfen und Forellen, die er im eignen Fischteich gezogen, vorsetzen konnte, da war er, nach seinem eignen Geständniß, seliger, als mancher Fürst und Edelmann, da floß Ernst und Scherz in holdem Wechsel von seinen Lippen, und emsig sammelten dann die Gäste die geistigen Brosamen, welche vom Tische fielen, auf daß nichts umkomme. So entstand der größte Theil jener von Aurifaber veranstalteten Sammlung denkwürdiger Sprüche und Handlungen (Memoiren), die wir unter dem Namen der Tischreden besitzen, wovon freilich nicht immer Alles genau verbürgt sein dürfte.

Ziegler in seiner Biographie Bugenhagen's theilt ebenfalls einige solcher Tischanekdoten mit. Wir wollen wenigstens eine derselben hier anführen. Einst wetteiferten, als sie bei Camerarius versammelt waren, die Freunde Luther, Melanchthon und Bugenhagen mit einander, wer das kürzeste Tischgebet zu halten im Stande sei. Luther sagte: „Dominus Jesus sit potus et esus“ (Herr Jesus, sei getränkt und gespeist). Bugenhagen betete auf plattdeutsch: „Dit und dat, trocken und nat, gesegn' uns Gott.“ Melanchthon sagte

kurz und gut: „Benedictus benedicat“ (Der Gebenedeite gebe seinen Segen). Solche und ähnliche Züge zeigen, wie Männer, denen die wichtigsten Angelegenheiten oblagen, dennoch auch in trauter Freunde Mitte Raum hatten für die Fröhlichkeit und die unschuldigen Scherze des geselligen Lebens.

Am liebsten beschäftigte sich Luther in seinen Mußestunden mit der Musik. Sie war es, die das frohe Mahl ihm würzte und manche düstre Stunde ihm verscheuchte. Ueber und nach Tische sang er öfter oder schlug die Laute, und wenn er sich müde gearbeitet hatte und seinen Gedanken Einhalt thun wollte, dann richtete er eine Cantorei auf, d. h. er stellte ein kleines Hausconcert an, wobei ihn die Freunde unterstützten. Der bairische Componist Ludwig Senfl, den wir schon einmal erwähnten (B. II. S. 495) und der damals mehrere Psalmen in Musik brachte, war besonders von ihm hochgeschätzt. Luther selbst spielte mehrere Instrumente und that sich nicht wenig auf die Fortschritte zu gute, welche die Musik zu seiner Zeit gemacht hatte. Er meinte, der König David würde sich wundern, wenn er diese Fortschritte sähe. Er drang daher auch darauf, daß alle junge Leute Musik lernten; namentlich wollte er, daß Schullehrer und Prediger in dieser heiligen Kunst gebildet würden. In seinen Schriften finden sich viele Stellen, welche von seiner Liebe zur Musik Zeugniß geben. Eine derselben führten wir bereits früher an (Bd. I. S. 98); eine

andere ist folgende: „Es gefallen mir die zwo Uebungen „und Kurzweil am allerbesten, nämlich die Musika „und das Ritterspiel, mit Fechten, Ringen u. s. w. Unter „welchen die erste die Sorgen des Herzens und melancho„lische Gedanken vertreibet; das andere macht seine geschickte „Gliedmaßen am Leibe und erhält bei Gesundheit.“

Auch die weltliche Musik wußte er an ihrem Orte zu schätzen. Eben so urtheilte er mild über das Tanzen. „Es fraget sich“, sagte er, „ob das Tanzen, aus welchem die mei„sten Uebel zu entstehen pflegen, unter die Sünden zu rech„nen? Ob bei den Juden das Tanzen in Gebrauch gewe„sen oder nicht, weiß ich zwar nicht. Weil es aber bei uns „bräuchlich ist, Gäste zu bitten, sich zu putzen, zu essen, „fröhlich zu sein und also auch zu tanzen, so sehe ich nicht, „auf welche Weise diese Gewohnheit könne verworfen wer„den. Blos der Mißbrauch muß vermieden werden. Daß „Sünde und Böses begangen wird, ist nicht den Tänzen „zuzuschreiben. Wenn Alles ehrlich zugeht, wirst du mit „den übrigen Gästen wohl tanzen können. Glaube und Liebe „wird durch's Tanzen nicht vertrieben; sonst würde den Kin„dern der Gebrauch des Tanzens nicht können erlaubt wer„den.“ Hört es, ihr Mystiker, die ihr den Tanz so gern als Sünde verdammt! Ihr pflegt ja sonst immer auf Luther's Worte zu pochen; warum nehmt ihr sie hier nicht zur Richtschnur?

Der Verwandtſchaft des Gegenſtandes wegen mag hier auch angezeigt werden, was Luther urtheilte, als man ihn um ſeine Meinung darüber fragte, daß ein Schullehrer in Schleſien von ſeinen Zöglingen eine Komödie des römiſchen Dichters Terentius aufführen ließ. „Komödien zu ſpielen", antwortete er, „ſoll man um der Knaben willen in der „Schule nicht wehren, ſondern geſtatten und zulaſſen, erſtlich „damit ſie ſich üben in der lateiniſchen Sprache, zum andern, „weil in Komödien fein künſtlich erdichtet, abgemalet und „fürgeſtellet werden ſolche Perſonen, dadurch die Leute unter„richtet und ein Jeglicher ſeines Amts und Standes erinnert „und vermahnet werden, was einem Knecht, Herren, jungen „Geſellen und Alten gebührt, wohl anſteht und was er thun „ſoll. Ja, es wird darin fürgehalten und für die Augen „geſtellt aller Dignitäten Gnade, Aemter und Gebühr, wie „ſich ein Jeglicher in ſeinem Stande halten ſoll, im äußerli„chen Wandel, als in einem Spiegel. Zudem werden dar„innen beſchrieben und angezeigt die liſtigen Anſchläge von „Betrügereien der böſen Bälge, desgleichen was der Eltern „und jungen Knaben Amt ſei, wie ſie ihre Kinder und jun„gen Leute zum Eheſtande ziehen und halten ſollen, wenn es „Zeit mit ihnen ſei, und wie die Kinder den Eltern gehor„ſam ſein und freien ſollen. Solches wird in Komödien „fürgehalten, welches dann ſehr nützlich und wohl zu wiſſen „iſt; denn zum Regiment kann man nicht kommen, mag „auch daſſelbige nicht erhalten, denn durch den Eheſtand.

„Und Christen sollen Komödien nicht etwa deswegen fliehen, „weil bisweilen grobe Zoten und Büberei darin sind; wenn „dies ein Grund wäre, so dürfte man ja auch die Bibel „nicht lesen. Es ist daher eitel Thorheit, wenn Einer oder „der Andere unter solchem Vorwande den Christen das „Komödienlesen und Komödienspielen verbieten will."

Nur die gewissenhafteste Benutzung seiner Zeit machte es dem rastlosen Manne möglich, so Vieles und so vielerlei zu leisten, was ihm oblag. Außer seinen Vorlesungen predigte er sehr oft, bisweilen viermal des Tages. Die freundschaftlichen Verbindungen, worin er mit so vielen Personen stand, und das Vertrauen, das man in ihn setzte, legten ihm die Verbindlichkeit auf, unendlich viele Briefe zu lesen und zu beantworten, Gutachten und Bedenken über die verschiedenartigsten Fragen und Fälle abzugeben, zu trösten und zu ermahnen. Daneben hielten ihn seine Gegner, theils die Papisten, theils die Sacramentirer, beständig in Athem. Als Beweise des Vertrauens, das man in ihn setzte, mögen zwei Fälle dienen; der eine, daß ihm ein Mensch in der Beichte eine veruntreute Summe Geldes übergab, um sie dem Fürsten wieder zuzustellen; der andere, daß der berüchtigte Kohlhaas, der aus einem unbescholtenen Bürger durch Rechtsverweigerung zum Räuber und Mordbrenner geworden war, sich zu ihm begab und bei ihm communicirte. „Ich werde", schrieb er, „mit Briefen von allen Seiten überhäuft. Alle und Jede meinen, nur ihre Anliegen seien

es, die der müßige Luther zu besorgen habe, und können nicht warten und meinen, es müsse gleich ein Brief wieder da sein, sobald sie nur den ihrigen abgegeben haben. Ich kann ja doch wahrhaftig nicht als ein Einziger alle Anliegen Aller allein und plötzlich zugleich ausrichten."

Seiner Schriften waren so viele, daß er schrieb, er wisse die Zahl und den Namen derselben nicht genau. Nie nahm er Honorar für sie, obwohl ihm oft große Anerbietungen gemacht wurden und er selbige bei seinen beschränkten Vermögensumständen wohl hätte brauchen können. Seine Besoldung war sehr gering. Auch hätte er damit schwerlich sein Hausweſen bestreiten können, wenn ihm nicht seine fürstlichen Gönner zuweilen mit außerordentlichen Geschenken zu Hülfe gekommen wären. Besonders gern gab ihm der Kurfürst von Sachsen. Aber weit entfernt, von solcher Gnade öfteren Gebrauch zu machen, suchte der uneigennützige Mann derselben vielmehr Einhalt zu thun. Einst hatte ihm der Kurfürst braunes, leberfarbenes Tuch zu einem Anzug geschenkt. Bald darauf verehrte er ihm einen schwarzen Rock. Dies war unserm Luther zu viel. Er schrieb zurück: „Mir, als einem Prediger, gebühret nicht, Ueber„fluß zu haben, begehre es auch nicht. Bitte derohalben, „Eure Kurfürstliche Gnaden wollten harren, bis ich selber „klage und bitte, auf daß ich durch solch Zuvorkommen nicht „scheu werde, für Andere zu bitten, die solcher Gnade viel „würdiger sind."

Luther schämte sich zwar nicht, Liebesgaben und Geschenke anzunehmen, wenn sie ihm aus einem guten Herzen zu fließen schienen; dennoch aber blieb er lieber unabhängig und nahm nur dann Etwas an, wenn er's nöthig hatte. So hatte ihm der Kurfürst einen kleinen Antheil an einem Bergwerke (einen Kux) für seinen Sohn angetragen, was er ausschlug. Sein Freund Bugenhagen brachte ihm einst von einem Herrn 100 Gulden zum Geschenk. Luther nahm es aber durchaus nicht an, sondern gab die eine Hälfte dem Melanchthon, die andere dem Bugenhagen selbst, woraus sich ein edler Wettstreit der Großmuth unter den Freunden entspann. Indessen gelangte Luther doch zu einiger Wohlhabenheit. Nicht nur besaß er in und um Wittenberg Gärten und liegende Gründe, sondern verschaffte sich in der Folge auch zwei kleine Bauerngüter, Wachsdorf und Zeilsdorf, letzteres um 610 Gulden. Katharina besorgte auch dort die Wirthschaft, weshalb er sie oft scherzhaft seine liebe Frau Doctor Zeilsdorferin nannte. In einer Stube des Hauses, das er zu Zeilsdorf besaß, zeigt man noch heute über der Thür einen angeblich von ihm selbst hingeschriebenen Spruch. Er lautet: „Willst du Ruhe haben, so gehe nach Zeilsdorf."

Bei seinem geringen Einkommen war Luther höchst gastfrei und wohlthätig. Armen Studirenden gab er freien Tisch. Sein Haus stand allen Bedrängten, wie jedem Fremden, jedem Freunde offen. Nicht nur empfahl

er häufig Arme dem Kurfürsten und andern wohlthätigen Leuten, sondern er ging auch selbst mit gutem Beispiel voran. So besitzt man noch jetzt einen Zettel von seiner Hand, der an den Rath von Wittenberg gerichtet ist und auf welchem die Worte stehen: „Liebe Herren! Es muß aber dieser arme Gesell auch Hungers wegen davon. Nun hat er keine Zehrung, wie die Andern, und muß reisen. Weil er aber ein frommer und gelehrter Mann ist, muß man ihm helfen. So wisset ihr, daß meines Gebens ohnedies viel und täglich ist, daß ich nicht Alles kann erschwingen; bitte derohalben, ihr wollet ihm 30 Groschen geben. Wo nicht so viel, so gebet ihm 20, so will ich 10 geben. Wo nicht, so gebet die Hälfte, so will ich die andere Hälfte geben. Gott wird's wohl wieder geben."

Oft ereignete sich's, daß sein Vermögen zu geben hinter dem guten Willen zurückblieb, weil er zu vielfach in Anspruch genommen wurde. Einst kam ein armer Mann zu ihm und klagte ihm seine Noth. Luther's Baarschaft war zu Ende; seine Frau lag in den Wochen. Da gerieth ihr Luther hinter das Pathengeld ihrer Kinder und gab es dem Manne. Als die Frau dazu sauer sehen wollte, sagte er: „Liebe Käthe! Gott ist reich; er wird anderes bescheeren."

Ein andermal kam ein Student zu ihm, der von der Universität abgehen wollte, und bat ihn um einen Beitrag zur Reise. Luther gestand offen, daß er jetzt selber

kein Geld habe. Dem Jünglinge traten die Thränen in die Augen, und er ſagte: „Nun weiß ich Niemanden, zu dem ich gehen könnte.“ Da entbrannte das Herz des wohlthätigen Mannes, und mit feurigem Auge ſah er ſich nach Allem um, was im Zimmer war. Plötzlich fiel Ihm ein ſilberner und vergoldeter Becher in die Augen, den ihm der Kurfürſt geſchenkt hatte. Raſch ſchritt er darauf zu, nahm ihn und ſagte zu dem Bittenden: „Nimm du den Becher da und reiſe in Gottes Namen fort!“ Der junge Mann ſcheute ſich, ein ſo koſtbares Geſchenk zu nehmen, und Katharina ſchien durch ihre Miene zu fragen, ob er denn Alles verſchenken wolle. Aber Luther ergriff den Becher mit beiden Händen, drückte ihn zuſammen und reichte ihn dem armen Studenten mit den Worten: „Trag' ihn nur gleich zum Goldſchmied und verkaufe ihn! Ich brauche den ſilbernen Becher nicht.“

Wo er überhaupt Thränen trocknen, Freude ſtiften, heitere Geſichter um ſich ſchaffen konnte, da that er's, und that es ohne Rückſicht auf Lohn und Dank, meiſt im Stillen. Als er einſt mit Juſtus Jonas und einigen andern Freunden eine Spazierfahrt machte, gab Luther ein Almoſen und Jonas gab auch eins. „Wer weiß“, ſagte der Letztere, „wo mir's Gott wieder beſcheeret!“ Luther aber lachte ihm offen in's Geſicht und ſagte: „Gleich, als hätt' es euch Gott nicht zuvor gegeben! Frei, einfältig ſoll man geben, aus lauter Liebe, willig!“

Bei Hochzeiten und ähnlichen festlichen Gelegenheiten gab Luther gern schöne, kunstreiche und sinnige Geschenke. So verehrte er einmal auf einer Hochzeit in Koburg dem Brautpaare ein Salzfäßchen von Zinn, in Gestalt eines Rindes, füllte es mit Salz und legte ein Goldstück darauf, mit beigefügter schriftlicher Erklärung, daß in der Ehe drei besondere Stücke anzutreffen seien: Arbeit und Mühe, Verdruß und Widerwärtigkeit und endlich Freude und Gottes Segen.

Nicht selten kam es jedoch auch vor, daß er sich entschuldigen mußte, er habe aus Armuth nichts zu schenken. Als sich Spalatin auf sein Zureden verheirathet hatte, wünschte er ihm in einem herzlichen Briefe zu diesem Schritte Glück und setzte dann hinzu: „Ich armer Mann hätte dir wahrhaftig jenen goldnen Portugaleser geschickt, welchen du meinem Weibe geschenkt hattest, wenn ich nicht gefürchtet hätte, es könnte dich beleidigen. So schicke ich dir ein anderes Stück, das mir noch übrig ist, und weiß nicht, ob es auch einmal dein war. Aus der kleinen und geringen Gabe aber erkenne die allergrößte Freundschaft meines Gemüths! Aber was braucht's der Worte? Ich weiß wohl, daß du mich besser kennst, als daß es meiner Versicherung bedürfte."

Weil Luther ein Freund von Münzen war, schickte ihm Spalatin oft neugeschlagene Stücke. Darauf erhielt er einmal zur Antwort: „Meine Mansfelder haben mir die

„Goldmünzen, die du mir unlängst überschicktest, abgebettelt „und ich will keine neuen haben; sie würden mir sie auch „wieder abbetteln. Ich soll nichts Eigenes haben."

Zu Luther's wohlthätigem Sinne gesellte sich die freundlichste Herablassung, welche er selbst gegen die Geringsten im Volke bewies. Auch davon ein Beispiel. Ein Fuhrmann, welcher angesehene Personen nach Wittenberg gefahren hatte, wünschte sehnlich, den wahren und rechten Papst, wie er sich ausdrückte und wie Luther von dem großen Haufen genannt wurde, zu sehen. Er ging daher zu Luther's Wohnung, klopfte an die Thür und bat, eingelassen zu werden. Luther saß gerade am Tisch, als sein Famulus Wolfgang mit den Worten in's Zimmer trat: „Ein Fuhrmann ist da." — „Wer ist da?" fragte Luther. — „Ein guter Mensch," erwiederte Wolfgang, „der Euer Würden zu sehen wünscht." — Luther ließ ihn sogleich herein kommen, und da der Fuhrmann sich schüchtern und ehrerbietig an die Thür stellte, hieß er ihn näher an den Tisch treten, schüttelte ihm traulich die Hand und trank ihm aus seinem Glase zu, was damals das größte Zeichen der Freundschaft war. Zuletzt entließ er ihn mit den Worten: „Wenn du heim kommst, so sage: ich habe Doctor Luthern, den größten Erzketzer, bei der Hand gehabt." Der arme Mann war ganz entzückt über die erfahrene Ehre und rühmte sich aller Orten, er habe mit Doctor Luthern an einem Tische gesessen.

Vorzüglich leutselig benahm sich Luther gegen die Bergleute. Seine Zuneigung zu diesem Stande war erklärlich, weil er selbst aus demselben entsprossen war. Bei jeder sich darbietenden Gelegenheit bewies er den schlichten, frommen Leuten seine Gunst. Unter Anderm wird Folgendes von ihm erzählt. Als er bewirkt hatte, daß die katholischen Gebräuche und namentlich die Feier der Fastnacht in Wittenberg abgeschafft worden waren, wollte er doch ehrbare Belustigung und vergnügliche Kurzweil nicht wehren, wiewohl er für seine Person eine an ihn ergangene Einladung des Raths zu Wittenberg zur Theilnahme an einem fröhlichen Abende ablehnte. Auch wurden mehrere vermummte und verkleidete Personen vor seinem Hause abgewiesen. Als aber eine in Bergleute verkleidete Truppe Einlaß begehrte, erhielt sie denselben sogleich. Luther sagte: „Die laßt mir herein! Das sind meine Landsleute und meines lieben Vaters Schlägelgesellen. Den Leuten, weil sie die ganze Woche unter dem Boden stecken, in bösem Wetter und Schwaden, muß man bisweilen ihre ehrliche Ergötzung und Erquickung gönnen und zulassen." Darauf trat die Gesellschaft vor seinen Tisch und setzte ihr Schachspiel auf, und Luther, als ein geübter Schachspieler, nahm's mit ihnen auf, wobei er bemerkte, daß, wer in diesem Spiele und in den Schachten der Berge keinen Schaden nehmen wolle, seine Augen nicht in die Tasche stecken dürfe, denn an beiden Orten thue Aufmerksamkeit noth. Luther machte seinen

Schachgesellen matt und Letzterer ließ ihm das Spiel zum Andenken. Die Gesellschaft blieb hierauf noch lange bei Luthern, war in Züchten und Ehren fröhlich, sang muntere Lieder und trieb allerhand höfliche Kurzweil ohne Leichtfertigkeit.

Luther's Leutseligkeit und Milde veranlaßten ihn auch öfters, bei dem Kurfürsten um die Begnädigung von Verurtheilten einzukommen. So bat er manchmal für Diebe, bis er, durch vielfache Erfahrungen gewitzigt, endlich zu der Ueberzeugung kam, daß der beste Ort für Diebe der Galgen sei. Er sagt darüber selbst: „Wer den Tod verdienet hat, „mit dem nur hinweg! Wie die Diebe, welche nirgends „besser aufgehoben sind, als am Galgen. Ich habe Etliche „losgebeten, aber wenige, die nicht etliche Tage darnach doch „noch gehängt wurden."

Durch häufigen Umgang mit Menschen aus allen Ständen hatte sich Luther eine Menschenkenntniß und eine Scharfsichtigkeit erworben, die nicht leicht zu täuschen war. Er beurtheilte die Charactere fremder, ihm gänzlich unbekannter Personen oft mit überraschender Richtigkeit. So war er einmal nach Johann's des Beständigen Tode bei dessen Sohne, dem Kurfürsten Johann Friedrich, zur Tafel. An derselben Tafel saß der junge Herzog Moritz, ein Sohn des Herzogs Heinrich von Freiberg, der an dem Hofe seines kurfürstlichen Verwandten erzogen wurde. Johann Friedrich fragte Luthern leise, was er von seinem jungen Vetter halte. Luther erwiederte: „Wenn Eure Kurfürstliche

Gnaden nur nicht einen jungen Löwen erziehen!" Und Moritz war in der That ein junger Löwe, der später, als er zum Bewußtsein seiner Manneskraft gekommen war, seine Mähnen schüttelte, die Macht seines Vetters zerstäubte und ihm Land und Kurwürde raubte!

Gemäß der im alten Testamente herrschenden religiösen Anschauungsweise, betrachtete Luther die Schicksale der Könige und Völker, der Einzelnen und der Massen als abhängig von der stets eingreifenden Hand Gottes. Daher kam es, daß er menschliche Rathschläge, Klugheit und Vorsicht gering schätzte, gegenüber der göttlichen Wirksamkeit, daß er unter den niederschlagendsten Aussichten getrosten Muth behielt und die Berechnungen der menschlichen Kurzsichtigkeit über Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit künftiger Erfolge belächelte. Er that dann oft Aussprüche, die, durch die Folgezeit bestätigt, ihm bei seinen Anhängern den Namen eines Propheten erwarben. Auch hierzu wollen wir einige Belege liefern.

Herzog Friedrich, der älteste Sohn Herzog Georg's und, wie dieser, ein erbitterter Gegner der Reformation, sagte einst zu seiner Umgebung: „Ist mein Vater eisern gegen die Evangelischen, so werde ich, wenn ich zur Regierung komme, stählern gegen dieselben sein." Als Luthern diese Aeußerung hinterbracht ward, versetzte er lächelnd: „Wenn sich doch Herzog Friedrich um ein seliges Ende bekümmerte!" — Wirklich starb Herzog Friedrich bald darnach.

Ein andermal hatte Herzog Georg geſchworen: „So wahr ich Georg heiße, ſo gewiß ſoll die verdammte ketzeriſche Lehre nun und nimmermehr in meinem Lande ſich einniſten!“ Auch dies kam Luthern zu Ohren, und mit hoher Zuverſicht rief er aus: „Und ſo wahr ich Luther heiße, ſo gewiß werde ich noch in Leipzig predigen!“ — Der Erfolg iſt bekannt. Die Söhne Georg's ſtarben alle und bald folgte er ſelbſt ihnen im Tode nach. Georg's Bruder und Nachfolger, Herzog Heinrich, war der Reformation zugethan und führte dieſelbe ohne Weiteres in den neuerworbenen Landen ein. In Folge deſſen hielt Luther 1539 die erſte evangeliſche Predigt in Leipzig.

Schließlich wollen wir noch, obgleich dies früher hätte erwähnt werden ſollen, eines Schreibens gedenken, woraus erhellt, wie Luther auch treue Dienſte ſeiner Untergebenen zu belohnen ſuchte. Dieſes Schreiben, das 1532 abgefaßt und an Katharinen gerichtet iſt, lautet alſo: „Weil Johannes wegzeucht, ſo wills die Noth und Ehre fordern, daß „ich ihn laſſe ehrlich von mir kommen. Denn du weißt, „daß er treulich und fleißig gedient und wahrlich dem Evangelio nach ſich demüthig gehalten und Alles gethan und „gelitten hat. Darum denke du, wie oftmals wir haben „böſen Buben und undankbaren Schülern gegeben, was „Alles verloren geweſen iſt. So greif dich nun hier an „und laß es einem ſolchen frommen Geſellen nicht mangeln, „da du weißt, daß es wohl angelegt iſt. Ich weiß wohl,

„daß wenig da iſt. Aber ich gäbe gerne 10 Gulden, wenn „ich ſie hätte. Aber unter 5 Gulden ſollſt du ihm nicht „geben; darum bitte ich. Laß es ja nicht fehlen, ſo lange „ein Becher da iſt! Denke, wo du es her kriegeſt! Gott „wird wohl Andres geben. Das weiß ich.“

So haben wir denn den Gottesmann Martin Luther geſehen in ſeinem häuslichen Walten, in ſeinem Gebet, an ſeiner Arbeit, in ſeiner Erholung, im Kreiſe der Seinen, auf dem Krankenlager und an der heitern Tafelrunde, mitten in der freien Natur, unter Sang und Klang, unter Weh und Ach, unter traurigen und fröhlichen Menſchen, und überall haben wir eine große, edle Natur gefunden, ein treues, deutſches Herz, ein chriſtliches Gemüth, einen tapfern, biedern Mannesſinn bei kindlicher Einfalt und Demuth. Wir haben auch hier Gelegenheit gehabt, zu ſehen, wie ein tüchtiges Leben überall daſſelbe iſt, in welchem Scherz und Ernſt ſich begegnen, wie freundliche Geſchwiſter, alſo daß auch aus dem Niedrigſten das Höchſte hervorleuchtet, wie aus dem reinen Demant der Strahl der flammenden Sonne. Wir treten jetzt aus dem friedlichen Hauſe wieder heraus auf den offenen Kampfplatz. Wir wenden uns nun von der Perſon zu der Sache und nehmen den Faden der allgemeinen Geſchichtserzählung wieder auf, wo wir ihn gelaſſen haben.

Zehntes Capitel.

Die Packischen Händel. Der Reichstag zu Speier. 1528—1529.

Wie hart der Richterspruch für die Bekenner
Der neuen Lehre ausfällt dort zu Speier,
Der Lehre, die die Gegner sündlich nannten,
Sie bleiben fest im Glauben, treue Männer,
Und sie erheben Stirn und Rede freier
Und sprechen kühn und werden Protestanten.
Bechstein's „Luther".

Während in den dem Evangelium zugethanen Ländern durch die Kirchenvisitationen der neue Cultus geordnet und so die Lehre selbst befestigt wurde, drohte eine am politischen Horizonte aufsteigende Gewitterwolke die junge, frische Saat mit einem Schlage zu vernichten. Diese gewitterschwangre Wolke waren die sogenannten Packischen Händel, welche beinahe einen Religionskrieg herbeigeführt hätten. Ihr Urheber war Dr. Otto von Pack, ein meißnischer Edel-

mann und geschickter Jurist, damals Rath und Vicekanzler des Herzogs Georg. Von dem Letzteren oft zu Sendungen an den Hof seines Schwiegersohns, des Landgrafen Philipp von Hessen, gebraucht, hatte Pack Gelegenheit gehabt, den Character des jungen Landgrafen und namentlich dessen Hinneigung zum Argwohn gegen die katholischen Reichsstände kennen zu lernen. Dies benutzend, theilte er demselben im Jahre 1527 mit, daß am 6. Mai dieses Jahres unter den mächtigsten katholischen Reichsfürsten ein Bündniß gegen ihn und den Kurfürsten von Sachsen zu Breslau geschlossen worden sei. Zur Bestätigung seiner Behauptung zeigte er dem Landgrafen eine Abschrift der Bundesformel und versprach auch, ihm gegen eine angemessene Belohnung das Original selbst vorzulegen. Wirklich wies er im Februar 1528 dem deshalb nach Dresden gereisten Landgrafen eine mit dem sächsischen Kanzleisiegel und dem Handpetschaft des Herzogs Georg versehene Copie des Originals der Bundesurkunde vor und gestattete gegen eine runde Summe von 4000 Gulden dem landgräflichen Secretär, eine Abschrift davon zu nehmen.

In diesem Documente nun glaubte der Landgraf die Bestätigung aller seiner Vermuthungen zu finden. Und allerdings war darin von einem Bündnisse der Kurfürsten von Mainz und Brandenburg, des Erzbischofs von Salzburg, der Bischöfe von Bamberg und Würzburg, der Herzöge Wilhelm und Ludwig von Baiern und Georg's von Sach-

sen mit dem Könige Ferdinand die Rede. Der wesentliche Inhalt ihrer Uebereinkunft war, daß sie zuvörderst Ferdinanden gegen den Woiwoden von Siebenbürgen kräftige Hülfe leisten, dann aber den Kurfürsten Johann von Sachsen mit Krieg überziehen und seines Landes berauben wollten, falls er sich nämlich weigere, Luthern, den gefährlichen Ketzer, nebst seinen Anhängern auszuliefern und überhaupt das ganze Religionswesen wieder in den vorigen Stand zu setzen. Gleichergestalt solle der hessische Landgraf, wenn er bei der neuen Lehre beharre, aus dem Lande gejagt werden und dieses an die Verbündeten fallen. Doch wolle man ihm, mit Rücksicht auf seine Jugend, wenn er sich von seinen Irrthümern bekehre, das Seinige unentgeldlich wiedererstatten. Auch die Stadt Magdeburg sollte ihrem Erzbischofe wieder unterwürfig gemacht werden. Die Contingente der durch einen schweren Eid verpflichteten Bundesgenossen an Mannen und Geld waren genau bestimmt; desgleichen der Plan zu einem gleichmäßigen Angriff.

Der Landgraf, der nicht im Geringsten an der Aechtheit dieses Bündnisses zweifelte, eilte sogleich nach Weimar zu dem Kurfürsten Johann und machte ihm die dringendsten Vorstellungen, schnelle Maaßregeln zu ergreifen. Johann, obschon sonst sehr bedächtig, ließ sich doch durch die Macht der Ueberraschung zu einem Vertrage mit fortreißen, der am 9. März 1528 geschlossen wurde und worin beide Fürsten sich verpflichteten, zum gegenseitigen Schutze eine Armee von

26,000 Mann aufzubringen, so wie eine Kriegskasse von 600,000 Gulden zu errichten. Auch von andern Fürsten und verschiedenen Reichsstädten hoffte man unterstützt zu werden. Philipp reiste deshalb selbst nach Nürnberg und Ansbach, während Pack nach Polen geschickt wurde, um den Polenkönig, so wie später den König von Dänemark und den Herzog Albrecht von Preußen für die Sache Sachsens und Hessens zu gewinnen.

Schon sammelten sich die Hessen bei Herrenbreitungen und die sächsischen Truppen am Thüringer Walde; denn man war überein gekommen, den Angriff nicht erst abzuwarten, sondern selbst zu beginnen. Da hörte Kurfürst Johann noch einmal den Rath seiner Wittenberger Theologen. Diese riethen aber von dem Angriffe ab und bestanden darauf, daß man blos vertheidigungsweise zu Werke gehen solle. Umsonst drang der feurige Landgraf auf ein rasches Vorschreiten; der Kurfürst, der seinen Sohn mit bestimmter Anweisung an ihn sandte, zwang ihn zur Nachgiebigkeit, und Philipp von Hessen war genöthigt, Luther's Rath zu befolgen und die Entdeckung des Breslauer Bundes den „Mordfürsten" bekannt zu machen. Vor Allem sandte er eine Copie des betreffenden Documents an seinen Schwiegervater, den Herzog Georg, und versicherte in dem beigelegten Briefe, „daß er dem Teufelsdienste weder von Neuem anhangen, noch auch ruhig abwarten wolle, bis die Metten verschlafen wäre."

Die Antwort auf dieſes Schreiben erfolgte ſehr bald; allein ſie war anders, als der Landgraf erwartet hatte. Der Herzog leugnete in beſtimmten Ausdrücken das ganze Bündniß ab und bezeichnete den, der ſein Vorhandenſein behauptet habe, als einen ehrloſen Böſewicht. Aehnliche Antworten gingen von den übrigen beleidigten Fürſten ein, und man verlangte, daß der Landgraf den Verleumder nenne, wenn er nicht ſelbſt für den Erfinder dieſer Nachricht gehalten ſein wolle. Philipp nannte nun den zu ihm geflohenen Otto von Pack als den Urheber des Gerüchtes, ließ denſelben auch verhaften und in Gegenwart mehrerer fürſtlichen Geſandten ein Verhör mit ihm anſtellen (am 20. Juli 1528). Aber Pack nahm nicht das Geringſte von dem zurück, was er bereits dem Landgrafen entdeckt hatte. Er behauptete, eine Originalurkunde über das Breslauer Bündniß ſei allerdings im Dresdener Archiv vorhanden geweſen, aber ſpäter zerriſſen worden, weil vermuthlich Herzog Georg vom Bunde zurückgetreten ſei. Die dem Landgrafen gezeigte Copie habe er, Pack, ſelbſt vernichtet, weil er das Siegel nicht wieder habe in Ordnung bringen können. Doch ſtellte es ſich heraus, daß das von ihm als Schreiber dieſer Copie genannte Individuum, ein gewiſſer Wuriſyn, zu jener Zeit gar nicht in Dresden geweſen ſei, ſondern als flüchtiger Schuldner im Lande umhergeirrt habe.

Die anweſenden Geſandten (es waren die des Königs Ferdinand, der Kurfürſten von Trier, Pfalz und Branden-

burg und des Herzogs Georg von Sachsen) verlangten nun, daß ihnen Pack ausgeliefert werde, damit man ihn durch die Folter zu einem aufrichtigen Geständniß bringen könne. Dies gab jedoch der Landgraf nicht zu, verwies ihn aber bald darauf aus seinen Landen. Pack irrte nunmehr in verschiedenen Staaten umher, ward aber überall durch Herzog Georg verfolgt und vertrieben, bis er endlich im Jahre 1536 zu Vilvörden in den Niederlanden diesem seinen unversöhnlichen Feinde in die Hände fiel, welcher ihm dann auch sofort den Prozeß machen und den Kopf abschlagen ließ.

Bei alledem mußte Landgraf Philipp, ehe er die Waffen niederlegte, 100,000 Thaler Entschädigung für die aufgewendeten Kriegskosten erhalten. Aus der Bereitwilligkeit, mit welcher diese Summe von den des Breslauer Bundes verdächtigen Fürsten aufgebracht wurde, wollen manche neuere Schriftsteller*) schließen, daß wirklich irgend ein geheimer Plan im Werke gewesen, jedoch nicht zur Reife gelangt sei. Von den Zeitgenossen Pack's waren ebenfalls Viele dieser Meinung. Selbst Luther, wiewohl er redlich vom Kriege abgerathen hatte, konnte sich nicht ganz davon überzeugen, daß der „Breslauer Höllenbund," wie er ihn nannte, eine reine Erdichtung gewesen sei. Da er dies gar nicht ver-

*) Vgl. unter Andern Weiße's sächsische Geschichte, Thl. III, S. 80.

heimlichte, so gerieth er deswegen mit Herzog Georg, der es erfuhr, in einen verdrießlichen Briefwechsel.

Am reinsten bei der ganzen Sache hatte sich der Kurfürst Johann von Sachsen zu halten gewußt. Er verzichtete auf jede Entschädigung, und am 11. Juni 1528 schloß er nebst Philipp von Hessen mit dem Kurfürsten Albrecht von Mainz zu Staßfurth einen Vertrag, daß keiner den Andern bekriegen oder beschädigen wolle. Kurfürst Albrecht, dieser bisher so thätige Eiferer für das alte geistliche Interesse, gestattete geldbedürftig den Evangelischgesinnten im Magdeburgischen und Halberstädtischen schon damals für Geld und gute Worte freie Uebung der Religion.

Die bereits gezückten Schwerter waren also wieder in die Scheide gestoßen. Nichtsdestoweniger hatte sich das Mißtrauen auf beiden Seiten eher vermehrt, als vermindert. Unterdessen war auch der Türkenkrieg ernster geworden, als je. Sultan Soliman war, um, seinem Versprechen gemäß, dem Woiwoden von Siebenbürgen, Johannes Zapolya, zur ungarischen Krone zu verhelfen, mit zahllosen Völkern aufgebrochen und hatte gewaltige Fortschritte gemacht, so daß man ihn, zum Schrecken Europas, bald darauf, im Herbste 1529, vor den Thoren Wiens sah.

Unter solchen gefahrvollen Auspicien versammelte sich im Frühlinge 1529 der Reichstag zu Speier, welchen Kaiser Karl im August 1528 von Valladolid in Spanien aus berufen hatte. Die Gegenstände desselben sollten die Rüstun-

gen gegen die Türken, die vorgekommenen Störungen des Landfriedens und vor Allem die Religionsneuerungen sein. Der Reichstag wurde sehr zahlreich beschickt. Philipp von Hessen erschien wohlbepanzert mit zweihundert geharnischten Rittern. Johann der Beständige hatte nur wenige Bewaffnete in seinem Gefolge, aber dafür eine auserlesene Schaar von Theologen, unter ihnen Philipp Melanchthon. Beide Fürsten hielten in ihren Herbergen allsonntäglich evangelischen Gottesdienst, wozu sich oft mehr als achttausend Menschen drängten. Von katholischer Seite trafen in Speier ein: der König Ferdinand, der Herzog Wilhelm von Baiern, viele andere weltliche Stände und so viele Bischöfe, als man lange Zeit nicht auf einem Reichstage gesehen. Melanchthon machte in Bezug auf Letztere die Bemerkung: „man hätte es schon in ihren Mienen lesen können, was sie gegen die Anhänger Luther's im Schilde führten." Als päpstlicher Legat fungirte diesmal Giovanni Toma Pico, Graf von Mirandola. Zu den kaiserlichen Commissarien waren von Karln, der immer noch in Spanien zurückgehalten wurde, ernannt worden: sein Bruder, König Ferdinand, als oberster Statthalter, Bischof Balthasar von Malten, als Orator, ferner Herzog Erich von Braunschweig, Bischof Bernhard von Trient, Pfalzgraf Friedrich und Herzog Wilhelm von Baiern.

Aber wie sehr hatten sich in dem kurzen Zeitraume von drei Jahren die Tendenzen der Mehrheit der Stände geän-

dert! Während auf dem im Jahre 1526 zu Speier gehaltenen Reichstage so günstige Beschlüsse für die Evangelischen erzielt worden waren (s. Bd. III, Cap. 6), trat diesmal die gegenseitige Abneigung beider Religionsparteien auf eine furchtbar grelle und bedauerliche Weise hervor. Die Katholiken stützten sich auf die ihnen wohlbekannten Gesinnungen des Kaisers, und wirklich gelang es ihnen, durch ihre Anmaßung Viele, die sich früher zum Lutherthume hingeneigt hatten, einzuschüchtern und zur Umkehr zu bewegen. So fingen die Herzöge von Mecklenburg an, in ihrem Glauben zu wanken. Der Kurfürst von der Pfalz, auf den die Evangelischen mit Bestimmtheit zählen zu können geglaubt hatten, verbot, als der Reichstag angegangen war, seinen Leuten, in die Predigten der sächsischen und hessischen Geistlichen zu gehen. Graf Albrecht von Mansfeld schrieb betrübt nach Hause: „Pfalz kennet kein Sachsen mehr." Gegen den Kurfürsten Johann setzte man die gewöhnliche Höflichkeit eines Besuchs aus den Augen. Die kaiserlichen Commissarien suchten aus allen Kräften zwischen den evangelischen Fürsten und Reichsstädten und namentlich zwischen den Lutherisch- und Zwinglischgesinnten Zwiespalt zu stiften. Kurz, stärker, als jemals auf einem Reichstage, verrieth sich der Geist der Rache und des Hasses und die planmäßige Absicht, die evangelischen Glaubensgenossen zu verderben.

Am 15. März 1529 traten die Commissarien Karl's V. mit einer kaiserlichen Proposition hervor, welche verlangte,

daß der frühere Speierſche Reichstagsbeſchluß widerrufen werden ſolle, „weil aus ihm großer Unrath und Mißverſtand wider den heiligen chriſtlichen Glauben und Ungehorſam gegen die Obrigkeiten erfolgt ſei.“ An ſeine Stelle ſollte eine andere Anordnung treten, welche die geiſtlichen Gewalthaber begünſtigte. Zur Begutachtung dieſes Vorſchlags wurde ein Ausſchuß niedergeſetzt, in welchem die Altgläubigen die Oberhand hatten, indem von 14 Mitgliedern höchſtens 4 der evangeliſchen Partei angehörten. Das verlangte Gutachten konnte daher nicht anders als zu Gunſten der kaiſerlichen Forderung ausfallen, worauf ſich die Mehrheit der Stände zu dem Beſchluſſe vereinigte, daß Diejenigen, welche bisher bei dem Wormſer Edicte geblieben ſeien, auch fernerhin bei demſelben verharren und ihre Unterthanen dazu anhalten ſollten. Diejenigen Stände aber, welche davon abgewichen wären und in deren Landen die neue Lehre ohne große Gefahr nicht abgeſchafft werden könnte, ſollten wenigſtens keine weiteren Neuerungen vornehmen und namentlich die Haltung und Anhörung der Meſſe nicht verbieten.

Das mochte den evangeliſchen Ständen nicht blos als eine Hemmung des Reformationswerkes, ſondern in der That als eine Wiederherſtellung der biſchöflichen Gewalt erſcheinen, die ſie, geſtützt auf den früheren Speierſchen Beſchluß, in ihren Landen ausgeſchloſſen hatten. Und wie unangenehm vollends die evangeliſchen Theologen davon berührt

wurden, bewiesen dieselben durch ihre Erklärung, „daß die Altäre Baals nicht neben denen des wahren Gottes wieder aufgerichtet werden dürften.“ Schon am 12. April mußte daher der kursächsische Gesandte von Minkwitz dem Reichstage anzeigen, daß die evangelische Partei die Beschlüsse der Mehrheit nicht zu gesetzlicher Kraft gelangen lassen werde. Zu gleicher Zeit mußte derselbe eine förmliche Gegenerklärung überreichen, worin die Gründe, welche man evangelischerseits gegen jene Beschlüsse habe, ausführlich dargelegt waren. So triftig indeß diese Gründe waren, so machten sie gleichwohl bei den Katholiken keinen Eindruck, und am 19. April erfolgte ein Reichstagsbeschluß, in welchem den Lutheranern angedeutet wurde, sich nach den meisten Stimmen zu fügen. Letztere aber traten sogleich zusammen und übergaben schon am folgenden Tage, als dem 20. April, dem Ungarkönige Ferdinand, so wie den übrigen kaiserlichen Commissarien eine schriftliche Verwahrung oder Protestation gegen den ebenerwähnten Beschluß und erhielten davon — was geschichtlich von Bedeutung ist — den noch jetzt üblichen Namen Protestanten.

Dieser Name könnte leicht zu der Mißdeutung führen (und er hat bereits dazu geführt), als ob das Wesen der gereinigten Lehre einzig und allein in's Protestiren und Verneinen zu setzen sei. Dem ist aber nicht so. Der Name „Protestant“ bedeutet einen Christen, der sich in Sachen der Religion keiner menschlichen Willkühr unterwirft, der die

Zeugnisse für die Wahrheit seines Glaubens nicht von Kirchenautoritäten, sondern allein von haltbaren Gründen entlehnt. Vergesse man doch ja nicht, daß der Protestantismus der Reformation ein evangelischer Protestantismus heißt, daß er nur darum die Mißbräuche verneinte, um desto kräftiger die ewige, göttliche Wahrheit des Christenthums zu bekennen: So wird uns der Name niemals irre führen*). Die Protestation war unterschrieben von dem Kurfürsten Johann von Sachsen, dem Landgrafen Philipp von Hessen, dem Markgrafen Georg von Brandenburg, den Herzögen Ernst und Franz von Lüneburg, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt, ingleichen von vierzehn schwäbischen und fränkischen Reichsstädten, nämlich Straßburg, Nürnberg, Ulm, Kostnitz, Memmingen, Lindau, Kempten, Reutlingen, Heilbronn, Isny, Nördlingen, St. Gallen, Windsheim und Weißenburg. Sie enthielt nachstehende Punkte:

1) Es sei durchaus nicht von dem vorigen Reichstagsbeschlusse abzuweichen, vermöge dessen bis zu Einberufung einer Kirchenversammlung einem Jeden freie Religionsübung zugestanden worden sei. Man müsse folglich dem nicht zuwider handeln, was man damals mit Eid und Siegel bestätigt habe.

*) Ein Mehreres über diesen Gegenstand s. in Dr. Rosenmüller's Schrift: „Warum nennen wir uns Protestanten". Leipzig, 1790.

2) Sie, die Protestanten, wollten zwar kaiserlicher Majestät in allen Dingen treu und gehorsam sein; allein die gegenwärtige Sache betreffe nicht weltliche Angelegenheiten, sondern das Heil der Seele und die ewige Seligkeit.

3) Man habe jederzeit eingesehen, daß nur eine allgemeine, freie, vom Papste unabhängige Kirchenversammlung die Religionszwistigkeiten beilegen könne; aber es werde dazu keine Anstalt gemacht, sondern man wolle vielmehr Denen, welche in der Lehre und Kirchenordnung von den Katholiken abgewichen wären, verbieten, in ihren bessern Einsichten zu wachsen, ein Gebot, welchem sie sich nicht unterwerfen könnten, weil sie sonst ihren bisherigen Glauben als irrig erklären müßten, was nichts anders wäre, als eine Verleugnung Christi und seines heiligen Wortes.

Würde nun — hieß es am Schlusse — die Gegenpartei diese Gründe nicht in Erwägung ziehen, so protestirten sie hiermit öffentlich vor Gott, unserm ewigen Erschaffer und Erhalter, der allein unsre Herzen erforsche und recht richten werde; ferner protestirten sie auch vor allen Menschen und Creaturen, daß sie in obgedachten Reichstagsbeschluß nicht zu willigen gesonnen wären.

Als Ferdinanden und den übrigen kaiserlichen Commissarien diese Protestation übergeben wurde, weigerten sie sich, solche anzunehmen. Ja, sie trieben ihren Starrsinn so weit, daß sie sich sogar der Aufnahme derselben in den Reichstagsabschied widersetzten. Nun riß aber den evan-

gelischen Ständen die Geduld. Sie appellirten am 25. April von den Beschlüssen des Reichstags an den Kaiser, an die versprochene nächste Kirchenversammlung oder auch an eine Versammlung der deutschen Nation und verließen dann ungesäumt Speier. Aus der Türkenhülfe wurde nun auch nichts, da man sich über die Religionsangelegenheiten nicht vereinigt hatte. Unterdessen berannte Sultan Soliman Wien mit furchtbarer Wuth, und hätte sich der feurige Muth des Helden nicht an den festen Mauern der von dem tapfern Nikolaus von Salm wohlvertheidigten Stadt gebrochen, so wäre damals ohne Zweifel das ganze westliche Europa von der Türkengeißel überschwemmt worden.

Gleich nach geendigtem Reichstage kamen die protestirenden Stände in Nürnberg zusammen und beschlossen, ihre Protestation und Appellation selbst an den Kaiser nach Spanien zu schicken. Sie erwählten dazu eine Gesandtschaft, welche sie aus folgenden drei Personen zusammensetzten: Johann Ehinger, Bürgermeister zu Memmingen, Michael von Kaden, Syndicus zu Nürnberg, und Alexius Frauentraut, Secretär des Markgrafen Georg von Brandenburg. Diese drei Gesandten hörten unterwegs, daß der Kaiser Spanien verlassen habe, um sich nach Italien zu begeben. Sie nahmen also ihren Weg statt nach Spanien gleich nach Italien, trafen auch den Kaiser in Piacenza, erhielten aber nach langem Warten eine sehr ungnädige Antwort, welche zum erstenmale mit der Drohung für die

evangelische Partei begleitet war, daß der Kaiser sich genöthigt sehen werde, zur Erhaltung des schuldigen Gehorsams im Reiche mit ernstlichen Strafen gegen sie zu verfahren, sofern sie nicht von ihrer Protestation abstehen und den Reichstagsbeschluß annehmen wolle. Von der Appellation mochte der aufgebrachte Monarch gar nichts wissen, und als die Gesandten dieselbe trotzdem zu übergeben wagten, ließ er sie alle drei verhaften (am 13. October 1529). Hierauf reiste er nach Bologna und die Gesandten mußten mit. Unterwegs aber, in Parma, gab er Ehingern und Frauentrauten die Freiheit wieder (am 25. October), während ihm Kaden, der sich seinen besondern Haß zugezogen, nach Bologna folgen mußte. Doch hier gelang es auch diesem zu entfliehen, worauf sich derselbe schleunig nach Nürnberg zurückbegab.

Während dieser Vorgänge waren die evangelischen Stände daheim nicht müßig, sondern hielten fleißige Berathschlagungen, was zu thun sei, falls die Abgeordneten unbillig beschieden würden. Leider hatten ihre Berathungen keinen sonderlichen Erfolg. Zuerst kamen sie zu Rodach am fränkischen Gebirge zusammen (1. Juni 1529). Hier wurde aber nur so viel ausgerichtet, daß man die Anlage zu einem Bündniß machte und sich gelobte, im October wieder zusammenzukommen, und zwar zu Schwabach. Dies geschah denn auch, nachdem noch vorher der Kurfürst Johann mit dem Markgrafen Georg von Brandenburg im

September zu Schleiz eine Besprechung gehalten hatte und mit ihm übereingekommen war, gewisse Artikel, auf denen die Einheit ihres Glaubens beruhe, gegen einander zu bekennen und Niemanden in ein Bündniß aufzunehmen, der auch nur von einem derselben in seinen Ansichten abwiche. Die Beschlüsse, welche unmittelbar darauf (am 15. October) auf dem Convente zu Schwabach gefaßt wurden, athmeten ganz denselben Geist. Daraus gingen nun die unter dem Namen der „Schwabacher Artikel" bekannten Glaubenssätze hervor, in denen Luther's Begriffe vom Abendmahle als die einzig gültigen festgestellt wurden und ohne deren Unterschrift Keiner zur Theilnahme am Bunde gelassen werden sollte. Alle Anwesende unterzeichneten; nur die zwinglischgesinnten Städte Ulm und Straßburg verstanden sich nicht dazu, indem sie sich zuvörderst mit dem Mangel an Instructionen entschuldigten. Daher sollte auf einem neuen Convente zu Schmalkalden, der auf den 13. December festgesetzt ward, eine weitere Berathschlagung stattfinden. Indeß veranlaßte die Schilderung, welche die mittlerweile aus Italien zurückgekehrten Gesandten von dem, was sie dort erfahren, und von der Lage der Evangelischen überhaupt entwarfen, daß dieser Convent bereits am 29. November gehalten wurde. Hier aber brach der Zwiespalt zwischen den Lutheranern und Zwinglianern erst recht lebhaft aus und an das Zustandekommen eines Bündnisses war abermals nicht zu denken. Auf Betreiben des Kurfürsten von Sachsen wurde

eine neue Zusammenkunft auf den 6. Januar 1530 zu Nürnberg angesetzt; doch sollten sich hier nur Diejenigen einfinden, welche die Schwabacher Artikel anzunehmen gedächten; alle Uebrigen sollten wegbleiben, um den Streit gleich von vornherein zu beseitigen. Daher erschienen denn freilich die meisten schwäbischen Städte nicht, und von den Erschienenen entschieden sich immer nur Wenige für die Artikel. Auch sprachen sich hier mehrere bedeutende Stände dahin aus, daß sie dem Kaiser keinen Widerstand leisten wollten, sondern entschlossen wären, um des Evangelii willen jedes Leiden über sich ergehen zu lassen. Dieser Meinung stimmte auch Luther bei, indem er von der Voraussetzung ausging, daß die Stände des römisch-deutschen Reichs Unterthanen des Kaisers wären, und wie sehr er jedem Auflehnen gegen die rechtmäßige Obrigkeit entgegen war, haben wir schon mehrfach ersehen. Luther's und der Wittenberger Theologen Ansicht war aber die Richtschnur, wornach sich die Handlungsweise des Kurfürsten von Sachsen richtete, und so kam durch Jener Bedenklichkeiten das beabsichtigte Bündniß — zum größten Verdrusse des Landgrafen von Hessen — wiederum nicht zum Abschluß.

Man weiß nicht, ob man es beloben oder beklagen soll, daß die Theologen, wie sie in den Packischen Händeln den Angriff verhindert hatten, so auch jetzt die Maaßregeln zur Vertheidigung hinderten. Politisch mochte es allerdings nicht sein, der drohenden Gefahr mehr Gewissenhaftigkeit,

als Klugheit entgegen zu ſtellen. Allein von ihrem Standpunkte aus hatten jene Männer ohne Zweifel Recht; denn ein Diener des göttlichen Worts ſoll immer mehr zum Frieden, als zum Kriege rathen. Auch die Abneigung gegen ein Bündniß mit den Schweizern, ſo wünſchenswerth daſſelbe geweſen wäre, kann man Luthern nicht allzuſehr verdenken, wie wir ſchon bei Gelegenheit des Marburger Geſprächs (Bd. III, S. 225 — 230) des Weiteren erörtert haben. Wenn Landgraf Philipp in der abweichenden Meinung vom Abendmahle keine totale Verſchiedenheit des Glaubens ſah, von welcher eines Menſchen Seligkeit abhinge, wenn er demnach, ſeiner praktiſchen Klugheit zufolge, unausgeſetzt darauf drang, eine vereinte Kraft dem mächtigen Feinde gegenüber zu ſtellen, ſo urtheilte und handelte er ſo, wie es ihm ſeine Stellung als weltliches Parteihaupt gebot. Aber Luther's Verhältniß als kirchliches Oberhaupt ſeiner Partei war ein anderes. Er, als Glaubensmann, konnte ſich nicht leichtfertig über Sachen des Glaubens hinwegſetzen. Am allerwenigſten konnte er ſich mit Denen vereinigen, die er als vom Glauben abgefallen betrachtete, und wir müſſen hierin ſogar ſeine Ueberzeugung ehren, daß er nicht eine weltliche Sache der Klugheit aus Dem machen wollte, was ihm eine heilige Sache war, die überhaupt nicht ſollte durch's Schwert entſchieden werden, ſondern die ſiegen ſollte durch ihre innere Kraft.

Eilftes Capitel.

Der Reichstag zu Augsburg.

1530.

Im Jahre Dreißig ward in Augsburgs werthen Mauern
Die Lehre frei bekannt, die ewiglich wird dauern.
Altes Lied.

Der Reichstag zu Augsburg bildet einen der wichtigſten Abſchnitte in der Geſchichte der Reformation, denn hier war es, wo man von Seite der Proteſtanten offen und frei heraustrat mit dem Bekenntniß. Konnte auch Luther nicht perſönlich auf dem Kampfplatze erſcheinen, ſo lenkte er doch durch ſeinen Rath die Verfahrungsweiſe ſeiner Anhänger und war gleichſam als der aus der Ferne wirkende Geiſt mitthätig.

Wie wir im vorigen Capitel gesehen haben, war die Stellung der Parteien in Deutschland kurz vorher ziemlich feindselig. Die Art und Weise, wie der Kaiser sich öffentlich und privatim gegen die Protestanten ausgesprochen, war hart und drohend gewesen. Namentlich aber waren die Letzteren dadurch beunruhigt worden, daß der Kaiser mit dem Papste in ein freundschaftliches Verhältniß getreten war, während seiner Anwesenheit zu Bologna mit demselben in einem Pallast gewohnt und ihm angeblich versprochen hatte, auf die Unterdrückung der neuen Lehre in Deutschland hinzuwirken. Auch war er dafür von dem dankbaren Clemens VII. mit der eisernen Krone der Lombarden und der römischen Kaiserkrone gekrönt worden (am 24. Februar 1530).

Mit dem Herannahen des Augsburger Reichstags wurden indessen die Aussichten wieder friedlicher und die dringenden Besorgnisse gemildert. Mild und in versöhnlichem Tone war das kaiserliche Ausschreiben zu dem Reichstage abgefaßt. „Es sollte", hieß es darin, „eines Jeden Opinion, Gutdünken und Meinung in Liebe und Gütigkeit gehört und erwogen und Alles, so zu beiden Theilen nicht recht ausgelegt oder abgehandelt worden sei, abgethan werden ꝛc." Das Nämliche wurde mit noch gütigern Worten in einem zweiten Schreiben wiederholt, in welchem der Reichstag bis auf den 1. Mai 1530 verschoben ward. Mochte nun auch der gemäßigte Inhalt dieser Erlasse weniger von dem Kaiser selbst, als vielmehr von seinem vortrefflichen Großkanzler, Mercurino Gatti-

nara*), einem staatsklugen Gegner der päpstlichen Politik, herrühren, so fand er doch bei den Protestanten die günstigste Aufnahme.

Vor Allen säumte der Kurfürst Johann nicht, in das an die Fürsten gestellte Verlangen des Kaisers, persönlich auf dem Reichstage zu erscheinen, einzugehen, wenn gleich seine Räthe noch einige Bedenklichkeiten, die auch in dem Landgrafen von Hessen aufstiegen, hinwegräumen mußten. Zugleich sah Johann diesen Reichstag als das erwartete Nationalconcilium an, wo der religiöse Streit beigelegt werden könne. Daher verlangte er von seinen Theologen eine Uebersicht der evangelischen Hauptlehren, die den zu erwartenden Verhandlungen zur Unterlage dienen könnte. Die Theologen konnten der an sie ergangenen Aufforderung mit leichter Mühe entsprechen, indem man schon die siebzehn Schwabacher Artikel hatte. Sie änderten dieselben ein wenig ab und übergaben sie dann dem Kurfürsten zu Torgau, von welcher Stadt sie fortan den Namen „Torgauer Artikel" trugen. Bei dieser Gelegenheit sagte der Kurfürst: „Ihr seht, liebe Herren, wohin es mit dem Religionswesen gelangt. Wenn ihr euch nun getrauet, alle Punkte getrost zu verantworten, wohl und gut! Wo nicht, so sehet zu, daß ihr unserm Lande keine Gefahr zuziehet!" Die Theologen antworteten, „sie wollten nicht, daß Ihro Kurfürstliche Gnaden ihretwegen in Gefahr käme, bäten aber, wenn sich

*) Dieser ausgezeichnete Staatsmann starb — leider zu früh für die gute Sache — bald darauf in Inspruck.

dieſelbe nicht auf ihre Seite begeben wolle, gnädig zu erlauben, daß ſie vor kaiſerlicher Majeſtät erſcheinen und Rechenſchaft geben dürften." Da brach der fromme Kurfürſt mit großem Eifer in die Worte aus: „Da ſei der liebe Gott für, daß ich aus eurem Mittel ausgeſchloſſen ſein ſollte! Ich will mit euch meinen Herrn Chriſtum bekennen."

Von Torgau reiste der Kurfürſt am 3. April mit ſeinem Sohne Johann Friedrich und einem großen Gefolge von 160 Mann ab. Außerdem ward er von Jonas, Spalatin, Agricola, Melanchthon und Luther begleitet. Doch ließ er den Letztern in Koburg zurück, ſei es nun, weil er dem Kaiſer die Anweſenheit eines Geächteten erſparen wollte, oder weil er ſich nicht getraute, ihn ohne ein ausdrückliches ſicheres Geleit mitzunehmen.

Am 2. Mai kam der Kurfürſt in Augsburg an, als der erſte unter den Fürſten, und dieſe ſeine Zuverſicht erregte viel Staunen in Deutſchland und gab den Evangeliſchen großes Vertrauen. Auf das Verlangen der Augsburger ließ er ſeine mitgebrachten Theologen daſelbſt predigen, und daſſelbe that der am 12. Mai eingetroffene Landgraf von Heſſen. Man dachte jedoch hierbei ſchon an die Möglichkeit, daß dies dem Kaiſer mißfallen dürfte, und holte die Gutachten der Theologen ein. Die Beſorgniß hinſichtlich des Kaiſers war nicht ungegründet; denn derſelbe ließ, noch ehe er ankam, vorläufig anzeigen, daß er das Predigen der Proteſtanten ungern ſehe. Die Theologen meinten nun, man müſſe

zwar dem Kaiſer gehorchen, aber da er das Aufhören der Predigten nur gewünſcht, nicht geboten habe, ſo könne man noch fortfahren. Zuletzt wurde die Sache dahin vermittelt, daß keine Partei in Augsburg während des Reichstags predigen laſſen ſollte.

Allmählig ſammelten ſich die Fürſten, während der Kaiſer nur langſam von Italien über Tyrol heranzog. In Inſpruck hielt er längere Zeit Hof. Der Kurfürſt von Sachſen verfehlte nicht, ihm eine Geſandtſchaft entgegenzuſchicken, theils um ihn zu bewillkommnen, theils um wegen der Kurbelehnung, die noch nicht ſtattgefunden hatte, ſich mit ihm in Vernehmung zu ſetzen. Allein die Gegner der evangeliſchen Partei, insbeſondere der Kurfürſt Joachim von Brandenburg, der Herzog Wilhelm von Baiern und der Herzog Georg von Sachſen, welche perſönlich nach Inſpruck gereist waren, wußten durch ihre Bemühungen manche Hoffnung zu vereiteln. Im Auftrage des Kaiſers mußten die Grafen von Naſſau und Nuenar nach Augsburg reiſen und dem Kurfürſten Johann wegen Nichtbefolgung des Wormſer Edikts und wegen der von ihm eingegangenen Bündniſſe den Unwillen der Majeſtät zu erkennen geben. Auch ſollten ſie einen Verſuch machen, ihn ſelbſt nach Inſpruck zu ziehen. Doch Johann, welcher dabei Nebenabſichten vermuthete, zumal da er ſeine heftigſten perſönlichen Feinde in Inſpruck anweſend wußte, lehnte dieſes Verlangen ab und ſchickte ſtatt ſeiner ſeinen Sohn.

Mittlerweile beſchäftigten ſich die Evangeliſchen mit dem

Entwurfe ihrer Bekenntnißschrift, welche vor dem Reichstage sollte übergeben werden. Das Geschäft der Abfassung derselben wurde dem Melanchthon übergeben, der sich mit großem Eifer und ängstlicher Gewissenhaftigkeit der Arbeit unterzog und die Schrift, mit Zugrundlegung der Torgauer Artikel, so schnell fertigte, daß sie am 11. Mai schon Luthern zugeschickt werden konnte. Dieser schrieb zurück: „Ich habe „M. Philipp's Apologia gelesen. Dieselbe gefällt mir fast „wohl, und weiß ich nichts daran zu bessern, noch zu ändern, „würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und „leise nicht treten kann. Christus, unser Herr, helfe, „daß sie viele und große Frucht schaffe, wie wir hoffen und „bitten! Amen." Die Zeit bis zur Ankunft des Kaisers benutzte Melanchthon noch redlich, um an seiner Arbeit zu feilen und zu glätten.

Endlich am 15. Juni Abends, den Tag vor dem Frohnleichnamsfeste, hielt der Kaiser seinen Einzug in Augsburg. Da der Monarch acht Jahre von Deutschland abwesend gewesen, so hatte man diese Feierlichkeit so prachtvoll und glänzend als möglich gemacht. Die Kurfürsten von Köln, Mainz, Sachsen und Brandenburg, die Gesandten der abwesenden Kurfürsten von Trier und Pfalz, so wie alle andere geistliche und weltliche Reichsstände waren Mittags um 1 Uhr dem Kaiser entgegen geritten und hatten seiner am Lech gewartet. Desgleichen war der Rath zu Augsburg mit 2000 wehrhaften Bürgern aufgebrochen, um vor dem Kaiser

Parade zu machen. Der kaiserliche Zug selbst war prachtvoll und eines Kaisers würdig. Tausend Mann kaiserlicher Truppen, unter Commando des Grafen Maximilian von Eberstein, zogen vorauf. Die Garde war 400 Mann stark und kostbar gekleidet. Der Kaiser ritt allein unter einem Thronhimmel. Ihm folgten der König Ferdinand und die päpstlichen Legaten, Vincenzo Pimpinelli und der uns von früherher bekannte Lorenzo Campeggio. Als der Kaiser sich bis auf fünfzig Schritt genähert, stiegen sämmtliche Kurfürsten und Fürsten ab. Der Kaiser that dasselbe und reichte den ihn Erwartenden überaus freundlich die Hand, worauf ihn der Kurfürst von Mainz mit einer kurzen Rede begrüßte. Sodann sprach der Legat Campeggio den Segen, welchen der Kaiser und die übrigen Anwesenden knieend anhörten. Der Kurfürst von Sachsen aber und seine Glaubensverwandten knieten nicht, sondern blieben stehen und bewiesen hierdurch ihre Standhaftigkeit.

Nun ging der Zug weiter. Voran die Kurfürsten mit ihren Edelleuten und Gewaffneten. Die Schaar der Sachsen, 160 Mann stark, führte der Kurprinz Johann Friedrich, da sein Vater als Erzmarschall dem Kaiser das Reichsschwert vortragen mußte. Hierauf kam der Landgraf von Hessen mit 120 Reitern. Ihm schlossen sich 16 andere Fürsten mit ihrem Gefolge an, desgleichen 1000 kaiserliche Hofbediente, kostbar gekleidet, und viele vornehme, mächtige Herren aus Deutschland, Italien und Spanien. Am Thore der

Stadt wurde das Reichsoberhaupt von dem Biſchofe von Augsburg und ſeiner Geiſtlichkeit empfangen. Darnach begab ſich Alles in den Dom, wo ein Tedeum geſungen ward. Als der Legat Campeggio den Segen ſprach, kniete wieder die ganze Verſammlung nieder, mit Ausnahme der proteſtantiſchen Fürſten. Der Markgraf Georg von Brandenburg, der ſich bereits auf's Knie niedergelaſſen, richtete ſich, als er ſah, daß ſeine Glaubensgenoſſen ſtanden, ſchnell wieder auf, was ihm Herzog Georg von Sachſen mit einem wüthenden Blicke vergalt.

Nachdem der Gottesdienſt beendet und der Kaiſer in ſeiner Wohnung, der Pfalz*), angelangt war, wurden die katholiſchen Fürſten von ihm beurlaubt; die evangeliſchen dagegen mußten bis auf weitern Beſcheid zurückbleiben und warten. Hier wollte man nun ihren Muth und ihre Standhaftigkeit auf eine harte Probe ſetzen. Des Kaiſers Bruder, Ferdinand, eröffnete ihnen nämlich, daß ſie des andern Tags nach altem Gebrauche der Frohnleichnamsproceſſion beizuwohnen hätten. Ohne Zweifel hatten es die Päpſtlichgeſinnten ſo angeſtellt, daß der Kaiſer juſt den Tag vor

*) Die Kaiſer hatten in allen reichsfreien Städten ein oder mehrere Häuſer, worin ſie während ihrer Anweſenheit in jenen Städten ihren Aufenthalt nahmen. Ein ſolches Haus hieß eine kaiſerliche Pfalz. In Augsburg war es die Burg des Biſchofs von Augsburg.

dem Frohnleichnamsfeste in Augsburg ankommen mußte, um die Protestanten gleich in eine Klemme zu bringen. Diese aber, die schon vorher Alles mit ihren Theologen überlegt hatten, wiesen Ferdinand's Anmuthung kurz und entschieden zurück. Markgraf Georg von Brandenburg, der für die Protestanten das Wort führte, gerieth dabei in solchen Eifer, daß er unter Anderm sagte: „Ehe ich wollte meinen Gott und sein Evangelium verleugnen, ehe wollte ich hier vor Eurer kaiserlichen Majestät niederknieen und mir den Kopf lassen abhauen." Die letztern Worte begleitete der standhafte Fürst mit einer lebhaften Geberde, indem er mit der Hand an seinem Hals hinunterfuhr. Der Kaiser, hochherzig genug, um das Edle dieser Handlung zu fühlen, versetzte lächelnd in seinem niederländischen Dialekt: „Löver Först, nit Kop ab, nit Kop ab!" Dann gab er den Protestanten mit gnädigen Worten bis auf den folgenden Tag Bedenkzeit. Diese beharrten aber auf ihrem Sinne, und so mußten denn die katholischen Fürsten mit ihren Bedienungen die Procession allein halten. Von der Augsburger Bevölkerung fanden sich kaum hundert Menschen dabei ein.

Am 20. Juni sollte die Reichstagshandlung eröffnet werden. Als der Kaiser die Fürsten deshalb zu sich entboten hatte, verwahrten sich die Protestanten, daß die bei dieser Gelegenheit gehaltene Messe sie nichts angehe. Und so hielten sie's auch. Der Kurfürst von Sachsen trug zwar dem

Kaiser das Schwert vor und die übrigen protestantischen Fürsten begleiteten ihn gleichermaßen zur Messe, nahmen aber sonst an der gottesdienstlichen Handlung keinen Theil. Nach Endigung der Messe eröffnete der päbstliche Legat Pimpinelli den Reichstag mit einer langen Rede, die theils vom Türkenkriege theils von den Religionsstreitigkeiten handelte und der man vorwarf, daß er darin die Heiden pries und sie den Christen als Muster vorhielt. Hierauf begab sich der Kaiser mit den Ständen auf's Rathhaus und die Reichstagsverhandlung begann. Pfalzgraf Friedrich, als kaiserlicher Minister, hielt einen Vortrag, worin er wiederum erst sich mit der Türkengefahr beschäftigte und dann auf die Religionsangelegenheiten einging. In Bezug auf letztere wurde beklagt, daß das mit Bewilligung der Kurfürsten und Fürsten ergangene Wormser Edikt nicht gehalten worden sei; doch wurde Luther's Name nicht genannt. Dann wurde weiter die Absicht zu erkennen gegeben, die Streitigkeiten beizulegen; aber die dabei gebrauchten Ausdrücke waren viel kälter, als in dem Ausschreiben. Endlich wurden die protestantischen Stände aufgefordert, ihre Meinungen schriftlich zu übergeben.

Der Kurfürst von Sachsen ließ nun die Anhänger der evangelischen Lehre zusammentreten und ermahnte sie zur Standhaftigkeit. Sie kamen unter einander dahin überein, daß auf dem Reichstage nicht eher Etwas von politischen Sachen vorgenommen werden sollte, bis die Religionsange-

legenheiten abgehandelt worden wären. Diesen Beschluß hatten auch andere katholische Stände gefaßt und der Kaiser genehmigte denselben. Hierauf beeilten sich die protestantischen Stände, die letzte Hand an ihr Glaubensbekenntniß zu legen. Die Theologen mußten Tag und Nacht arbeiten und waren auch so fleißig, daß sie das fertige Werk bereits am 23. Juni dem Kurfürsten von Sachsen und seinen Glaubensverwandten vorlesen konnten. Es erhielt den Beifall Aller und wurde unverzüglich unterschrieben. Die Unterzeichner waren: Kurfürst Johann von Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg, Herzog Ernst von Lüneburg, Landgraf Philipp von Hessen, Fürst Wolfgang von Anhalt und die Städte Nürnberg und Reutlingen*). Der sächsische Kurprinz Johann Friedrich und der Herzog Franz von Lüneburg unterschrieben sie ebenfalls mit; sie sind aber in den neuen Ausgaben der Confession deswegen nicht mit aufgeführt, weil sie zur Zeit jenes Actes noch keine regierenden Herren waren. Als Fürst Wolfgang die Feder zur Hand nahm, sagte er: „Ich habe manchen schönen Ritt Andern zu Gefallen gethan; warum sollte ich denn nicht, wenn es vonnöthen, auch meinem Herrn und Erlöser Jesu Christo zu Ehren und Gehorsam mein Pferd satteln

*) Zu diesen Städten kamen während des Reichstags noch Frankfurt am Main, Kempten, Heilbronn, Windsheim und Weißenburg und in der Folge noch mehrere andere.

und mit Darsetzung meines Leibes und Lebens zu dem ewigen Ehrenkränzlein in das himmlische Leben eilen?" Auch der Kurfürst von Sachsen zeigte sich äußerst muthig. „Sein Kurhut und sein Hermelin", erklärte er, „hätten für ihn den Werth nicht, welchen das Kreuz Jesu habe; denn jene blieben in der Welt, dieses aber begleite ihn zu den Sternen."

Am 24. Juni sollte nun das Glaubensbekenntniß öffentlich in der Reichsversammlung vorgelesen werden. Dem widersetzte sich aber der Kaiser, meinend, daß es mit einer schriftlichen Uebergabe genug sei. Doch die Protestanten ließen sich nicht so leicht abweisen. Da sie nicht ohne Grund besorgten, daß, wenn sie in das Verlangen des Kaisers willigten, derselbe dann ihre Confession als eine geringe Privatschrift bei Seite legen möchte, so baten sie wiederholt und inständigst um Gewährung ihrer Bitte und hoben namentlich hervor, daß die vielfachen Anklagen und Verläumdungen, die über sie im Schwange gingen, eine öffentliche Vorlesung nothwendig machten. Da gab endlich der Kaiser nach und bestimmte den nächstfolgenden Tag, den 25. Juni, zur Vorlesung. Doch sollte dieselbe nicht auf dem Rathhause, dem gewöhnlichen Orte der reichsständischen Sitzungen, sondern in dem Bischofshofe, wo der Kaiser wohnte, stattfinden. Das letztere Local war aber kleiner, als das erstere.

Der 25. Juni 1530 war also der merkwürdige, ewig

unvergeßliche Tag, an welchem die protestantischen Fürsten und Städte öffentlich ihr Glaubensbekenntniß (das von dem Orte, wo solches geschah, fortan die Augsburgische Confession — Confessio fidei Augustana — genannt wurde) ablegten, ein Ereigniß, wodurch auf einmal die ganze abendländische Kirche die evangelische Lehre erfuhr. Nachmittags um drei Uhr versammelten sich die gesammten Stände des Reichs auf dem Bischofshofe in der Kapellstube des Kaisers, einem Gemache, das etwa 200 Menschen fassen konnte. Da sich aber eine viel größere Menge zudrängte, so befahl der Kaiser, es sollten Alle, die nicht Stände oder Abgeordnete wären, abtreten. Diejenigen, welche dieses Loos traf, begaben sich nun in den Hof, wo sie durch die geöffneten Fenster das, was gesprochen wurde, eben so gut hören konnten. Viele legten sogar Leitern an und lauschten durch die Fenster hinein.

Nachdem sich die Stände auf ihre Sitze niedergelassen, traten die beiden kursächsischen Kanzler, Dr. Pontanus (Brück) und Dr. Christian Bayer, vor, jener das lateinische, dieser das deutsche Exemplar der Confession in Händen haltend. Der Kaiser verlangte, daß die lateinische Abschrift zuerst verlesen werden solle. Der Kurfürst von Sachsen wendete aber ein: „Da sie jetzt auf deutschem Grund und Boden wären, so möchte Kaiserliche Majestät erlauben, daß die deutsche abgelesen werde.“ Dies ließ sich der Kaiser denn auch gefallen, und nun hielt der Kanzler Pontanus erst

eine kurze Rede, nach deren Endigung der Kanzler Bayer in die Mitte des Saales trat und die deutsche Confession mit so lauter und deutlicher Stimme ablas, daß nicht nur im Gemache selbst, sondern auch unten im Hofe jedes Wort verstanden werden konnte. Das Lesen dauerte zwei Stunden, von 4 bis 6 Uhr, und während dieser Zeit herrschte eine lautlose Stille. Nach geschehener Vorlesung wollte Pontanus beide Exemplare der Confession dem kaiserlichen Secretär Schweiß übergeben; allein der Kaiser streckte selbst die Hand darnach aus, gab das deutsche Exemplar dem Kurfürsten Albrecht von Mainz und behielt das lateinische für sich. Die protestantischen Stände statteten hierauf dem Kaiser, dem Könige Ferdinand und den andern Fürsten für gnädiges und gütiges Gehör ihre Danksagung ab. Ein neues Gefühl belebte und durchdrang sie von diesem großen Augenblicke an. Durch das feste Band eines gemeinsamen Glaubens verbunden, fühlten sie sich jetzt stärker, denn je zuvor.

Welch ein Unterschied zwischen diesem Tage und dem zu Worms vor neun Jahren! Vor Kaiser und Reich, ja vor der ganzen christlichen Welt standen die Anhänger der neuen Lehre da, mit einem großen Gebet im Herzen, ihre Rechtfertigung darstellend in ihrem Bekenntniß, in vollkommenster Einigkeit mit allen wahrhaft gläubigen und christlichen Gemüthern und auf einer Höhe, von wo sie mit göttlicher Zuversicht auf viele Jahrhunderte hinsehen konnten.

Der Eindruck, welchen das Bekenntniß allenthalben machte, war sehr vortheilhaft. Alle die falschen Vorstellungen, welche die Feinde des evangelischen Glaubens bisher über denselben zu verbreiten sich bemüht hatten, wurden dadurch auf einmal widerlegt und zunichte gemacht. Man erstaunte, als man einen so bündigen, wohlgeordneten und ruhigen Vortrag der reinen evangelischen Lehre, einen so trefflichen Inbegriff des ächten christlichen Glaubens vernahm. Noch während des Reichstags wurde die Confession in die französische, italienische, englische, niederländische, spanische und portugiesische Sprache übersetzt und so der Saame des Evangeliums auch in weit entlegene Länder ausgeworfen. Denn Jedermann mußte erkennen, daß die in diesem Bekenntniß enthaltene Lehre dem Inhalte der heiligen Schrift, der ächten Ueberlieferung der Kirche gemäß, kurz, die wahrhaft christliche sei.

Selbst hartnäckige Katholiken bekamen jetzt eine günstigere Meinung von den Protestanten. Herzog Heinrich von Braunschweig, sonst der heftigste Gegner des Lutherthums, lud den Melanchthon zur Tafel, unterhielt sich sehr freundlich mit ihm und legte der Confession viel Lob bei. Und Herzog Wilhelm von Baiern, ebenfalls ein bigotter Papist, sagte, als er von der Vorlesung nach Hause kam: „So hat man früher nicht von dieser Sache und Lehre gehandelt.“ Aehnlich äußerte er sich gegen den Dr. Eck. „Man hat mir“, bedeutete er denselben, „viel anders von Luther's Lehre ge-

sagt, als ich in ihrem Bekenntnisse gehört habe. Getrauet ihr euch wohl, diese Lehre zu widerlegen?" Darauf antwortete Eck: „Aus den Kirchenvätern getrauete ich mir solches wohl, aber nicht aus der Schrift."

Weil der Kaiser versprochen hatte, beider Parteien Meinungen zu hören und dann wo möglich den Zwiespalt unter ihnen gütlich beizulegen, so verlangten die Protestanten, nachdem sie ihr Bekenntniß abgelegt, daß die Katholiken dasselbe nun auch in Bezug auf ihre Glaubensansichten thun sollten. Allein die Katholiken, entschlossen, ihrer Lehre treu zu bleiben, glaubten der Mühe, dieselbe in einem besondern Aufsatze darzulegen, überhoben zu sein, und riethen dagegen dem Kaiser, die Confession der Protestanten durch einige der angesehensten katholischen Theologen widerlegen zu lassen. Zwanzig der gelehrtesten und zugleich streitbarsten erhielten auch wirklich den Auftrag zu diesem Geschäft. Unter ihnen befanden sich Luther's alte Gegner Eck, Wimpina, Cochläus und Faber Sie fertigten eine Widerlegungsschrift (Confutatio), wie sie von ihnen zu erwarten war, d. h. sie gossen so viel Leidenschaft und Galle hinein, daß, als sie am 13. Juli dem Kaiser vorgelegt wurde, derselbe sie unbrauchbar fand und eine Umarbeitung gebot. Diese wurde erst zum 3. August fertig, auf welchen Tag die Stände wieder zur Versammlung beim Kaiser beschieden wurden. Hier ward die Schrift vorgelesen und den Protestanten erklärt, Kaiserliche Majestät habe die verlesene Schrift wohl bei sich erwo-

gen und befunden, wie selbige so christlich sei, daß sie nicht möge widerlegt, noch abgelehnt werden; daher gänge ihr gnädiges und ganz ernstliches Begehren dahin, daß auch der Kurfürst von Sachsen mit seinen Anhängern und Predigern derselben seine Zustimmung gebe.

Dies war nun eine Zumuthung, der sich die Protestanten unmöglich fügen konnten; denn jene Confutation stellte Mehreres als Glaubensnorm auf, was sie in ihrer Confession entschieden verworfen hatten. Sie ertheilten daher sofort Melanchthon die Weisung, eine Vertheidigung der letzteren auszuarbeiten. Zu diesem Behufe baten sie sich eine Abschrift der Confutation aus. Diese wurde ihnen aber verweigert und endlich nur unter der Bedingung angeboten, daß sie dieselbe Niemandem geben und nicht abschreiben sollten, worauf sie lieber ganz darauf verzichteten. Melanchthon schrieb nun seine berühmte Vertheidigung oder Apologie der Augsburgischen Confession nieder, ohne ein Exemplar der gegnerischen Schrift in Händen zu haben, rein aus dem Gedächtniß dessen, was er angehört hatte. Doch Kaiser Karl lehnte die Annahme dieser Apologie ab. Bekanntlich wurde dieselbe später den symbolischen Büchern der protestantischen Kirche beigefügt. Nach Melanchthon's eigenem Geständnisse ist sie in etwas härtern Ausdrücken, als die Confession selbst, abgefaßt.

Außer der Confession der Protestanten sind noch zwei andere Schriften dieser Art zu erwähnen, welche ebenfalls

auf dem gegenwärtigen Reichstage übergeben wurden und von Denen ausgingen, die hinsichtlich der Lehre vom Abendmahle es nicht mit den Protestanten hielten und daher auch unter den Bekennern der Augsburgischen Confession nicht mitbegriffen waren. Die erste dieser Eingaben kam von den Schweizern, war von Zwingli verfaßt und führte den Titel Confessio fidei ad Carolum V. Die zweite ward von den vier oberdeutschen Städten Straßburg, Kostnitz, Memmingen und Lindau eingesandt und hieß deswegen Confessio fidei tetrapolitana (d. h. Glaubensbekenntniß von vier Städten). Sie hatte die Theologen Bucer, Hedio und Capito zu Verfassern und suchte einen Mittelweg zwischen der Zwinglischen und Lutherischen Ansicht einzuschlagen. Doch wurde keine von beiden Schriften dem Reichstage vorgelegt, sondern sie blieben ruhig beim Kaiser liegen.

Um die neu entstandenen Zerwürfnisse zwischen Katholiken und Protestanten auszugleichen, wurden mehrere größere und kleinere Ausschüsse gebildet, welche Unterhandlungen pflegen sollten. Aber auch hier zerschlug sich Alles wieder. Die Protestanten setzten den Anmaßungen der Gegenpartei stets den kräftigsten Widerstand entgegen und namentlich zeigte der Kurfürst Johann von Sachsen eine bewundernswerthe Festigkeit. Der friedfertige und anspruchslose Charakter dieses Herrschers schloß dennoch eine gewaltige Thatkraft in sich, die sich freudig geltend machte, wenn es galt,

sich einem großen Vorhaben gewachsen zu zeigen. Die Feuerprobe hatte sie vor Allem auf dem Augsburger Reichstage zu bestehen. Sie wurde bestanden, und sie war es insbesondere, welche dem Kurfürsten den Beinamen des Beständigen erwarb. Bald ließ der eifernde Kaiser den standhaften Fürsten seinen Unwillen empfinden. Weil er vom Glauben abgewichen sei, versagte ihm Karl die Kurbelehnung, so wie die Bestätigung des Ehevertrags, den sein Sohn vor vier Jahren mit der jülich-cleviſchen Prinzessin Sibylla geschlossen hatte und wornach Johann Friedrich und seine Nachkommen in Jülich und Cleve die Nachfolge erhalten sollten, wenn Sibyllens Eltern ohne männliche Erben mit Tode abgingen. Weitläuftig vertheidigte sich Kurfürst Johann in einer eignen Schrift gegen die ihm vom Kaiser gemachten Vorwürfe, während er zu gleicher Zeit in einem Briefe an einen seiner Vertrauten, Nikolaus von Ende, Amtmann in Georgenthal, die Hindeutung aussprach, daß seine eignen Verwandten (wahrscheinlich meinte er den Herzog Georg) ihn beim Kaiser verunglimpft haben möchten. Und allerdings liefen Nachrichten um, daß der Kaiser Herzog „Hansen" seinen Stand als Wahlfürst zu nehmen und an Herzog „Jörgen" von Sachsen zu geben gedenke. Ja, der Kurfürst Joachim von Brandenburg erklärte ihm geradezu, daß, wenn er die neue Lehre nicht verließe, die kaiserliche Majestät ihn mit gewaffneter Hand angreifen, von Land und Leuten verjagen, ja selbst des Lebens berauben würde. Dies setzte den

bejahrten und kränklichen Kurfürsten allerdings in große Bewegung, da er die Kräfte seines Landes nicht mit denen des mächtigen, siegreichen und mit der Mehrheit der Reichsfürsten verbündeten Kaisers vergleichen konnte und überdies ihn der Zweifel beunruhigte, ob er sich auch dem Kaiser widersetzen dürfe. Doch bald ermannte er sich wieder und erklärte bestimmt, daß der Kaiser ihn zwar überall als einen getreuen und friedlichen Fürsten erfinden, aber nie vom unvergänglichen Gotteswort abwendig machen werde. „Ich weiß gewiß," rief er einmal mit edler Hitze aus, „daß die in der Confession enthaltene Lehre auch wider die Pforten der Hölle bestehen wird."

Die andern protestantischen Fürsten blieben in der Standhaftigkeit hinter dem Kurfürsten Johann nicht zurück; vor Allen der Landgraf Philipp von Hessen. Auch auf ihn wirkten die Versprechungen des Kaisers so wenig, wie dessen Drohungen*). Die Langsamkeit der Verhandlungen mit Unwillen ertragend und den wahrscheinlichen Reichstagsabschied voraussehend, reiste er am 6. August in der Stille von Augsburg ab, indem er ein Schreiben an den Kurfürsten zurückließ, worin er denselben noch einmal zur Beständigkeit ermahnte und ihn versicherte, daß er Leib und Gut, Land und Leute für Gottes Wort zu lassen entschlossen sei. Die

*) „Die Gnade Gottes", sagte er zu Karln, „gilt mir mehr, denn all die eitlen Güter dieser Welt!"

protestantischen Fürsten, die übrigens von der Abreise des Landgrafen nichts vorher gewußt hatten, suchten ihn beim Kaiser zu entschuldigen. Der aber nahm den Vorfall so übel, daß er sogar die Thore von Augsburg sperren ließ, um Aehnlichem zuvorzukommen.

Am 22. September erfolgte endlich der Reichstagsabschied, nach welchem Alles in Religionssachen auf dem alten Fuße bleiben, den Protestanten aber vergönnt sein sollte, sich bis zum 15. April des folgenden Jahres zu bedenken, ob sie sich über die streitigen Artikel vergleichen wollten oder nicht. Bis dahin sollten sie sich ruhig verhalten, in ihren Gebieten nichts über Glaubenssachen drucken oder verkaufen lassen, Keinen zu ihrer Secte hinüberziehen, dagegen die Altgläubigen bei der Ausübung ihrer Religion ungestört lassen und namentlich den Mönchen Beichte und Messe gestatten. Vieles mußte hierbei das Selbstgefühl der Protestanten verletzen, die durch Annahme des Abschieds sich selbst verurtheilt hätten. Ohne Bedenken wiesen sie daher denselben zurück, erklärend, daß sie die Sache Gott befehlen und anheim stellen wollten, übrigens schlechterdings nichts thun könnten, was wider das Evangelium und ihr Gewissen wäre.

Schwer mochte es freilich dem Kurfürsten von Sachsen ankommen, sich in solchem Zwiespalt von seinem Kaiser und Herrn trennen zu müssen. Aber die Verhältnisse wollten es nicht anders. Karl reichte ihm beim Abschied die Hand mit den Worten: „Hm, hm! das hätte ich mich zu Ew.

Liebden nicht versehen!" Johann antwortete nichts darauf, verließ aber mit thränendem Auge den Kaiser und bald darauf die Stadt (23. September). Ihm folgten seine Glaubensgenossen und einen Monat darauf auch der Kaiser und die noch anwesenden katholischen Stände.

So war denn der denkwürdige Augsburger Reichstag zu Ende. Unter großen Erwartungen hatte er begonnen. Aber keine derselben erfüllend, war er, wie Luther vorausgesehen, für die Religion fruchtlos abgelaufen. Denn statt die Gemüther zu nähern, hatte er vielmehr die Trennung der deutschen Christenheit in eine protestantische und katholische vollendet. Von einem Siege konnte natürlich keine Partei reden. Aber die Protestanten hatten mehr in der öffentlichen Meinung gewonnen, als die Papisten, und sie gingen, wenn auch nicht als Ueberwinder, so doch als mannhafte Vertheidiger des Errungenen vom Reichstage. Von diesem Zeitpunkte an war Luther's Lehre keine Sectenmeinung mehr, wie sie die Katholiken bezeichneten, sondern eine Kirche.

Zwölftes Capitel.

Luther in Koburg.

1530.

Die Einſamkeit, die hohe Stille
Beflügelt ſeinen Rieſengeiſt,
Daß er ſich muthig aus der Hülle
Der engen Sinnlichkeit zur Fülle
Der himmliſchen Geſichte reißt.
Hier blühn ihm ewige Naturen
Aus der Unendlichkeit hervor;
Hier tönt der Welten großer Chor;
Hier blitzen heller ihm die Spuren
Der Gottheit auf. Ein ſtilles Licht,
Unſichtbar dem profanen Volke,
Verſilbert jede Schattenwolke,
Die ſich um ſeine Ruhe flicht.

Tiedge.

Sehen wir uns jetzt wieder nach unſerm Luther um, den der Kurfürſt in Koburg zurückgelaſſen, da es ihm nicht räthlich ſchien, denſelben nach Augsburg mitzunehmen. Man würde ſich ſehr irren, wenn man glaubte, daß Luther hier unthätig

gewesen sei. Abgesehen davon, daß er dies seiner Natur nach gar nicht konnte, so war er auch mit Arbeiten und Geschäften eben so überhäuft, als wäre er mitten im Reichstagstreiben drinnen gewesen. Denn die Protestanten unternahmen nichts, ohne ihn vorher um Rath zu fragen. Alles wurde ihm erst vorgelegt, Alles seiner Genehmigung unterworfen. Fast täglich kamen Boten von Augsburg oder gingen dahin ab. So glich er dem Feldherrn, der auf einem erhabenen Standpunkte, etwas vom Schlachtfelde entfernt, Posto gefaßt hat und nun von hier aus mit freiem Blicke die Bewegungen seines Heeres lenkt.

Luther's Wohnung in Koburg war auf der Ehrenburg, einem in der Nähe der Stadt auf einem Berge liegenden, festen Schlosse, wo er täglich zu seiner Sicherheit von zwölf geharnischten Reitern bewacht würde. Uebrigens hatte er alle nur mögliche Freiheit, wurde auch im Essen und Trinken sehr gut gehalten. Sein Aufenthalt in diesem Verstecke glich demnach einigermaßen dem auf der Wartburg. Auch datirte er seine Briefe wieder, wie damals, „aus der Wüste" oder, den Namen des Ortes umkehrend, „von Grubok". Seine Hauptbeschäftigung war die Uebersetzung des alten Testaments. Daneben schrieb er noch viele Flugschriften und nahm, wie oben bemerkt, den lebendigsten und wirksamsten Antheil an dem geräuschvollen Treiben in Augsburg. Seine Gesundheitsumstände waren leider, besonders von Anfang her, nicht die besten. Er litt an heftigem Ohrensausen, Kopf-

schmerz und Herzweh, und zu diesem körperlichen Unwohlsein gesellten sich dann in der Regel auch noch geistige Anfechtungen. „Ich fühle," schrieb er in Bezug darauf an einen Freund, „daß es keine Krankheit der Natur ist, und so er„dulde ich standhaft die Faustschläge des Satansengels, die „er meinem Fleische zufügt. Wenn ich nicht lesen und „schreiben darf, so darf ich doch denken, beten und also auch „wider ihn wüthen; darnach kann ich schlafen, müßig gehen, „spielen und singen". Ein andermal schrieb er an Melanchthon: „An dem Tage, da ich deinen Brief bekam, hatte der „Satan seine Bekanntschaft bei mir. Ich war alleine; Veit*) „und Cyriacus waren weggegangen. Und insofern hat der „Satan gewonnen, daß er mich aus der Kammer trieb und „mich nöthigte, unter die Leute zu gehen."

Luther ging damals sogar mit Todesgedanken um und suchte sich bereits ein Plätzchen aus, wo man ihn hinlegen sollte, nämlich in die Kapelle unter das Kreuz. Doch sein Kurfürst wußte ihn theils durch Uebersendung von Arzneien, theils durch liebevolle Zuschriften zu trösten. So schrieb er ihm unter Anderm: „Lieber, ehrwürdiger Doctor! Nehmet „allda vorlieb, lasset euch die Weile nicht lang sein! Wegen „Gesundheit eures Leibes sind wir Alle hochbekümmert und

*) Dr. Veit Dietrich, sein Famulus. Der hier mitgenannte Cyriacus mochte ebenfalls ein Freund Luther's sein; ob ein Gelehrter, kann nicht bestimmt werden.

„bitten Gott, er wolle euch lange erhalten um seines lieben „Wortes willen; ja, euch selbst ermahnen wir: wollet eurer „Gesundheit ja wohl pflegen! Doctor Kasper, unser Arzt, „schicket euch Arznei durch diesen Boten, das Haupt und „Herz damit zu stärken; denn er ist euer treuer Freund. Und „wir auch bleiben euch zu allen Gnaden wohl geneigt."

Bald genas auch Luther wieder. Um den Kurfürsten mehr, als um sich selbst besorgt, schrieb er demselben zurück: „Es „ist fürwahr ohne Noth, daß Eure Kurfürstliche Gnaden so „gnädiglich an mich denken und sorgen; denn wir sollen an „Eure Kurfürstliche Gnaden denken, sorgen und bitten, wie „wir denn auch wahrlich und treulich thun. Die Zeit ist mir „fürwahr nicht lang. Wir leben, wie die Herren, und sind „mir diese Wochen daher also verlaufen, daß mich's kaum drei „Tage dünket. Aber Euer Kurfürstliche Gnaden ist und muß „jetzt sein an einem langweiligen Ort. Da helfe unser lie„ber Vater im Himmel, daß Euer Kurfürstlichen Gnaden Herz „fest und geduldig bleibe in seiner Gnade, die er uns so reich„lich erzeigt hat!" Dann ruft er ihm, um ihn in seinem Glauben zu bestärken und zu ermuntern, in's Gedächtniß zurück, welchen segensreichen Fortgang das Evangelium unter seinem Schutze genommen habe. „O wie gnädig", sagte er, „erzeiget sich der barmherzige Gott, daß er sein Wort so mäch„tig und fruchtbar in Euer Kurfürstlichen Gnaden Lande „machet! Denn hier sind mehr und bessere Prediger, als „sonst in keinem Lande der ganzen Welt, Männer, die so

„treulich und rein lehren und so schönen Frieden helfen halten. „Es wächset jetztund daher die zarte Jugend von Knäb„lein und Mägdlein, mit dem Katechismo und der heiligen „Schrift so wohl zugerichtet, daß mir's in meinem Herzen sanft „thut, wenn ich sehe, wie jetzt junge Knäblein und Mägd„lein mehr lernen, glauben und reden können von Gott und „Christo, denn vorher alle Stifter, Klöster und Schulen ge„konnt haben und noch können. Es ist fürwahr solches „junges Volk in Euer Kurfürstlichen Gnaden Lande ein schö„nes Paradies, desgleichen in aller Welt nicht ist. Und sol„ches baut Gott in Euerm Schooß, zum Wahrzeichen, daß „er Euch gnädig und günstig ist, als wollt' er sagen: Wohlan, „lieber Herzog Johannes, da befehle ich dir meinen edelsten „Schatz, mein lustiges Paradies; du sollst Vater über sie sein. „Denn unter deinen Schutz und Regiment will ich sie haben „und dir die Ehre thun, daß du mein Gärtner und Pfleger „sein sollst".

Dieser Brief verfehlte seinen Zweck nicht. Der Kurfürst wurde davon so erhoben, begeistert und gerührt, daß er Luthern in einem eigenhändigen Schreiben dafür dankte.

Am wichtigsten war Luthers Correspondenz mit Melanchthon. Sie betraf hauptsächlich die Vergleichungsversuche, und über diese waren beide Männer verschiedener Ansicht. Melanchthon, ein Mann des Friedens, sah als das Wünschenswertheste die Herstellung der Eintracht an und traute dem Widerpart dieselben Wünsche und Gesinnungen zu. Lu-

ther, wiewohl er auch den Frieden wünschte, zog doch eine offene Feindschaft dem Schatten des Friedens vor und war weit weniger geneigt, die Absichten des Gegentheils mit günstigen Augen anzusehen. Er gab zwar zu, daß man verhandelte, um nicht den Schein auf sich zu laden, als wollte er den Streit und die Zwietracht fortdauernd erhalten; aber seine Hoffnungen waren sehr gering, oder vielmehr er sah jenen Bemühungen, die er als eitles Menschenwerk betrachtete, mit einem mitleidigen Lächeln zu, weil er den Gegensatz des Geistes in den beiden Ansichten und Parteien zu klar einsah, um von vermittelnden Worten eine gründliche Versöhnung zu erwarten. „Ich meine", schrieb er am 13. Juli an Melanchthon, „Du solltest nun schier genugsam in der Erfahrung „sehen, daß Christus und Belial in keinem Wege können ver„einigt werden und daß man auf keine Einigkeit denken darf, „so viel die Religion betrifft. Aber ich will für meine Per„son wahrlich nicht ein Haar breit weichen oder Neuerung „anrichten lassen, und sollte mirs gleich das Leben kosten, „weil die Papisten so gar halsstarriglich fortfahren".

Dieselbe Sprache führte Luther auch in seinen Briefen an andere Freunde auf dem Reichstage, an Brenz, Spalatin und Justus Jonas. Die Unmöglichkeit, den Katholischen nachzugeben, stellte er auf eine sehr kräftige Weise dar, als er dem Letztgenannten schrieb: „Lasset uns auch darauf drin„gen, daß sie uns wiedergeben Leonhard Kaiser und Andre „mehr, welche sie ganz unbilligerweise umgebracht haben!

„Sie mögen uns wiedergeben die Reinigkeit der Kirche, wie„dergeben so viele Seelen, die sie durch falsche Lehre verführt, „wiedergeben die großen Güter, die sie mit ihren lügenhafti„gen Ablaßbriefen und andrer Trügerei geraubt, wiedergeben „Gottes Ehre, die sie so schändlich gelästert und geschmäht „haben!" In diesen Worten ist sehr bündig angedeutet, welche Mauer sich zwischen beiden Religionsparteien aufgethürmt hatte, eine Mauer, die wegzuräumen nicht mehr in menschlicher Gewalt stand.

Vor Beginn des Reichstages schrieb Luther eine Ermahnung an die ganze, auf dem Reichstage versammelte Geistlichkeit. Er hatte hierbei natürlich nur die katholischen Geistlichen im Auge und bemühte sich, denselben noch einmal die schreienden Irrlehren und Mißbräuche der römischen Kirche, so wie die Nothwendigkeit einer Reformation recht klar zu zeigen. Diese im Tone des höchsten Ernstes und mit würdevoller Bescheidenheit verfaßte Schrift wurde in Augsburg öffentlich verkauft und fand auch bei vielen verständigen Katholiken großen Beifall. Nach Melanchthon's Versicherung hat sie der Bischof von Augsburg, Christoph Stadion, sogar in einer öffentlichen Versammlung der römischgesinnten Reichsstände vor sich gehabt.

Während des Reichstags schrieb Luther eine zweite Schrift, ein Bedenken über einige streitige Artikel. Er belehrte darin seine Anhänger, inwieweit man nachgeben solle und könne und inwieweit man den Forderungen der Papisten sich wieder-

setzen müsse. Die Entziehung des Kelches beim Abendmahle, die Ehelosigkeit der Priester, die weltliche Gewalt der Bischöfe, die Wiedereinführung der Privatmesse und des Meßcanons und mehreres Andre bezeichnete er als Anſinnen, denen man durchaus nicht entsprechen könne.

In ziemlich heftigem Tone war eine dritte Schrift abgefaßt, welche Luther an den Kurfürsten von Mainz richtete und worin er sich über den thörichten Widerstand des Kaisers und Papstes offen aussprach. Eine werthvolle Zugabe zu dem Büchlein bildete die Auslegung des zweiten Psalms. Hier hatte Luther manche patriotische Warnung einfließen lassen, die leider unbeachtet verhallte. So sagte er unter Anderm: „Wir Deutschen hören nicht auf, dem Pabste und sei„nen Welschen zu glauben, bis sie uns bringen nicht in ein„Schweißbad, sondern in ein Blutbad. Wenn die deutschen „Fürsten aneinander geriethen, so dürfte das den Pabst, das „Florenzische Früchtlein*), wohl fröhlich machen, so daß er in „die Faust lachen könnte und sagen: Da ihr deutschen Be„stien mich nicht wollt zum Pabst haben, so habet das! O „er hat große Liebe und Treue zum Kaiser, wie er vor Pavia „bewiesen, als er wider den Kaiser zu Felde zog. Deutsch„land aber hat er noch lieber, indem er den Kaiser aus Hi„spanien fordert und hernach ohne Beisein der deutschen Für-

*) Clemens VII. war bekanntlich aus dem florentinischen Geschlechte der Medicis.

„sten krönt. Ich bin kein Prophet; allein ich bitte euch Her„ren alle, sehet euch wohl vor und lasset euch, wenn ihr mit „dem Papste und den Seinen handelt, ja nicht bedünken, daß „ihr mit Menschen handelt, sondern mit eitel Teufeln; denn „es sind auch eitel Teufelstücken dahinter, das weiß ich. Eure „Kurfürstliche Gnaden wolle mir solch Schreiben gnädiglich zu „gute halten! Ich kann's ja nicht lassen, ich muß auch sorgen „für das arme, elende, verlassene, verachtete, verrathene und „verkaufte Deutschland, dem ich ja kein Arges sondern alles „Gute gönne, wie ich schuldig bin meinem lieben Vaterlande." Diese Stelle beweist hinlänglich, das Luther außer der Religion auch die Interessen des Vaterlandes als gültig und heilig anerkannte und ihnen seinen Beistand, seine beredte, aus dem wärmsten Herzen kommende Stimme lieh. Zugleich macht es seinem Verstande alle Ehre, daß er schon damals als das größte Uebel, an dem Deutschland leide, den fremden Einfluß betrachtete und daß er immer wiederholte, vorerst müsse dieser beseitigt werden, ehe an ein gedeihliches Zusammenwirken der deutschen Bruderstämme gedacht werden könne.

Daß Luther auch scherzhaft sein konnte, wissen wir bereits aus der Schilderung seines Familienlebens. Ueber die trockensten und unbedeutendsten Gegenstände wußte sein gesunder und glücklicher Humor nicht selten einen rosigen Schimmer zu verbreiten. Diese schätzenswerthe Gabe verließ ihn auch in Koburg nicht, und wir finden den Beweis davon in einem Briefe, den er von dort aus an seine Tischgenossen in Wit-

tenberg gerichtet und den er selbst eine „Scherzschrift von der Dohlen und Krähen Reichstag" genannt hat. „Es „ist", läßt er sich hier vernehmen, „gleich vor unserm Fenster „hinunter ein Rubets*), wie ein kleiner Wald; da haben „Dohlen und Krähen einen Reichstag hingelegt; da ist solch „Zu- und Abreiten, ein solch Geschrei Tag und Nacht ohne „Aufhören, als wären sie alle trunken, toll und voll; da geckt „Jung und Alt durcheinander, daß mich's wundert, wie Stim„me und Odem so lange währen mögen. Und möcht' ich „gerne wissen, ob auch solchen Adels und reisigen Zeugs et„liche bei euch wären; mich dünkt, sie seien aus aller Welt „hier versammelt. Ich habe ihren Kaiser noch nicht gesehen; „aber sonst schweben und schwenzen der Adel und große Han„sen immer vor unsern Augen, nicht fast köstlich gekleidet, „sondern einfältig in einerlei Farbe, alle gleich schwarz und „alle gleich grauaugig, singen auch alle gleich einen Gesang, „doch mit lieblichem Unterschied der Jungen und Alten, Gro„ßen und Kleinen. Sie achten auch nicht der Großen Pa„last und Saal; denn ihr Saal ist gewölbt mit dem schönen, „weiten Himmel, ihr Boden ist eitel Feld, getäfelt mit hüb„schen, grünen Zweigen, die Wände sind so weit, als der „Welt Ende. Sie fragen auch nichts nach Rossen und Har„nisch, sie haben gefiederte Räder, womit sie auch den Büch-

*) Ist wahrscheinlich von rubetum herzuleiten und bedeutet sonach ein dichtes Gebüsch, eine Hecke.

„sen entfliehen und dem Zorn entsitzen können. Es sind „große, mächtige Herren; was sie aber beschließen weiß ich „noch nicht. So viel ich indeß von einem Dollmetscher ver„nommen habe, haben sie einen gewaltigen Zug und Streit „vor, wider Weizen, Gerste, Hafer, Malz und allerlei Korn „und Getreide, und wird Mancher Ritter hie werden und „große Thaten thun. Also sitzen wir hie im Reichstag, hö„ren und sehen zu mit großer Lust und Liebe, wie die Für„sten und Herren sammt andern Ständen des Reichs so fröh„lich singen und wohl leben. Aber sonderliche Freude haben „wir, wenn wir sehen, wie ritterlich sie schwenzen, den Schna„bel wischen und die Wehr stürzen, daß sie siegen und Ehre „einlegen wider Korn und Malz. Wir wünschen Glück und „Heil, daß sie allzumal an einen Zaunstecken gespießt werden! „Ich halte aber dafür, es sei nichts anders, denn die So„phisten und Papisten mit ihrem Predigen und Schreiben; „die muß ich Alle auf einem Haufen vor mir haben, auf daß „ich höre ihre lieblichen Stimmen und Predigten und sehe, „was für nützlich Volk es ist, Alles zu verzehren, was auf „Erden ist, und dafür zu gecken für die Langeweile."

Ein anderes Beispiel der poetischen Redeweise Luther's, doch in ernsterer Art, findet sich in einem Briefe an den Kanzler Pontanus, worin er die Angst und Zaghaftigkeit der Protestanten rügt: „Ich habe neulich zwei Wunder gesehen. „Das Erste, da ich zum Fenster hinaussah, die Sterne am „Himmel und das ganze schöne Gewölbe Gottes, und sahe

„doch nirgend keine Pfeiler, darauf der Meiſter ſolch Ge-
„wölbe geſetzt hatte, und fiel doch der Himmel nicht ein und
„ſtehet auch ſolch Gewölbe noch feſt. Nun ſind Etliche, die
„ſuchen ſolche Pfeiler und wollten ſie gerne ergreifen und füh-
„len. Weil ſie denn das nicht vermögen, zappeln und zittern
„ſie, als werde der Himmel gewißlich einfallen, aus keiner
„andern Urſache, denn daß ſie die Pfeiler nicht greifen, noch
„ſehen. Wenn ſie dieſelben greifen könnten, ſo ſtände der
„Himmel feſt. Das Andere: Ich ſah auch große, dicke
„Wolken über uns ſchweben, mit ſolcher Laſt, daß ſie moch-
„ten einem großen Meer zu vergleichen ſein, und ſahe doch kei-
„nen Boden, darauf ſie ruheten oder fußten, noch Kufen, dar-
„in ſie gefaßt waren; doch fielen ſie auch nicht auf uns, ſon-
„dern grüßten uns mit einem ſauren Angeſicht und flohen
„davon. Da ſie vorüber waren, leuchtete Beides hervor, der
„Boden und unſer Dach, das ſie gehalten hatte, der Regen-
„bogen. Das war doch ein ſchwacher, geringer, dünner Bo-
„den und Dach, daß es auch in den Wolken verſchwand und
„mehr als ein Schemen (wie durch ein gemalt Glas zu
„ſcheinen pflegt), denn als ein ſolcher gewaltiger Boden an-
„zuſehen war, ſo daß Einer des Bodens halber wohl eben
„ſo ſehr verzweifeln ſollte, als wegen der großen Waſſerlaſt.
„Doch ſind Einige, die des Waſſers und der Wolken Dicke
„und ſchwere Laſt nicht mehr anſehen, achten und fürchten,
„denn dieſen dünnen, ſchmalen und leichten Schemen; denn
„ſie wollten gerne fühlen die Kraft ſolches Schemens; weil

„ſie das nicht können, fürchten ſie, die Wolken werden eine „ewige Sündfluth anrichten. Solches muß ich mit Eurer „Achtbarkeit freundlicher Weiſe ſcherzen und doch ungeſcherzt „ſchreiben; denn ich habe mit beſondrer Freude erfahren, wie „Eure Achtbarkeit vor allen Andern einen guten Muth nnd „getroſtes Herz hat in dieſer unſrer Anfechtung. Unſer Re„genbogen iſt ſchwach, ihre Wolken ſind mächtig; aber am „Ende wird man ſehen, wer den Sieg behält.“

Während ſeines Aufenthalts in Koburg beſchäftigte ſich Luther auch mit den Fabeln des Aeſop. Aeſopus war bekanntlich ein griechiſcher Dichter, von dem die meiſten jener ſchönen Fabeln herrühren, welche nachmals den Römern durch Phädrus, den Franzoſen durch Lafontaine, den Deutſchen durch Gellert und Lichtwer vorgeführt wurden. Auch zu Luther's Zeiten gab es ſchon mehrere deutſche Bearbeitungen der Aeſopiſchen Fabeln. Aber das Geſchäft war in ungeſchickte Hände gefallen; anſtatt die griechiſche Fabel in ihrer Einfachheit wiederzugeben, hatten die Bearbeiter ihre eignen dummen Späße und Zoten hineingemiſcht und dadurch das ſchöne Kunſtwerk gänzlich verhunzt. Luther, der einen beſſern Geſchmack hatte, ärgerte ſich über ſolche Entweihung und beſchloß, ſelbſt eine deutſche Ueberſetzung der beſten Aeſopiſchen Fabeln zu veranſtalten. Und allerdings war er der Mann dazu, denn ſein heitrer Sinn machte ihn empfänglich für die ſcherzhafte Einkleidung nützlicher Wahrheiten; auch beſaß er ſelbſt im hohen Grade die Fähigkeit, geſammelte Beobach-

tungen durch treffende Bilder zu veranschaulichen. Von der Nützlichkeit eines solchen Unternehmens war er ebenfalls überzeugt; denn man finde — sagte er — „unter den Thierlein und Bäumlein die rechten Perlen der Weltweisheit, gleichwie der Hahn im Miste ein edles Steinlein fand." Mit besonderer Vorliebe ging er daher an diese Arbeit, die ihm gewöhnlich nach dem Mittagsessen zur Erholung diente. Er wählte sechszehn der schönsten Fabeln aus, versah sie mit passenden Bemerkungen und Moralsprüchen, schrieb eine kernige Vorrede dazu, ließ von einem Künstler hübsche Bilder dazu verfertigen („wunderschöne Contrafacturen", wie Mathesius sagt) und schickte dann das also ausgestattete Büchlein in die Welt, wo es von Jung und Alt mit Freude aufgenommen wurde. „Wohlan!" — heißt es in der Vorrede — „Da Niemand die Wahrheit hören, noch leiden will „und doch Niemand der Wahrheit entbehren kann, so wol„len wir sie schmücken und unter einer lustigen Lügenfarbe „in liebliche Fabeln kleiden, damit, weil man sie nicht hören „will durch Menschenmund, man sie doch höre durch den „Mund von Thieren und Bestien. So geschiehet's denn, „wenn man die Fabeln lieset, daß ein Thier dem andern, „ein Wolf dem andern die Wahrheit sagt, ja zuweilen der „gemalte Wolf oder Bär oder Löwe im Buch dem rechten zwei„füßigen Wolf und Löwen einen guten Text heimlich lieset, „den ihm sonst kein Prediger, Freund oder Feind lesen dürfte. „Denn die Wahrheit ist leider das unleidlichste Ding auf Erden."

Eine andere Beschäftigung, womit Luther seine Mußestunden ausfüllte, war das Zusammentragen schöner und erhebender Bibelstellen. Er überlas diese Sammlung sehr oft und nie ohne Vergnügen. Auch erheiterte er sein Gemüth häufig mit heiligen Gesängen; vor allen liebte er sein Kraftlied: „Eine feste Burg ist unser Gott." Sonntags predigte er gewöhnlich in Koburg und alle vierzehn Tage ging er zum Abendmahl. Um sich auch eine Leibesbewegung zu machen, übte er sich mit seinem Famulus Veit Dietrich im Bogenschießen. Am wenigsten aber versäumte er das Gebet. Der ebengenannte Famulus berichtet darüber an Melanchthon: „Ich kann mich nicht genugsam verwundern über des Doc„tors treffliche Beständigkeit, Freude, Glauben und Hoff„nung in diesen jämmerlichen Zeiten. Solche Stücke aber „mehret er täglich durch fleißige Uebung des Wortes Gottes. „Es gehet kein Tag vorüber, an welchem er nicht zum we„nigsten drei Stunden, so dem Studiren am allerbequemlich„sten sind, zum Gebete nimmt. Es hat mir einmal geglückt, „ihn beten zu hören. Hilf Gott, welch ein Geist, welch ein „Glaube ist in seinen Worten! Er betet so andächtiglich, wie „Einer, der mit Gott spricht, und mit solcher Hoffnung und „Glauben, wie Einer, der mit seinem Vater redet. — Ich „weiß, sprach er, daß du unser lieber Gott und Vater bist; „derohalben bin ich gewiß, du wirst die Verfolger deiner Kin„der vertilgen. Thust du's aber nicht, so ist die Sache dein „sowohl, als unser; ja, die ganze Sache ist dein; was wir

„gethan haben, das haben wir müssen thun. Darum magst „du, lieber Vater, sie beschützen. — Als ich ihn solche Worte „mit heller Stimme von ferne beten hörte, da brannte mir „das Herz im Leibe vor großer Freude, sintemal ich ihn so „freundlich und andächtiglich mit Gott hörte reden, vornehm„lich aber, weil er auf die Verheißungen aus den Psalmen „so hart drang, als wäre er gewiß, daß Alles geschehen müsse, „was er begehrte. Darum zweifle ich nicht, sein Gebet „werde eine große Hülfe thun in dieser (wie man's achtet) ver„lornen Sache, welche auf dem jetzigen Reichstage wird ver„handelt werden."

Als der Reichstag zu Ende ging und der Kurfürst Johann sich zur Abreise anschickte, sandte ihm Luther ein tröstendes Glückwünschungsschreiben entgegen. Bald darauf traf der Kurfürst selbst in Koburg ein und nahm Luthern mit. Am 8. October gelangten sie nach Altenburg, wo sie einige Tage blieben. Luther logirte in Spalatin's Hause. Als hier einst in fröhlicher Tafelrunde das Gespräch auf die Macht und Hoheit des Papstes kam und ein Freund scherzhaft äußerte, nichts dürfte wohl dem Nachfolger Petri erwünschter sein, als Luthers Tod, antwortete der Reformator mit dem merkwürdigen lateinischen Vers: Pestis eram vivus, moriens ero mors tua, Papa *). Am 11. October traf der

*) Im Leben war ich dir eine Pest, o Papst; sterbend werde ich dein Tod sein. — Einige, unter ihnen Liebner (Reformationsge-

Kurfürſt mit ſeinem Gefolge in Torgau ein, und noch an demſelben Tage predigte Luther vor ihm in der Schloßkirche.

Der Aufenthalt Luthers in Koburg, den wir eben beſchrieben, iſt eine Erſcheinung, wie ſich nicht leicht eine zweite in der Geſchichte findet. Er, den man nach Augsburg mitzunehmen Bedenken und Scheu trug, den man ängſtlich verſteckte, trat, mit kühnem Geiſte die Verhüllungen der Vorſicht von ſich werfend, durch die Kraft ſeiner Worte geiſtig auf den Kampfplatz, und während die in den Streit ſelbſt verſtrickten Männer dann und wann die Klarheit des Blicks, die kühle Beſonnenheit und den entſchloſſenen Muth verloren, war er — erhaben über den Staub des Kampfes — berufen, Alles zu beobachten, zu erwägen, zu entſcheiden, anzumahnen, zurückzuhalten, zu tröſten, zu ſtrafen und zu warnen. Und dies Alles that er, ohne auf die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes zu pochen; er that es in dem Bewußtſein, vom Geiſte Gottes getrieben und geſtärkt zu werden, und durch eifriges Gebet ſeine Wirkſamkeit an ihren Urquell, an die göttliche Weisheit und Kraft anknüpfend.

ſchichte S. 177), verlegen dieſe Anekdote in die Zeit der Hinreiſe nach Augsburg. Doch macht dies in der Hauptſache nichts aus.

Dreizehntes Capitel.

Weitere Geschichte der Reformation.
1530 — 1546.

Schon stürmt es mächtig rings umher,
Drum, edle Schaar, frisch auf!
Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Dein Weg geht mitten drauf!

Th. Körner.

Von jetzt an beginnt eine neue Periode in der Geschichte der Reformation, indem sie nun mehr und mehr mit der politischen Geschichte des deutschen Volkes verschmilzt.

Die Protestanten, welche sich auf den Reichstagen zu Speier und Augsburg ihrer Kraft bewußt worden waren, traten fortan mit immer wachsender Zuversicht auf. Auch nahmen sie in den folgenden Jahren eine immer günstigere und festere Stellung ein. Doch auch der Kaiser versäumte nichts, seine Macht und damit den Einfluß der Katholiken zu verstärken. Da er wohl einsah, daß seine öftere Abwesenheit

von Deutschland seinem Ansehen daselbst schade, so war er eifrig darauf bedacht, sich in der Person seines Bruders Ferdinand einen kraftvollen Reichsverweser zu sichern. Zu diesem Zwecke suchte er dessen Stellung auf möglichst soliden Grundlagen zu begründen. Er belehnte ihn deshalb zuvörderst mit seinen deutschen Erblanden und dem Herzogthume Würtemberg, dessen Beherrscher Ulrich vertrieben worden war; dann arbeitete er darauf hin, seine Wahl zum römischen Könige zu bewirken. Dies gelang ihm auch. Die meisten Kurfürsten gaben ihre Zustimmung, und so wurde Ferdinand am 5. Januar 1531 zu Köln als römischer König proklamirt. Allein die Protestanten sahen dies nicht ruhig mit an. Der Kurfürst Johann legte förmlichen Protest gegen eine Wahl ein, die wohl geeignet war, seiner Partei Besorgnisse einzuflößen. Doch waren die nächsten Folgen derselben der Sache der Protestanten eher förderlich, als schädlich, theils weil sie einige Fürsten, namentlich die mächtigen Herzöge von Baiern, vor den Kopf stieß und dem Kaiser entfremdete, theils weil sie ein Antrieb für die Protestanten wurde, sich fester an einander zu schließen. Dies geschah nach mehreren vorgängigen Conventen und Besprechungen zu Schmalkalden am 29. März 1531, wo die uns schon bekannten protestantischen Fürsten und eilf Reichsstädte (auch die in der Abendmahlslehre abweichenden) zu einem Vertheidigungsbündniß zusammentraten. Dies ist der berühmte Schmalkaldische Bund. Seine Dauer ward vorläufig auf sechs Jahre

bestimmt, nachher aber verlängert. In der Bundesurkunde wurde ausdrücklich erklärt, daß der Bund weder der kaiserlichen Majestät, noch einem Stande des heiligen römischen Reichs, noch sonst Jemandem zum Nachtheil, sondern nur zur Erhaltung der christlichen Wahrheit, zur Bewahrung des Friedens und zur Abwehrung unbilliger Gewalt gestiftet worden sei.

Im Juni 1531 kamen die Schmalkaldischen Bundesgenossen, wie die Protestanten von nun an genannt wurden, wiederum zu Frankfurt am Main zusammen. Hier boten sich die Kurfürsten von Pfalz und von Mainz zu Friedensvermittlern zwischen ihnen und dem Kaiser an. Luther urtheilte darüber nicht ungünstig und meinte: „Nachtfrist, Jahrfrist! Kommt Tag, kommt Rath." Das Anerbieten jener Beiden wurde demnach angenommen. Allerdings führten ihre Versuche kein unmittelbares Resultat herbei, aber sie dienten doch dazu, die Gemüther zu nähern und so die Einleitung zu einem spätern gütlichen Abkommen zu treffen.

Unterdessen hielt es der Schmalkaldische Bund nicht für unnöthig, mit den Herzogen von Baiern einen Vertrag abzuschließen, dessen Gegenstand die Protestation gegen die Wahl Ferdinands war; desgleichen trat er in Unterhandlungen mit den Königen von Frankreich und England, den beiden heftigsten Gegnern Karls V. Es ist nicht zu läugnen, daß der Bund hierdurch gewissermaßen seinem religiösen Fundamente ungetreu wurde; aber eben so gewiß ist auch, daß er dadurch seinen Einfluß mächtig förderte und den Kaiser zur Nachgie-

bigkeit ſtimmte. Der letztere erkannte endlich, daß es Zeit ſei, einzulenken. Er fing daher an, die proteſtantiſchen Reichsſtände freundlicher und zuvorkommender zu behandeln, als vorher, und wußte bald eine neue Zuſammenkunft zu Schweinfurt zu vermitteln. Dieſelbe wurde am 2. April 1532 gehalten, und die hier gepflogenen Unterhandlungen führten in Kurzem zu dem ſogenannten Nürnberger Religionsfrieden, der noch in demſelben Jahre auf dem Regensburger Reichstage beſtätigt wurde. Kraft deſſen genoſſen nun die Proteſtanten Duldung, aber nur einſtweilen, bis zu einer Kirchenverſammlung oder einem Reichstage, und die weitere Ausdehnung der Reformation war verboten. Der Kurfürſt Johann von Sachſen überlebte dieſen Frieden nicht lange. Er ſtarb am 16. Auguſt 1532. In ihm verlor Sachſen einen ſeiner beſten, frömmſten und glaubensmuthigſten Regenten. „Mit Kurfürſt Friedrich", ſagte Luther in der Leichenpredigt, „iſt die Weisheit, mit Kurfürſt Johannes aber die Frömmigkeit geſtorben." — Zu Nürnberg zeigt man noch auf der Rathsbibliothek die Schreibtafel von ihm, in welcher er Luther's Predigten nachzuſchreiben pflegte. Täglich mußten ihm ſechs Pagen abwechſelnd ſechs Stunden aus der Bibel vorleſen; „denn", ſagte er, „ich kann des göttlichen Wortes ſo wenig entbehren, wie des Eſſens und Trinkens." Seine Beſcheidenheit und Demuth war ſo groß, daß er einmal zur Zeit des Bauernkriegs in die Worte ausbrach: „Will mich mein lieber Gott einen Fürſten bleiben laſſen, wie ich

bisher gewesen, so geschehe sein Wille! Ich kann aber auch ein andrer Mann sein." An Luther und Melanchthon hing er mit der Liebe eines Schülers zu dem Lehrer. Sterbend ließ er sie noch eilig von Wittenberg nach Lochau holen. Als sie eintraten, streckte er ihnen wehmüthig lächelnd die Arme entgegen und verschied in demselben Augenblicke. Sein Ende war das Ende des Gerechten.

Johann's Nachfolger war sein Sohn Johann Friedrich, in der Geschichte unter dem Namen des Großmüthigen bekannt. Er stand, als er die Regierung antrat, im neunundzwanzigsten Lebensjahre und gab seinem Vater an glühendem Eifer für die evangelische Glaubenssache nichts nach. Leider mangelte es ihm an gehöriger Umsicht und rascher Entschlossenheit. Diesen zwei wesentlichen Fehlern seines Geistes und Charakters ist es zuzuschreiben, daß ihm fast Alles, was er anfing, mißglückte und seine ganze Lebenszeit eine fortlaufende Kette von Unglücksfällen war.

Bald nach Kurfürst Johann — am 25. September 1534 — starb auch Papst Clemens VII. Sein Nachfolger wurde der Cardinal Alessandro Farnese, der als Paul III. den päpstlichen Stuhl bestieg. Der Charakter dieses Papstes war weder besser, noch schlechter, als der seines Vorgängers. Doch scheint es ihm Ernst um eine Kirchenversammlung zur Beilegung der religiösen Streitigkeiten gewesen zu sein. Wenigstens schrieb er eine nach Mantua aus; sie kam aber nie zu Stande. Den Protestanten wollte

es nicht gefallen, daß das Concilium in Italien, dem Sitze der päpstlichen Macht, stattfinden sollte. Auch versprachen sie sich keinen sonderlichen Erfolg davon, da sie bereits im Kampfe mit dem alten System die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß Menschen überhaupt nichts entscheiden könnten gegen das klare Wort Gottes.

Ein dritter merkwürdiger Todesfall ereignete sich fast um die nämliche Zeit in der Schweiz. Dort starb nämlich im Jahre 1531 der edle Ulrich Zwingli den Heldentod. Der Hergang war dieser. Die lange glimmende Feindschaft zwischen den katholischen und evangelischen Cantonen der Schweiz brach, wie vorauszusehen war, endlich in offenen Krieg aus. Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Luzern zogen gegen Zürich zu Felde. Zürichs tapfere Schaaren rückten ihnen entgegen, Zwingli voran. Bei Kappel, nicht weit von Zürich, trafen beide Heere zusammen und am 11. October 1531 entbrannte hier eine mörderische Schlacht. Zwingli kämpfte begeistert für seinen Glauben; aber seine Tapferkeit vermochte das Glück nicht an seine Fahnen zu fesseln; die Uebermacht der Katholiken siegte. Ein Steinwurf streckte den Reformator zu Boden, als er eben einem Niedersinkenden Worte des Trostes einsprach. Noch auf den Knieen sich haltend rief er aus: „Den Leib können sie zwar tödten, doch die Seele nicht.“ Dann fiel er rücklings mit zusammengefalteten Händen und gen Himmel gerichteten Augen nieder. Seine Lippen bewegten sich im stillen Gebete. In dieser

Lage trafen ihn mehrere Katholiken und fragten ihn, ob er beichten wolle und einen Priester begehre; auch ermahnten sie ihn, er solle die Jungfrau Maria und die Heiligen anrufen. Zwingli aber schüttelte den Kopf. „So stirb denn, hartnäckiger Ketzer!“ rief entrüstet der Hauptmann Bockinger von Unterwalden*) und gab ihm den Todesstreich. — Also starb Zwingli, seinem Volke und seinem Glauben getreu, mit ihm sechshundert Züricher. Da frohlockten alle Päpstlichen über den Sieg. Aber der Fortgang der Reformation wurde dadurch nicht aufgehalten. Vielmehr setzte später Johann Calvin Zwingli's Werk mit strengerem Eifer fort**).

Zwei Jahre nach Abschluß des Nürnberger Religionsfriedens faßte der Landgraf von Hessen den Plan, den vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg wieder in sein Land einzu-

*) Becker schreibt Juckingen, Andere Fuchinger.

**) Calvin hieß eigentlich Jean Chauvin, war 1509 zu Noyon in Frankreich geboren und wählte Genf zum Schauplatze seiner reformatorischen Wirksamkeit. Er ist der eigentliche Stifter der reformirten Kirche. Johannes v. Müller entwirft von ihm folgende Schilderung: „Er hatte den Geist eines alten Gesetzgebers, ein Genie und Eigenschaften, welche ihm zum Theil unverkennbare Vorzüge gaben, und Fehler, die nur das Uebermaaß der Tugenden waren, vermittelst deren er sein Werk durchsetzte. Auch er hatte (wie Luther und Zwingli) einen unermüdeten Fleiß in standhaftem Hinblicken auf einerlei Zweck, eine unerschütterliche Festigkeit in Grundsätzen und Pflichten und sterbend noch den Ernst eines altrömischen Censors.“

setzen. Schon funfzehn Jahre war dieser jetzt daraus fern, und seinen Sohn Christoph hatte der Kaiser lange in Haft gehalten, bis Christoph endlich glücklich entfloh. Dem Ulrich selber gab der edle Landgraf in seinem Lande Unterkunft und Schutz, des Kaisers Zorn zum Trotz. Das Volk in Würtemberg aber war meist der evangelischen Lehre zugethan und mochte den aufgedrungenen Herrn, den König Ferdinand, nicht leiden; denn Ferdinand wollte die Reformation auch in Würtemberg ausrotten. Um nun dies zu verhindern, so wie um die Uebermacht des Hauses Oestreich zu schwächen, setzte Landgraf Philipp Alles in Bewegung. Durch seinen Betrieb geschah's, daß sich der „schwäbische Bund" auflöste, welcher eine Hauptstütze Oesterreichs und des Katholicismus in Schwaben gewesen war. Auch schloß der Landgraf ein heimliches Bündniß mit dem Feinde des Kaisers, dem König Franz I. von Frankreich. Endlich sammelte er ein großes Heer und führte es rasch gen Schwaben. Die Gegner standen beim Städtchen Laufen am Neckar. Als der Landgraf dies erfuhr, rief er: „Sind die Feinde einmal im Laufen, so ist's ein gutes Zeichen für uns!" Frohen Muthes griff er sie an, schlug sie und gewann rasch dem Herzog Ulrich das Würtemberger Land wieder. Dies geschah 1534. Der Kaiser und sein Bruder Ferdinand waren damals gerade fern und konnten nichts dawider thun, so leid es ihnen auch war, daß Oesterreich das kostbare Würtemberger Land wieder verlor. Also ward Friede geschlossen zu Kadau, unter der Bedingung, daß die Fürsten, welche

Ferdinanden bis dahin noch nicht als römischen König anerkannt hatten, dies jetzt thun sollten. Darauf behielt Ulrich das Herzogthum, aber als Afterlehn von Oesterreich.

Zur selben Zeit war ein seltsames Treiben in der Stadt Münster in Westphalen, ein Nachklang des Münzerschen Unwesens. Die Secte der Wiedertäufer hatte sich nämlich dieser Stadt bemächtigt und trieb nun daselbst ihren Unfug auf eine beispiellose Art. Ein schlauer Schneider Jan Bockold aus Leyden in den Niederlanden, gemeinhin blos Johann von Leyden genannt, warf sich zum ersten Propheten der Secte auf und ließ sich nachmals sogar zum König ernennen. Er führte die Vielweiberei ein, gab eine Menge andrer widersinniger Gesetze und hielt seine Herrschaft durch blutige Hinrichtungen aufrecht. Dies erregte denn doch die Besorgniß der protestantischen sowohl, als der katholischen Fürsten. Der durch Johann von Leyden vertriebene Bischof von Münster verband sich mit dem Landgrafen Philipp von Hessen; Beide belagerten die Stadt, und am 24. Juni 1535 fiel sie in ihre Hände. Johann von Leyden, sein Scharfrichter Knipperdolling, sein Minister Krechting und mehrere andere Häupter der Wiedertäufer wurden gefangen und hingerichtet, ihre Leichen aber in eisernen Käfigen auf dem Lambertusthurm aufgehängt, zum schauderhaften Wahrzeichen, bis zu welchem Wahnsinn religiöse Schwärmerei den Menschen bringen kann. Darauf führte der Bischof in der Stadt Münster den römischen Katholicismus wieder ein.

Die protestantischen Fürsten, welche mit den katholischen gemeinschaftliche Sache gegen die Wiedertäufer gemacht hatten, sahen indessen ein, wie vortheilhaft die Stellung der katholischen Fürsten im Vergleich zu der ihrigen war. Deshalb erneuerten sie im Jahre 1537 ihre Vereinigung auf fernere zehn Jahre, nahmen in dieselbe auch den Herzog Ulrich von Würtemberg, die Herzoge von Pommern und mehrere Städte auf und bestellten den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen zu ihren Bundeshäuptern. Zwei Jahre darauf gewann der Bund ein neues Mitglied in dem Herzoge Heinrich von Sachsen, welcher seinen Bruder Georg, den grimmigen Lutherhasser, beerbt und sofort mit Luther's und Melanchthon's Hülfe die Reformation in den neu erworbenen Landen eingeführt hatte.

Dieses allmählige Weitergreifen des Protestantismus veranlaßte die katholischen Reichsstände, sich auch in kriegerische Bundesverfassung zu setzen. Sie vereinigten sich daher zu einem sogenannten heiligen Bunde, welcher das Gegengewicht des Schmalkaldischen bilden sollte. Beide Theile standen nun einander gerüstet gegenüber, wie drohende Wetterwolken. Es dauerte auch nicht lange, so fingen diese Wolken an, sich zu entladen. Der Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, zubenannt der Jüngere, ein eifernder Katholik, gab den Anlaß zum Ausbruche des Krieges. Er hatte nämlich die Stadt Goslar, welche zum

Schmalkaldischen Bunde gehörte, mit gewaffneter Hand angefallen. Darüber griff ihn nun der Bund mit einer Macht von 19,000 Kriegsleuten an und vertrieb ihn ziemlich schnell aus seinem Lande (1542). Als Heinrich 1545 einen Versuch machte, es wieder zu erobern, wurde er gar von dem Landgrafen Philipp gefangen genommen. Zwar erhielt er später durch die Vermittlung des Kaisers seine Freiheit wieder, aber nur unter der Bedingung, sich künftig fein ruhig zu verhalten.

Mittlerweile hatte sich die Reformation unter günstigen Umständen im Stillen immer weiter ausgebreitet. In Brandenburg war der rohe und fanatische Joachim I. gestorben und sein Nachfolger, Kurfürst Joachim II., hatte die Reformation ohne weiteres eingeführt. Dasselbe war, wie bereits erwähnt, im Herzogthume Sachsen durch Herzog Heinrich geschehen. Auch Zweibrücken und die Oberpfalz traten jetzt der neuen Lehre bei. Selbst in geistlicher Herren Ländern wirkte sie segensreich. So versuchte der treffliche Kurfürst Hermann von Köln in seinem Lande die kirchlichen Mißbräuche abzuschaffen und die Sittenzucht der Geistlichen zu verbessern. Aber es sollte ihm leider nicht gelingen; denn eben die Geistlichkeit wollte keine Besserung.

Inzwischen hatte der Kaiser fern von Deutschland sein Schwert gezogen, um seine hohen Pläne auszuführen. Dabei verlor er jedoch Deutschland nie aus den Augen und war fest überzeugt, daß es ihm durch seine Staatskunst, wie durch die

Gewalt seiner Waffen gelingen müsse, alle Glaubensparteien zur römisch-kirchlichen Einheit wieder zu verschmelzen, die Macht der Fürsten zu brechen und überhaupt die Ruhe wieder herzustellen. In sich verschlossen, so wie ein Gott über seinen Schöpfungen brütet, und dennoch rastlos thätig, in seinen Gedanken erhaben über all die zahlreichen verwirrten Staatsverhältnisse, im festen Glauben, daß das Glück seinem ehernen Willen allezeit dienstbar sein müsse, stand Kaiser Karl V. groß und einsam da in jener Zeit der Bewegung, welche ihn wie Meerestoben umrauschte. Alle die tausend Stimmen, die bald als ernste Fragen, bald als frohe Hoffnungen, bald als Forderungen, bald als Verzweifelung aus dem Herzen der Menschheit geheimnißvoll hervordrangen, sie klangen ihm, der für alle Erscheinungen nur den ungeheuren Maaßstab seines eignen Willens hatte, blos wild und verworren durcheinander. Er konnte, so hoch er auch an Geistesgaben und Charakterstärke vor vielen Menschen hervorragte, doch den ewigen Grundton aus jenem geheimnißvollen Durcheinanderbrausen nicht heraushören, nämlich die Stimme Gottes, welche sich in den Stürmen und Donnern der Weltgeschichte kund giebt. Diese Stürme und Donner schienen ihm vielmehr nur Herolde seines Ruhmes, nur Triumphgesänge auf seine Macht.

Von solchem Geiste beseelt, fuhr Kaiser Karl 1535 nach Afrika, um den gewaltigen Seeräuberfürsten von Tunis und Algier, Hayreddin Barbarossa, zu bekriegen. Das

Glück war mit ihm. Karls tapfre Schaaren erstürmten Tunis, und der Kaiser hatte die Genugthuung, zwanzigtausend Christensclaven zu befreien und ihrer Heimath wieder zu schenken. Nach dieser glorreichen That wendete er seine Waffen wieder gegen Frankreich, dessen König Franz den Frieden gebrochen hatte, heimlich mit den deutschen Protestanten im Bunde stand und sogar den Erbfeind der Christenheit, die Türken, gegen das Haus Oesterreich aufreizte. Der Kaiser vertrieb die Franzosen aus Italien und trug dann (1536) den Krieg nach Frankreich selbst. Da wankte zwar sein Glück, aber nicht sein Sinn. Er setzte den Kampf beharrlich bis 1538 fort, bis der Papst Paul zu Nizza einen Waffenstillstand zwischen den beiden Gegnern vermittelte. Zu Aigues-mortes in Frankreich kamen sodann Karl und Franz freundschaftlich zusammen, als ob sie niemals Feinde gewesen wären.

Mittlerweile hatte jedoch Hayreddin Barbarossa die Herrschaft von Tunis und Algier wieder an sich gerissen und zeigte sich wieder als Geißel der Meere. Da unternahm Karl 1541 mit einem auserlesenen Kriegsheere eine neue Fahrt gen Afrika, um den trotzigen Räuber zu bändigen und zu vernichten. Aber diesmal folgte das Glück seinen Fahnen nicht. Zwar gelang es ihm, vor Algier zu landen, und sicher hätte er auch das Raubnest zerstört; allein ein furchtbarer Sturm zerstreute seine Flotte und nöthigte ihn, mit dem Reste seiner Mannschaft über Hals und Kopf nach Europa zurückzukehren. Und es war hohe Zeit, daß er hier ankam. Denn der treulose Fran-

kenkönig hatte die Abwesenheit seines Gegners benutzt, um das mit demselben geschlossene Bündniß zu brechen. Schon stand er wieder schlagfertig da, um Mailand zu erobern, und bald führte er von verschiedenen Seiten her fünf Kriegsheere Karln entgegen (1542). Nun bot dieser alle seine Staatskunst auf, um den Schmalkaldischen Bund zu bewegen, ihm gegen Frankreich und die Türken beizustehen. Die Protestanten aber weigerten sich dessen, wofern ihnen der Kaiser nicht einen beständigen Frieden zusichern und ein neues unparteiisches Reichskammergericht einsetzen wolle. Karl versprach Beides, und nun standen ihm die Protestanten auch redlich bei, brachen mit ihm in Frankreich ein und zogen rasch auf Paris los. Kaum noch zwei Tagemärsche war Karl V. von dieser Stadt entfernt; da bot ihm Franz I. den Frieden an und — wider Erwarten nahm ihn Karl an. Es ist dies der bekannte Friede zu Crespy. Er wurde am 18. September 1544 geschlossen. Und unter welcher Bedingung? Franz mußte Karln geloben, ihm bei seinen Unternehmungen gegen die Ketzer in Deutschland kein Hinderniß in den Weg zu legen. Das war also das Halten der Versprechungen, welche Karl den Protestanten gegeben! In demselben Augenblicke, wo er durch sie gesiegt hatte, dachte er daran, sie zu verderben. Schändlicher, höllischer Treubruch! — würdig des Zöglings einer Religion, deren erstes Gesetz Unduldsamkeit ist und die sich nicht entblödet, jede Scheußlichkeit zu adeln, wenn sie nur „zur Verherrlichung Gottes", d. h. zur Befestigung

der Pfaffenherrschaft und des Reiches der Finsterniß, geübt wird!

So geheim auch die Friedensartikel gehalten werden sollten, so gelangten sie doch zur Kenntniß der Protestanten und machten denselben die Absichten des Kaisers plötzlich klar. Karl zögerte auch nicht, sie ihnen noch deutlicher zu erkennen zu geben. Es ward nämlich ein Brief von ihm an den Papst bekannt, worin er Letzterem schrieb, Se. Heiligkeit solle keine Ursache haben, mit seinem Benehmen gegen die Ketzer unzufrieden zu sein, denn Se. Heiligkeit werde sehen, daß er das Seinige thun werde, um dem eingerissenen Uebel zu steuern.

Schon lange war die deutsche Nation auf eine allgemeine Kirchenversammlung vertröstet worden, auf welcher die Glaubensangelegenheit zwischen den Protestanten und den Altgläubigen friedlich ausgeglichen werden sollte. Dieses Concilium wurde nun wirklich eröffnet, und zwar zu Trient in Tyrol, am 13. December 1545. Aber die protestantischen Reichsstände wollten nichts davon wissen; denn sie waren voll Mißtrauens sowohl gegen die Arglist des Papstes, als gegen die des Kaisers, und das mit gutem Grund. Denn der Kaiser hatte sie, wie wir wissen, schon öfters getäuscht und wollte sie auch jetzt nur in eine Falle locken. Das, was er unter einer gütlichen Ausgleichung verstand, war eigentlich blos Unterwerfung unter das Papstthum. Als er nun jetzt sah, wie die protestantischen Reichsstände von dem

Concilium nichts wiſſen wollten, erklärte er dieſe Weigerung für frevelhafte Verachtung der kaiſerlichen Majeſtät, that die Häupter des Schmalkaldiſchen Bundes, den Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen und den Landgrafen Philipp von Heſſen, in des Reiches Acht und berief ein Heer aus den Niederlanden, um die Acht zu vollſtrecken.

Da freuten ſich die tüchtigſten Männer der proteſtantiſchen Partei, die des langen Spiels von Lug und Trug längſt überdrüſſig waren, daß nun endlich der Krieg als Gottesurtheil die gerechte Sache entſcheiden ſollte. Verhandelt war genug worden. Religionsgeſpräche hatte man in Schmalkalden, Frankfurt, Nürnberg, Worms, Hagenau, Regensburg und andern Orten gehalten; aber nirgends war Etwas zu Stande gekommen und Jedem hatte ſich die Ueberzeugung aufdrängen müſſen, daß nur das Schwert den verwickelten Knoten löſen könne. Als daher jetzt das Signal zum Kampfe erſcholl, welcher dem Zuſtande banger Ungewißheit ein Ende machen und der bedrängten proteſtantiſchen Partei Sieg oder Untergang bereiten ſollte, da war es, als fiele Allen eine ſchwere Laſt von der Bruſt. Die Schwerter raſſelten raſch aus der Scheide, die kampfesmuthigen und erbitterten Schaaren der Proteſtanten ſammelten ſich, und bald konnte der Schmalkaldiſche Bund dem Kaiſer ein zahlreiches und kriegsgeübtes Heer ſchlagfertig entgegenſtellen.

Ehe es indeß zum wirklichen Schlagen kam, ſtarb Martin Luther. Es war ihm recht unheimlich geworden, dem

Vater Luther, unter dem neuen Geschlechte, und öfters sehnte er sich, aus diesem Leibe zu gehen, ehe die Flamme des Religionskrieges, die unter der Asche glimmte, hell aufschlagen und das Dach des Hauses ergreifen sollte. Gott erhörte sein Flehen und — „als ob er ihn hätte flüchten wollen" (nach Spittler's Ausdruck) — erwies er ihm die Gnade, ihn vier Monate vor Ausbruch des Krieges zu sich zu nehmen in die ewigen Wohnungen des Friedens. Doch darüber Näheres im folgenden Capitel.

Luther's Leiche wird nach Wittenberg abgeführt.

Vierzehntes Capitel.

Luther's Tod.

1546.

Sanft war sein Umgang und die Eigenschaften
So wohl in ihm gemischt, daß die Natur
Aufstehen konnte, um vor aller Welt
Von ihm zu sagen: Ja, das war ein Mann!
Shakespeare's „Julius Cäsar".

Unter Kämpfen, Drangsalen und Gefahren war Luther dreiundsechszig Jahre alt geworden. Häufige Krankheitsfälle hatten seine Körperkraft bedeutend erschüttert; dazu kamen nicht wenige Leiden der Seele, die ihm der Gang der Dinge in der Kirche Christi verursachte. Unter allen diesen Anfechtungen bewahrte er sich aber fortwährend jene Glaubensfreudigkeit und jenen kindlichen Sinn, die wir während seines Lebens an ihm bewundert haben. Ja, wenn eine allzugroße Heftigkeit den Luther der mittlern Jahre hie und da

entstellt, so sehen wir im Alter eine gewisse Weichheit des Gemüthes bei ihm überhand nehmen, welche oft in wehmüthige Klage sich ergießt und welche ihm dann neben seinen Schroffheiten, die er gegen einzelne Gegner, z. B. die Sacramentirer, niemals ablegte, wieder etwas überaus Mildes und Liebliches, ja fast Verklärtes giebt, das uns mit seinen übeln Stimmungen bald wieder versöhnt. Diese Weichheit schlug sogar oft in einen augenblicklichen Lebensüberdruß um, der jedoch bald wieder dem höhern Vertrauen wich.

So schrieb er wenige Monate vor seinem Ende an einen Freund: „Ich alter, abgelebter, fauler, müder, kalter und „nun auch einäugiger Mann schreibe an Euch, und da ich „gehofft, man solle mir abgelebtem Mann nunmehr (und, wie „mich dünkt, höchst billig) Ruhe gönnen, so werde ich derma„ßen überhäuft mit Schreiben, Reden, Thun und Handeln, „als ob ich nie etwas gehandelt, geschrieben, geredet und ge„than hätte. Aber Christus ist mir Alles in Allem, der es „thun kann und auch thut. Er sei gelobet in Ewigkeit!"

Der Kurfürstin schrieb er auf eine Anfrage wegen seiner Gesundheit: „Ich bin so fein und besser, als ich's verdiene, „gesund; daß aber der Kopf zuweilen schwach, ist kein Wun„der. Das Alter ist da, welches an sich selber alt und kalt, „krank und schwach ist. Der Krug ist oft zum Brunnen „getragen worden und wird auf einmal brechen. Ich habe „lange genug gelebt. Gott bescheere mir eine selige Stunde, „daß der faule, unnütze Madensack unter die Erde sich sammle

„zu seinem Volke! Ich habe ohne Zweifel das Beste gesehen, „was man auf der Welt sehen kann. Es will nun, wie es „scheint, Alles ärger werden."

An seinem letzten Geburtstage, dem Martinitage 1545, gab Luther seinen Freunden ein Gastmahl und sagte am Ende zu den Gästen: „So lange ich lebe, wird's, ob Gott will, keine Gefahr haben und guter Friede in Deutschland bleiben. Wenn ich aber sterbe, so betet! Es wird wahrlich Betens brauchen, und unsre Kinder werden müssen nach den Spießen greifen, und es wird in Deutschland übel stehen. Darum sage ich: Betet fleißig nach meinem Tode!"

Um diese Zeit hörte Luther auch auf, Vorlesungen zu halten, predigte aber noch zuweilen. In einer Predigt sagte er: „Ich bin der Welt satt und die Welt meiner; wir sind also leicht zu scheiden, ohngefähr wie ein Gast die Herberge quittirt." Er verbot daher auch den Wittenbergern, falls eine Krankheit ihn befiele, für ihn um längeres Leben zu bitten.

Bei den Päpstlichen erregte der Wunsch, Luthern entfernt zu sehen, mehr als ein Gerücht von seinem Tode. In Italien erschienen sogar Schriften, welche verkündeten, Luther sei von dem Teufel geholt worden*). Letzterer mußte selbst über

*) Die deutschen Katholiken plapperten dies gläubig und schadenfroh nach. Die abgeschmacktesten Pfaffenmährchen über Luther, Melanchthon und die Reformatoren finden sich z. B. in dem chronikalischen Werke des bairischen Mönchs Aegidius Albertinus: „Der Teutschen Lusthaus".

dieſe Erfindungen lachen und ſagte, was die Sehnſucht der Katholiken nach ſeinem Tode betreffe, ſo wäre er ſelbſt nicht abgeneigt, daß ihnen ihr Wunſch erfüllt würde.

Am 23. Januar 1546 trat Luther eine Reiſe nach Eisleben an, von wo er nicht mehr lebendig zurückkehrte. Die Veranlaſſung dazu gaben Streitigkeiten der Grafen von Mansfeld unter ſich und mit einigen ihrer Unterthanen wegen Erzgruben und Erbfeuern. Der Gegenſtand war alſo rein weltlich; allein auch hier ſollte der Mann Gottes als Schiedsrichter auftreten zwiſchen den entzweiten Brüdern. Seine Reiſe war, da die Gewäſſer ausgetreten, ſehr gefahrvoll. Auf der Ueberfahrt über die Saale bei Halle wäre er beinahe ertrunken. Bei ihm waren ſeine drei Söhne und Dr. Jonas. Zu dieſem ſagte er: „Lieber Doctor Jona! Wäre das dem Teufel nicht ein fein Wohlgefallen, wenn ich, Dr. Martinus, mit drei Söhnen und Euch im Waſſer erſöffe?“

An der Grenze des Mansfeldiſchen Gebietes holten ihn die Grafen mit 113 Pferden ein und erwieſen ihm die größte Ehre. Während der 21 Tage, die Luther in Eisleben zubrachte, predigte er viermal, communicirte zweimal und ordinirte zwei Prediger. Seine Unterhaltung über Tiſche blieb immer lebhaft und munter; daneben aber betete er alle Tage in dem Zimmer, wo man zu Nacht ſpeiſte, vor dem Schlafengehen eine halbe Stunde unter dem Fenſter ſehr ernſtlich und inbrünſtig, ſo daß ſich ſeine Tiſchgenoſſen nicht genug verwundern konnten. Nach verrichtetem Gebete wendete er

sich ganz fröhlich aus der Fensterbrüstung, nicht anders, als wenn er eine große Last abgelegt hätte, besprach sich noch eine halbe Stunde mit seinen Freunden und legte sich dann zu Bette. Die Briefe, die er um diese Zeit an seine Gattin schrieb, zeugen von seiner noch ungeschwächten geistigen Kraft und seiner unerschöpflichen Laune. Er scherzt über die Gefahren seiner Reise und spottet gutmüthig über die Besorgnisse Katharinens um seine Gesundheit.

Die Sorgen der Gattin waren aber nicht so vergeblich, als Luther meinte. Die Reise bei schlechter Witterung hatte ihm eine starke Erkältung zugezogen, so daß sich seine alten Uebel wieder einstellten. Dabei arbeitete er unausgesetzt fort, nicht nur in dem von den Fürsten ihm übertragenen Prozesse, sondern auch noch in kirchlichen Angelegenheiten. Mittwochs, den 17. Februar, nahm seine Krankheit merklich zu, und Gedanken des nahen Scheidens drängten sich vor seine abgearbeitete Seele. „Wie?" — rief er aus — „Ich bin hier zu Eisleben geboren und getauft; wenn ich auch hier bleiben sollte?" Ueber dem Mittagsessen redete er viel von Tod und Unsterblichkeit, und ob die Abgeschiedenen in einem andern Leben sich wieder kennen würden. Unter Anderm sagte er: „Wenn er seine lieben Landesherren vergleichen könne, wolle er heimgehen, sich in den Sarg legen und den Würmern seinen Leib zu essen geben." Vor dem Abendessen empfand er starkes Drücken auf der Brust, ging aber doch, als dies etwas nachließ, zum Essen hinunter, „weil Alleinsein nicht

Fröhlichkeit bringe", aß und unterhielt sich fröhlich, klagte aber nach dem Essen wieder. Man rieb ihn mit warmen Tüchern, was schon öfters angewendet worden war, ihm aber diesmal wenig Erquickung brachte.

Nun wurden die Aerzte Dr. Wild und Dr. Ludwig geholt. Auch Graf Albrecht von Mansfeld und seine Gemahlin kamen herbei, um sich nach dem Befinden ihres theuren Gastes zu erkundigen. Ersterer schabte dem Kranken selbst Einhorn und gab es ihm ein. Auf die Frage, „wie es ihm gehe?" antwortete Luther dem Grafen: „Es hat keine Noth, gnädiger Herr, es beginnt sich zu bessern." Darauf entfernte sich der Graf mit seiner Gemahlin wieder, ließ aber seinen Rath, Konrad von Wolframsdorf, zurück. Außerdem blieben bei dem Kranken Dr. Justus Jonas, M. Cölius, Prediger zu Eisleben, Johann Aurifaber, Jeremias Hamberger und sein Famulus Ambrosius.

Um 10 Uhr ging Luther schlafen. Vorher nahm er von allen Anwesenden gute Nacht und sagte zu Jonas und Cölius: „Betet ja mit den Andern um die Erhaltung des Evangeliums! Denn der Papst und das Concilium zu Trient sind ihm sehr feind." Ein Beweis, wie sehr ihm noch bis auf die letzte Stunde die Lehre, die er verkündigte, am Herzen lag.

Um 1 Uhr wachte er wieder auf, weckte den Dr. Jonas und sagte: „O Herr Gott! Doctor Jona, wie ist mir so übel! Mich drückt es so hart auf der Brust. Ich werde wohl zu Eisleben bleiben müssen." Jonas tröstete ihn. Lu-

ther aber ſtand auf, ging einigemal in der Stube auf und ab und betete: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt; du haſt mich erlöſet, Herr, du getreuer Gott!“ Da holte man ſeinen Wirth (den Stadtſchreiber von Eisleben), ſeine Wirthin, ſeine Söhne und alle ſeine Freunde herbei. Auch Graf Albrecht von Mansfeld kam wieder, begleitet von dem Grafen Heinrich von Schwarzburg. Unmittelbar darauf folgten auch die Gemahlinnen der beiden Grafen und reichten dem Kranken eigenhändig Arzneien. Dieſer aber ſeufzte: „Lieber Gott, mir iſt ſehr weh und angſt. Ich fahre dahin.“

Jonas und Cölius waren eifrig bemüht, ihn zu tröſten. „Ehrwürdiger Vater“, ſagte Jonas, „ruft euern lieben Herrn Jeſum Chriſtum an, unſern Hohenprieſter, den einigen Mittler! Ihr habt einen großen, guten Schweiß gethan; Gott wird Gnade verleihen, daß es wird beſſer werden.“ Doch Luther verſetzte: „Es iſt ein kalter, todter Schweiß; ich werde meinen Geiſt aufgeben; die Krankheit mehrt ſich.“ Darauf betete er wieder: „Mein himmliſcher Vater, ewiger barmherziger Gott! Du haſt mir deinen lieben Sohn, unſern Herrn Jeſum Chriſtum, geoffenbaret. Den habe ich gelehrt, den habe ich bekannt, den liebe ich, den ehre ich als meinen lieben Heiland und Erlöſer, welchen die Gottloſen verfolgen, ſchänden und ſchelten. Nimm meine Seele zu dir!“ Und dreimal brach er ſodann in die Worte, die Chriſtus am Kreuze geſprochen, aus: „Domine, in manus tuas commendo spiritum meum (Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt).“

Nachdem ihm hierauf die zärtlich besorgte Gräfin von Mansfeld wieder ein Linderungsmittel gereicht hatte, wurde er ruhig. Man rüttelte, rieb, kühlte ihn; aber er antwortete nicht. Endlich bog sich sein Herzensfreund Jonas über ihn hin und rief ihm laut zu: „Ehrwürdiger Vater, wollt ihr sterben auf die Lehre, wie ihr sie gepredigt habt?" Da ließ Luther ein starkes und kräftiges Ja vernehmen, worauf er verstummte und in Schlummer sank. Er antwortete nicht mehr, als man seinen Namen rief, holte tief, doch sanft Athem und entschlief mit ineinandergefalteten Händen, zwischen zwei und drei Uhr Morgens (18. Februar 1546), „ohne einige Unruhe, Quälung des Leibes oder Schmerzen des Todes", wie Jonas berichtet.

So starb Martin Luther im 63. Jahre seines Alters. Sein Geist wird ewig leben in der Geschichte seines Volkes, seiner Kirche, ja, der Menschheit. Wenn es aber in der Natur des Menschen liegt, auch die entseelte Hülle der Entschlafenen mit der Ehrfurcht zu behandeln, die wir ihrem Geiste schuldig sind, so dürfte auch noch davon etwas Weniges gesagt werden, wie es mit Luther's Bestattung gehalten worden. Schließlich wollen wir dann noch Einiges über die Schicksale seiner Hinterlassenen beifügen.

Die Fürsten hielten es für eine Ehrensache, den großen Todten bei sich zu haben, und machten sich das Recht seines Begräbnisses streitig. Gern hätten ihn die Grafen von Mansfeld in Eisleben behalten. Allein Kurfürst Johann Friedrich

von Sachsen gab dies nicht zu. Wittenberg, der Ort seines Wirkens und Kämpfens, sollte auch seine Ruhestätte werden. So wurde also die Leiche, nachdem sie unter feierlichen Ceremonien in Eisleben ausgestellt worden war, wobei Dr. Jonas eine herrliche Leichenpredigt gehalten, nach Wittenberg abgeführt. Es geschah dies am 20. Februar. Luther's Leichnam ruhte in einem zinnernen Sarge, eine Ehre, die sonst nur fürstlichen Personen erwiesen wurde. Ehe sich der Zug in Bewegung setzte, hielt M. Cölius noch eine rührende Predigt. Dann ging es unter dem Geläute aller Glocken fort. Fünfundvierzig Reiter bildeten die Bedeckung; unter ihnen befanden sich außer vielen Herren vom Adel der Fürst Wolfgang von Anhalt, der Graf Heinrich von Schwarzburg und die acht Grafen von Mansfeld, Albrecht, Philipp, Gebhard, Vollrath, Christoph, Georg, Johann Georg und Johann Wolfgang. Die angesehensten Bewohner Eislebens und eine große Masse Volks, ja sogar Frauen gingen zu Fuß mit. Ueberall, wo der Zug durchkam, zeigte sich die größte Theilnahme. Die Glocken wurden geläutet, Processionen kamen entgegen, Sterbelieder wurden unter häufigem Schluchzen mehr geweint, als gesungen. Oft mußte der Leichenwagen stillhalten, des Gedränges willen.

In Halle besonders war großer Zudrang. Aber über Alles feierlich war der Empfang der Leiche in Wittenberg selbst (am 22. Februar). Bei dem Elsterthore, demselben, vor welchem einst Luther die päpstliche Bulle verbrannt hatte,

ſtanden Rector und Profeſſoren der Univerſität, der Rath und die ganze Bürgerſchaft, dazu die Abgeordneten des Kurfürſten und viele Fürſten und Herren, die zu Wittenberg ſtudirten. Dieſe Alle gaben ihm das Geleite nach der Schloßkirche, wo er einſt die berühmten 95 Sätze angeſchlagen. Auch die betrübte Gattin, die auf einem einfachen Wäglein fuhr, folgte mit den Söhnen dem Sarge. Dr. Bugenhagen hielt die Leichenrede, konnte aber nicht zu Ende kommen, indem Thränen ſeine Worte erſtickten. Melanchthon, ebenfalls tief ergriffen, hielt eine lateiniſche Rede. Alle Anweſende weinten und ſchluchzten. Nahe bei der Kanzel, auf der Luther gelehrt hatte, ward der Sarg von Magiſtern der Univerſität in die Gruft geſenkt.

Als ein Jahr darauf Kaiſer Karl V. nach der Schlacht bei Mühlberg als Sieger in Wittenberg einzog und ſich unter Anderm auch das Innere der Schloßkirche zeigen ließ, wollten ihn die Feinde Luther's, der Herzog von Alba und der Cardinal Granvella, bereden, die Leiche wieder ausgraben und ſchimpflich verbrennen zu laſſen. Aber Karl ſprach das fürſtliche Wort: „Nur mit den Lebenden führe ich Krieg; laſſet die Todten ruhn!“

Hingegen war eben jene unruhige Zeit äußerſt drückend für die hinterlaſſene Wittwe Luther's. Sie mußte Wittenberg verlaſſen und floh nach Leipzig, wo ſie dem äußerſten Mangel ausgeſetzt war und Koſtgänger hielt, um ihr Leben zu friſten. Melanchthon nahm ſich der Verlaſſenen, ſo gut

Kaiser Carl V.
am Grabe Luther's in der Schlosskirche zu Wittenberg 1547.

er konnte, als treuer Freund an. Später kehrte sie dann wieder nach Wittenberg zurück. Als aber die Pest daselbst ausgebrochen war (1552) und sie mit ihren Kindern nach Torgau wollte, hatte sie auf der Reise einen Unfall, der ihr Ende beschleunigte. Die Pferde wurden scheu; sie stürzte aus dem Wagen, fiel in eine Wasserlache und zog sich durch Schreck und Erkältung eine Krankheit zu, an der sie bald nachher starb. Sie wurde — ebenfalls unter großen Ehrenbezeugungen — in der Torgauer Pfarrkirche begraben.

Ueber die Nachkommen Luther's haben wir schon Bd. III, S. 241 das Nöthige berichtet. Was seine Freunde betrifft, so war Spalatin schon 1545 gestorben; die Andern überlebten ihn längere oder kürzere Zeit. Jonas starb 1555, Bugenhagen 1558, Melanchthon 1560 und Amsdorf 1563.

Auf Melanchthon hatte Luther's Hinscheiden den schmerzlichsten Eindruck gemacht. „Der Schmerz, der in meinem „Innern tobt", schrieb er damals, „ist unbeschreiblich. Wie „wenn zwei Reisende einen und denselben Weg gehen, und „nachdem sie ihn lange gegangen sind, der Eine todt hinfällt „und der Andere jammert, so jammere ich um meinen Luther. „Auch glaubte ich immer vor ihm aus der Welt zu gehen, und „muß ihn doch noch überleben! Wer weiß, was der Herr noch „über uns beschlossen hat! Denn ich sehe nun wohl, ich habe „noch nicht genug gearbeitet; darum läßt mich der Herr noch „leben. Auch ich muß wirken, dieweil es Tag ist. Ich

„preise Luthern glücklich, daß er keinen Krieg der Religion „wegen erlebte. Ich werde vielleicht nicht so glücklich sein."

Ueberhaupt wurde Luther's Verlust durch ganz Deutschland mit der tiefsten Wehmuth empfunden. Blitzschnell flog die Trauerbotschaft von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, und jeder Anhänger der gereinigten Lehre weihte dem Andenken des großen Mannes einen Thränenzoll. Die ausgezeichnetsten Gelehrten richteten an die hinterlassene Wittwe tröstende Beileidschreiben, und selbst von Fürsten gingen dergleichen ein. Doch das Mitgefühl der mächtigen Freunde des Verstorbenen beschränkte sich nicht blos auf Worte, sondern äußerte sich auch durch Thaten. Der Kurfürst von Sachsen ließ den Vormündern der Kinder 2000 Gulden auszahlen und stellte den ältesten Sohn Johannes bei seiner Kanzlei an. Auch die Grafen von Mansfeld schenkten der Wittwe und den Kindern 2000 Gulden. Die obenerwähnten traurigen Umstände, in welche Katharina trotzdem nachmals gerieth, waren die Folgen des Schmalkaldischen Kriegs, in dem der Kurfürst Johann Friedrich Kur und Land verlor. Doch übernahm sein Nachfolger, Kurfürst Moritz, später die Versorgung Katharinens und schützte sie durch einen Jahrgehalt vor Mangel.

Kurfürst Johann Friedrich war auch anfangs Willens, das Grabmal Luther's mit einem Denkmale zu schmücken, auf dem die Statue des Reformators in Lebensgröße stehen sollte. Allein die Kriegswirren verhinderten die Ausführung dieses Beschlusses, und der Kurfürst mußte sich begnügen, über dem

Grabe an der Wand eine meſſingene Tafel anbringen zu laſſen, worauf die lateiniſchen Worte ſtanden: „Martini Lutheri, sacrae theologiae doctoris, corpus hoc loco sepultum est, qui anno Christi MDXLVI die XII ante calendas Martii Eislebii, in patria sua, morte obiit, cum vixisset annos LXIII, menses II, dies X (Hier liegt der Leib Martin Luther's, Doctors der heiligen Gottesgelahrtheit, welcher im Jahre Chriſti 1546, am 18. Februar, in Eisleben, ſeiner Vaterſtadt, mit Tode abging, nachdem er 63 Jahre, 2 Monate und 10 Tage gelebt hatte).

Melanchthon machte ſeinem Freunde außerdem folgende poetiſche Grabſchrift:

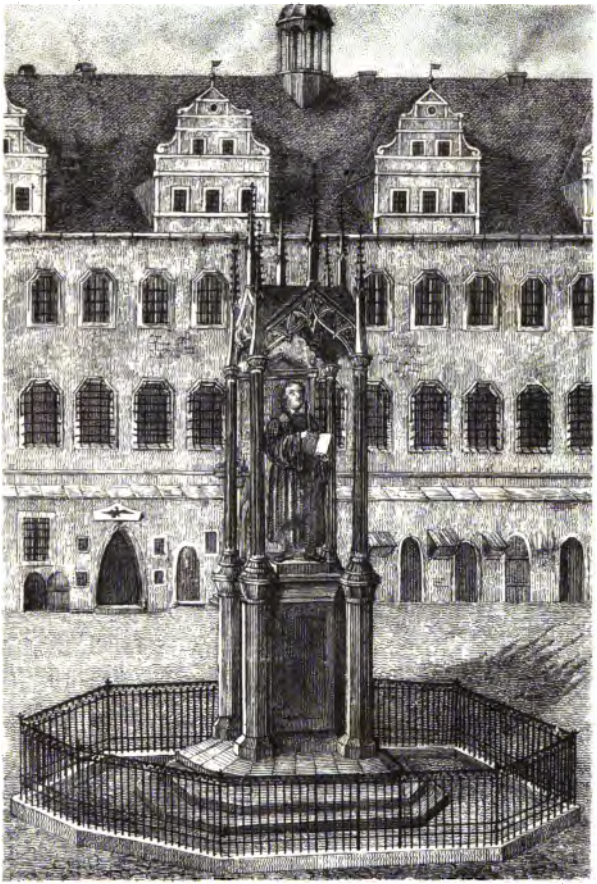
Qui Christum docuit pure et bona plurima fecit,
Lutheri hac urna molliter ossa cubant.

Friedlich und ſanft ruht hier an geweihter Stätte die Aſche
Luther's, welcher zum Licht muthig die Menſchheit geführt.

Die neuere Zeit hat endlich dem unſterblichen Reformator das verdiente Denkmal geſetzt. Wer ſollte es nicht kennen? Es ſteht auf dem Markte zu Wittenberg, iſt von Gußeiſen und wurde von König Friedrich Wilhelm III. von Preußen im Jahre 1821 errichtet. Faſt das ganze evangeliſche Deutſchland hat dazu beigeſteuert.

Ein weit ſchöneres und dauerhafteres Denkmal aber hat ſich Luther ſelbſt geſetzt in dem Tempel der Geſchichte und in dem Herzen jedes proteſtantiſchen Chriſten. Noch genie-

ßen wir dankend die Früchte des Baums, den er gepflanzt, und ſo lange Wurzel und Stamm deſſelben geſund bleiben, wird er luſtig fortgrünen, ſeine hundertbogigen Aeſte immer weiter ausbreiten und noch tauſend und abertauſend Geſchlechtern erquickenden Schatten geben.



Luthers Denkmal zu Wittenberg.
den 31. Octbr. 1821.

Fünfzehntes Capitel.

Schlußbetrachtung.

Ihm bleibt siegender Ruhm. Wenn längst der Obelisk,
Seinem Grundstein entstürzt, nicht mehr der Nachwelt ruft
Und, in Trümmern zerstreut, kaum noch den Wandrer lockt,
Bleibt ihm siegender Ruhm gewiß.

Dunker.

Licht aller Welt und Freiheit allen Landen!
Tag allen Völkern! Ordnung, Recht und Friede!
Das ist der Bibelspruch der neuen Aera.

Bechstein's „Luther."

Obwohl nun unsere Geschichte eigentlich zu Ende ist, so können wir doch nicht schließen, ohne noch in einem letzten Capitel, in einer Schlußbetrachtung ein Gesammturtheil über den Charakter und das Wirken des Mannes zu geben, dessen Thaten und Schicksale uns durch drei Bände beschäftigt haben.

Nicht bei allen großen Männern — sagt ein geistreicher

Beurtheiler Luther's*) — äußert sich das Eigenthümliche ihrer Geisteskräfte auf einerlei Art. Einige scheinen, unabhängig von Zeitumständen und äußerer Lage, sich den Schauplatz ihrer Wirksamkeit gleichsam selbst zu schaffen; Andere werden oft nur durch einen glücklichen Zufall zu den größten und bewundernswürdigsten Unternehmungen bestimmt; noch Andere verdoppeln nach den ersten vielleicht unbedeutenden Aeußerungen ihrer Talente die Anstrengung ihrer rastlosen Thätigkeit in eben dem Verhältniß, in welchem sich bald die Erleichterungsmittel, bald auch die Schwierigkeiten ihres Endzwecks vermehren, und erheben sich so nicht allein über die gewöhnliche Wirkungssphäre ihrer Zeitgenossen, sondern auch zu Wohlthätern des Menschengeschlechts. In diese dritte Classe gehört Luther. Die ersten Proben seines selbstthätigen Geistes waren nur unvollkommene Versuche in Vergleich mit dem, was er in der Folge leistete, wenn sie gleich seinem Herzen; als Beweise warmer Menschenliebe und ungeheuchelter Gottesverehrung, gerechte Ehre machen. Er mußte erst Hindernisse und Gefahren auf dem einmal betretenen Wege entdecken, mußte erst zahlreiche und mächtige Feinde zu bekämpfen finden, ehe er in seiner ganzen Größe erschien und durch unermüdeten Forschungsgeist, unbestechliche Wahrheitsliebe und unerschütterlichen Muth zum Gegen-

*) E. K. Wieland, Charakteristik Dr. Martin Luther's. Chemnitz, 1801.

stande der Bewunderung seines Jahrhunderts und der Nachwelt wurde.

Luther gehörte zu den seltenen Köpfen, die mit verhältnißmäßig geringen Hülfsmitteln große Dinge zu bewirken, unglaubliche Veränderungen hervorzubringen vermögen. Er war und ward alles durch sich selbst, und die unter das Joch des Aberglaubens und des geistlichen Despotismus gebeugte Menschheit verdankt ihm ihre Veredlung und die Wiedereinsetzung in ihre verkannten, Jahrhunderte hindurch unterdrückten Rechte. In einem Zeitalter, wo man wenig oder gar nicht zu denken und zu forschen gewohnt war, benutzte er die Bruchstücke der wiederauflebenden Literatur, die er mit unermüdetem Fleiß theils schon auf der Schule, theils in seinen akademischen Jahren gesammelt hatte, zur gründlichen Auslegung der heiligen Schrift und zu einer zweckmäßigen Verbesserung des ganzen Religionsunterrichts sowohl auf dem Katheder, als auf der Kanzel. Ein zu großer Geist, um der Empfindungen des Neides und der Eifersucht fähig zu sein, ließ er fremden Verdiensten gern Gerechtigkeit wiederfahren, ging jedoch dabei beständig seinen eignen Weg, und die glücklichen Ideen der besten Köpfe seines Jahrhunderts wurden in seinen Händen höchstens nur zu Werkzeugen, nie aber zu Quellen seiner weitern Fortschritte in der Aufklärung. Er erhob, besonders durch seine Bibelübersetzung, die deutsche Sprache aus ihrer bisherigen Vernachlässigung und Barbarei. Er belehrte Fürsten und Bür-

ger von ihren wechselseitigen Rechten und Pflichten weit gründlicher und richtiger, als es die scharfsinnigsten Rechtsgelehrten in ihren Werken gethan hatten und noch lange nach seiner Zeit thaten. Kurz, er ergriff und benutzte jede Gelegenheit, Vorurtheile zu bekämpfen und gemeinnützige Wahrheiten auszubreiten, und würde gewiß noch weit mehr geleistet haben, wenn ihm nicht theils verschiedene theologische Streitigkeiten, theils andere zerstreuende Störungen den größten Theil seiner Muße geraubt hätten.

Wenn Luther, von der Seite seines vielumfassenden Geistes betrachtet, unsere Bewunderung verdient, so wird er uns durch seinen Charakter liebenswürdig und zu einem Gegenstande gerechter Verehrung. Er war genügsam und mäßig, freimüthig und unerschrocken, uneigennützig und wohlthätig, großmüthig und bescheiden, warmer Gottesverehrer und thätiger Menschenfreund.

Die Genügsamkeit, an die er schon in früher Jugend und bei seinem strengen Klosterleben sich gewöhnt hatte, kann als die Grundlage des größten Theils seiner übrigen Tugenden betrachtet werden. Sie war es, die ihn mäßig in Rücksicht jeder Art von Genüssen und zugleich jener Heiterkeit der Seele fähig machte, die eine Tochter der Mäßigkeit und die fruchtbare Mutter großer Ideen und Handlungen ist. Auf einen kleinen Kreis von Bedürfnissen eingeschränkt, war er ein Feind aller sinnlichen Ausschweifungen, und nur die Stimme der hämischen Verleumdung, die er durch seine

Gustav Adolphs Tod in der Schlacht bei Lützen d. 6. Nov. 1632.

einfache Lebensweise hinlänglich widerlegte, wagte es, ihn der Unmäßigkeit zu beschuldigen. Weit davon entfernt, seinem Körper die Herrschaft über den edlern Theil seiner Menschheit einzuräumen, versagte er sich sogar oft den möglichen Genuß mancher angebotenen Bequemlichkeiten und schien zuweilen Tage lang aller körperlichen Bedürfnisse ganz zu vergessen. Aber eben so weit entfernt von mürrischer Laune und stolzer Verachtung der durch die ganze Schöpfung verbreiteten Einladungen zum Genuß gemäßigter und vernünftiger Fröhlichkeit, war er auch aufgeweckt und munter in dem gesellschaftlichen Kreise seiner Freunde und Tischgenossen und lehrte durch sein Beispiel die große Kunst, schuldloser Annehmlichkeiten des Lebens eben so leicht zu entbehren, als sie zur Sammlung neuer Kräfte und zur Erweckung froher Dankgefühle gegen die überall sichtbare Güte des Schöpfers zweckmäßig zu benutzen.

Eben diese Kunst, zu entbehren, erhob ihn über alle Menschenfurcht und über das niedrige Bedürfniß, seine wahren Gesinnungen unter der gefälligen Hülle der Schmeichelei zu verbergen. Mit einem Worte, er war freimüthig, unerschrocken und standhaft, eben weil er genügsam und mäßig war. Frei von den Vorwürfen eines strafenden Gewissens und unbekannt mit den verführerischen Reizen ausschweifender Begierden, genoß er jener erhabenen Gemüthsruhe, die das tröstende Bewußtsein der strengsten Erfüllung unserer Pflichten begleitet und durch keine zufällige Verände-

rung unſrer äußerlichen Lage vermehrt oder vermindert werden kann. Nur in ſich ſelbſt ſuchte und fand er die Quellen der wahren Glückſeligkeit, deren Beſitz ſowohl ſein immer thätiger Geiſt, als ſein mit den Gefühlen allgemeinen Wohlwollens erfülltes Herz ihm ſicherte. Er ſetzte daher keinen Werth auf die Vorzüge und Geſchenke des Glücks, deren Erwerbung und Verluſt von den Launen menſchlicher Gunſt oder menſchlichen Haſſes abhängt. Daher ſeine unerſchütterliche Standhaftigkeit, ſeine heldenmüthige Unerſchrockenheit bei drohenden Gefahren, ſeine unbeſtechliche Wahrheitsliebe in der freimüthigen Beurtheilung fremder Fehler, deren nachtheiligen Einfluß auf Menſchenwohl und Religionsintereſſe er bemerkt hatte. Kein Anſehen der Perſon war vermögend, ſeinen lauten und oft ſtrengen Tadel zu mildern oder abzuwenden, wie er dies durch ſeine wiederholten heftigen Aeußerungen wider mehrere der erklärteſten Feinde der Reformation, den König Heinrich von England, den Kurfürſten Albrecht von Mainz, den Herzog Heinrich von Braunſchweig und den Herzog Georg von Sachſen, hinlänglich bewies. Mit ähnlicher, ganz unparteiiſcher Freimüthigkeit rügte er aber auch die Fehler ſolcher Perſonen, die er wegen ihrer Tugenden und wegen ihrer der gereinigten Lehre günſtigen Geſinnungen liebte und hochſchätzte. So tadelte er an Kurfürſt Friedrich dem Weiſen ſeine ſchüchterne Lauigkeit bei dem Anfange der Kirchenverbeſſerung, an Kurfürſt Johann dem Beſtändigen ſeine Nachgiebigkeit gegen den Uebermuth des

Adels, an Kurfürst Johann Friedrich dem Großmüthigen seine zu große Jagdliebe und an Landgraf Philipp von Hessen sein unbezähmbares Kriegsfeuer.

Auch die edle Uneigennützigkeit Luther's war eine Wirkung jener zufriedenen Genügsamkeit, durch die er sich so vortheilhaft auszeichnete. Er huldigte nie den unmäßigen Begierden nach Reichthum und Größe, und an eine glückliche Mittelmäßigkeit gewöhnt, würdigte er mögliche und glänzende Verschönerungen seiner äußerlichen Lage keiner Aufmerksamkeit. Vergebens waren daher alle Bestechungsversuche des päpstlichen Hofes, ihn zum Widerruf zu bewegen.

Luther's Großmuth war eine Folge seiner thätigen Menschenliebe. Voll des erhabenen Gedankens, daß nichts als die unermüdete Wirksamkeit zur Beförderung ächten Menschenwohls ihn seiner Bestimmung näher bringen könne, bedurfte er keiner äußern Beweggründe zur Unternehmung guter und gemeinnütziger Handlungen. Weder die Gleichgültigkeit, noch die Undankbarkeit seiner Zeitgenossen konnte ihn auf seiner ehrenvollen Laufbahn aufhalten, weil er nichts für sich selbst, sondern Alles nur für die gute Sache der Religion that. Er vergab daher gern persönliche, ihn allein betreffende Beleidigungen und bewies diese Versöhnlichkeit hinlänglich durch sein Betragen gegen den schwärmerischen Karlstadt und andere seiner Zeitgenossen. Mit nie erkaltendem Eifer widersetzte er sich dagegen den Feinden der gereinigten Lehre und den Urhebern gefährlicher Spaltungen unter

den Anhängern der Reformation, weil er beide für Feinde des lebendigen Gottes und sich nach seiner Ueberzeugung für verpflichtet hielt, sich jeder Gemeinschaft mit ihnen, jeder Schonung in seinem Benehmen gegen sie zu enthalten.

Mit Luther's Großmuth und thätiger Menschenliebe stand seine Bescheidenheit in der genauesten Verbindung. Nie machte er sich ein Verdienst aus der strengen Erfüllung seiner Berufspflichten; nie wähnte er schon an dem großen Ziele zu sein, welches er durch seine rühmlichen Bemühungen zu erreichen trachtete; und selbst bei den größten Anstrengungen seiner gemeinnützigen Thätigkeit glaubte er noch immer viel zu thun übrig zu haben. Daher seine Gleichgültigkeit gegen das ohnehin zweideutige Lob kurzsichtiger Menschen, sein edler Unwille über äußere Ehrenbezeugungen, die für ihn keinen Werth hatten, ja in seinen Augen dem heilsamen Reformationswerke mehr schadeten als nützten, indem sie die Widersacher zu doppelter Erbitterung reizten. Dies war der Grund, warum er, um nur ein paar Beispiele anzuführen, die Anhänger der gereinigten Lehre schlechterdings nicht nach seinem Namen benannt wissen wollte, warum er ferner die Veranstaltung Melanchthons, nach welcher ihm die Wittenberger Studenten mehr äußere Achtung, als den übrigen akademischen Lehrern erwiesen, nicht zu billigen vermochte.

Alle diese schönen und erhabenen Züge in Luther's Charakter erhielten durch seine ungeheuchelte Gottesfurcht einen neuen Glanz. Er war fromm; aber seine Frömmig-

keit war nicht etwa, wie dies bei gemeinen Menschenseelen so oft der Fall ist, das Werk kleinlicher Furchtsamkeit oder thörichten Aberglaubens; solche Schwachheiten fanden in seiner großen Seele keinen Platz. Kindliches Zutrauen zu der Vatergüte seines Schöpfers, Gefühle der Dankbarkeit und Liebe gegen den unendlichen Wohlthäter des Menschengeschlechts erhoben ihn über alle irdischen Verhältnisse und ließen ihn seine höchste Glückseligkeit in der innigen Verbindung mit dem himmlischen Vater suchen. Daher seine hohe Meinung von dem Nutzen und der Wirksamkeit des Gebets; daher seine heldenmüthige Glaubensstärke, die ihn jedem Ungewitter Trotz bieten und ihn nicht nur einer frohen Ewigkeit, sondern auch dem segensvollen Fortgang der von ihm unternommenen Kirchenverbesserung mit beruhigender Ueberzeugung entgegensehen ließ.

Ein Mann von so seltenen und großen Eigenschaften mußte nothwendig auf allen Seiten, wo seine Wirksamkeit sich äußerte, große und außerordentliche Wirkungen hervorbringen. Und so hat er denn auch in der That die wichtigsten Veränderungen zum Besten der allgemeinen Aufklärung, des Staates und der Kirche bewirkt.

Ihm verdanken die gebildetern Völker Europens den ersten Anlaß zum Nachdenken über die wichtigste Angelegenheit des Menschen, über die Religion. Er vertrieb die scholastische Theologie von den Universitäten und führte dafür das Studium der heiligen Schrift und der Kirchenväter ein. Er

ſtimmte den Ton der öffentlichen Kanzelvorträge, die bis zu ſeiner Zeit für Verſtand und Herz der Zuhörer gleich unfruchtbar geweſen waren, um und lehrte durch ſein eignes Beiſpiel die Möglichkeit, ſie für die zahlreichern Volksclaſſen verſtändlich und zur Ausbreitung gemeinnütziger Wahrheiten geſchickt zu machen. Er gewöhnte durch ſeine heilſame Reformationsarbeit das Volk an die Bekämpfung verjährter Vorurtheile in Glaubensſachen. Die natürliche Folge davon war, daß man bald anfing, auch andere, gleich tiefgewurzelte Vorurtheile zwar noch nicht abzulegen, aber ſchon mit wachſender Gleichgültigkeit zu betrachten und die ſpätere Nachwelt zur Ausrottung derſelben vorzubereiten.

Nicht minder wichtig war der politiſche Einfluß, den Luther's Werk auf die Geſtaltung der Dinge in Europa und namentlich in Deutſchland übte. Wir haben zwar geſehen, wie Luther alles Politiſche fern zu halten ſuchte, und mit Recht, und wie er ſogar, den Aufrührern gegenüber, ein Syſtem vertheidigte, dem wir nicht in allen Theilen beiſtimmen konnten, wenn wir gleich die religiöſe Grundlage deſſelben ehrten*). Allein wenn auch Luther ſelbſt keine Sache der Politik aus der Reformation machen wollte, ſo ward ſie's doch durch die Umſtände. Daß ſie z. B. den deutſchen Fürſten Anlaß gegeben, die Mittelmacht zu heben und die Gewalt des Reichsoberhauptes zu beſchränken, iſt Thatſache. Daß dann durch den dreißigjährigen Krieg, in welchem die proteſtantiſchen

*) Bd. III, Cap. 4, S. 141 u. 142.

Mächte mit dem katholischen Richelieu eine Allianz schlossen, die Umgestaltung des kirchlichen Interesses in das politische vollendet wurde, ist ebenfalls nicht zu bestreiten. Diente doch der westphälische Friede (1648) weit mehr der Herstellung des europäischen Gleichgewichts, als der Kirchensache! — Abgesehen aber davon, daß durch die Reformation neue Staatsverhältnisse zwischen dem Oberhaupte und den Gliedern des deutschen Reichs entstanden, wurde durch dieselbe auch die Stellung der geistlichen Gewalt zu der weltlichen eine ganz veränderte, und dies kam nicht blos den protestantischen Fürsten, sondern auch denjenigen Herrschern zu gute, welche dem Katholicismus zugethan blieben. Hatten diese sich früher mit sklavischer Unterwürfigkeit unter das Joch des geistlichen Despotismus geschmiegt und um zeitlicher, durch des Papstes Begünstigung zu erlangender Vortheile willen dem päpstlichen Interesse geschmeichelt, so wußten sie jetzt ihre Freundschaft dem römischen Hofe wichtig und unentbehrlich zu machen. Waren sie auch zu sehr für die Religion ihrer Väter eingenommen, um die gereinigte Lehre anzunehmen, so fingen sie doch an, über das wahre Verhältniß zwischen Kirche und Staat nachzudenken und sich der schimpflichen Abhängigkeit von der herrschsüchtigen Klerisei mit um so besserem Fortgange zu entziehen, je weniger die letztere es wagen durfte, durch neue Proben ihres Uebermuthes sie aufzubringen und zur völligen Trennung von der römischkatholischen Kirche zu reizen.

Noch unmittelbarer, als auf die Politik, wirkte die Reformation auf die Wissenschaft. Ja, der Protestantismus war es eigentlich, der erst die Wissenschaft im höhern Sinne des Wortes schuf. Wohl hat auch die katholische Kirche theilweise Aufklärung befördert, und Päpste, wie Leo X. und Sixtus V., haben großartige wissenschaftliche Unternehmungen begünstigt; aber durchgreifend gewirkt zu haben auf die ganze Art und Weise, die Wissenschaft zu behandeln, kritisch und philosophisch, ist Verdienst des Protestantismus. Die Jesuiten haben z. B. mancherlei schöne Kenntnisse verbreitet, aber es waren dies immer nur solche, von denen sie den Einfluß auf die freiere Denkweise fern halten zu können meinten, wie z. B. die mathematischen, die sogenannten exacten Wissenschaften, die sich abgesondert von aller religiösen und sittlichen Speculation behandeln lassen. Der Protestantismus hat aber gerade die Wissenschaften gefördert, die in das geistige Leben der Menschheit eingreifen, die eine edle, freie Gesinnung bilden und wieder zurückwirken auf die großen Gebiete der sittlichen Freiheit, auf die Gebiete der Religion und der Politik. Zunächst waren es die alten Sprachen, welche der Geist der Reformation mit entschiedener Vorliebe ergriff. Die Philologie, d. h. die Wissenschaft des classischen Alterthums, ist eine Tochter der protestantischen Theologie. An das philologische Studium reihte sich dann das historische von selbst an, und zwar das kritisch-historische und mit ihm das philosophische. Zwar hat sich

die eigentliche Philoſophie als Wiſſenſchaft erſt ſpäter ausgebildet, und gewiſſermaßen unabhängig von der Reformation und der Kirche überhaupt. Aber doch iſt in den Syſtemen eines Leibnitz, Wolf, Descartes, Kant, Fichte u. ſ. w. der Einfluß des Proteſtantismus nicht zu verkennen *).

Bei dieſer Gelegenheit möge uns auch ein Wort über die Schulen verſtattet werden. Alle Reformatoren, faſt ohne Ausnahme, haben ſich um dieſe Pflanzſtätten der Religion und Tugend verdient gemacht, weil ſie wohl wußten, daß nicht von oben herab, ſondern von unten herauf reformatoriſch gewirkt werden müſſe. Luther ſelbſt äußerte ſich, wenn er nicht Prediger wäre, ſo möchte er wohl am liebſten Schulmeiſter ſein, und ihm verdankt der edle Schullehrerſtand die Würde, die ihm mit Recht gebührt. Auf ſeinen und ſeiner Mitarbeiter Rath wurden in Sachſen und andern proteſtantiſchen Ländern die eingezogenen Kirchen- und Kloſtergüter, anſtatt ſie dem habſüchtigen Adel anheimfallen zu laſſen, zu Dotirungen für Schulen verwendet und die Kloſtergebäude in Schulgebäude verwandelt. Unter den auf dieſe Weiſe gegründeten und größtentheils noch jetzt beſtehenden Anſtalten nennen wir beiſpielsweiſe nur die berühmten Fürſtenſchulen zu Pforta, Grimma und Meißen.

Blicken wir hiernächſt auf das bürgerliche Leben, ſo drängen ſich gewiſſe Beobachtungen über Fleiß, Induſtrie

*) Hagenbach II, 296. ff.

einfache Lebensweise hinlänglich widerlegte, wagte es, ihn der Unmäßigkeit zu beschuldigen. Weit davon entfernt, seinem Körper die Herrschaft über den edlern Theil seiner Menschheit einzuräumen, versagte er sich sogar oft den möglichen Genuß mancher angebotenen Bequemlichkeiten und schien zuweilen Tage lang aller körperlichen Bedürfnisse ganz zu vergessen. Aber eben so weit entfernt von mürrischer Laune und stolzer Verachtung der durch die ganze Schöpfung verbreiteten Einladungen zum Genuß gemäßigter und vernünftiger Fröhlichkeit, war er auch aufgeweckt und munter in dem gesellschaftlichen Kreise seiner Freunde und Tischgenossen und lehrte durch sein Beispiel die große Kunst, schuldloser Annehmlichkeiten des Lebens eben so leicht zu entbehren, als sie zur Sammlung neuer Kräfte und zur Erweckung froher Dankgefühle gegen die überall sichtbare Güte des Schöpfers zweckmäßig zu benutzen.

Eben diese Kunst, zu entbehren, erhob ihn über alle Menschenfurcht und über das niedrige Bedürfniß, seine wahren Gesinnungen unter der gefälligen Hülle der Schmeichelei zu verbergen. Mit einem Worte, er war freimüthig, unerschrocken und standhaft, eben weil er genügsam und mäßig war. Frei von den Vorwürfen eines strafenden Gewissens und unbekannt mit den verführerischen Reizen ausschweifender Begierden, genoß er jener erhabenen Gemüthsruhe, die das tröstende Bewußtsein der strengsten Erfüllung unserer Pflichten begleitet und durch keine zufällige Verände-

rung unsrer äußerlichen Lage vermehrt oder vermindert werden kann. Nur in sich selbst suchte und fand er die Quellen der wahren Glückseligkeit, deren Besitz sowohl sein immer thätiger Geist, als sein mit den Gefühlen allgemeinen Wohlwollens erfülltes Herz ihm sicherte. Er setzte daher keinen Werth auf die Vorzüge und Geschenke des Glücks, deren Erwerbung und Verlust von den Launen menschlicher Gunst oder menschlichen Hasses abhängt. Daher seine unerschütterliche Standhaftigkeit, seine heldenmüthige Unerschrockenheit bei drohenden Gefahren, seine unbestechliche Wahrheitsliebe in der freimüthigen Beurtheilung fremder Fehler, deren nachtheiligen Einfluß auf Menschenwohl und Religionsinteresse er bemerkt hatte. Kein Ansehen der Person war vermögend, seinen lauten und oft strengen Tadel zu mildern oder abzuwenden, wie er dies durch seine wiederholten heftigen Aeußerungen wider mehrere der erklärtesten Feinde der Reformation, den König Heinrich von England, den Kurfürsten Albrecht von Mainz, den Herzog Heinrich von Braunschweig und den Herzog Georg von Sachsen, hinlänglich bewies. Mit ähnlicher, ganz unparteiischer Freimüthigkeit rügte er aber auch die Fehler solcher Personen, die er wegen ihrer Tugenden und wegen ihrer der gereinigten Lehre günstigen Gesinnungen liebte und hochschätzte. So tadelte er an Kurfürst Friedrich dem Weisen seine schüchterne Lauigkeit bei dem Anfange der Kirchenverbesserung, an Kurfürst Johann dem Beständigen seine Nachgiebigkeit gegen den Uebermuth des

Adels, an Kurfürst Johann Friedrich dem Großmüthigen seine zu große Jagdliebe und an Landgraf Philipp von Hessen sein unbezähmbares Kriegsfeuer.

Auch die edle Uneigennützigkeit Luther's war eine Wirkung jener zufriedenen Genügsamkeit, durch die er sich so vortheilhaft auszeichnete. Er huldigte nie den unmäßigen Begierden nach Reichthum und Größe, und an eine glückliche Mittelmäßigkeit gewöhnt, würdigte er mögliche und glänzende Verschönerungen seiner äußerlichen Lage keiner Aufmerksamkeit. Vergebens waren daher alle Bestechungsversuche des päpstlichen Hofes, ihn zum Widerruf zu bewegen.

Luther's Großmuth war eine Folge seiner thätigen Menschenliebe. Voll des erhabenen Gedankens, daß nichts als die unermüdete Wirksamkeit zur Beförderung ächten Menschenwohls ihn seiner Bestimmung näher bringen könne, bedurfte er keiner äußern Beweggründe zur Unternehmung guter und gemeinnütziger Handlungen. Weder die Gleichgültigkeit, noch die Undankbarkeit seiner Zeitgenossen konnte ihn auf seiner ehrenvollen Laufbahn aufhalten, weil er nichts für sich selbst, sondern Alles nur für die gute Sache der Religion that. Er vergab daher gern persönliche, ihn allein betreffende Beleidigungen und bewies diese Versöhnlichkeit hinlänglich durch sein Betragen gegen den schwärmerischen Karlstadt und andere seiner Zeitgenossen. Mit nie erkaltendem Eifer widersetzte er sich dagegen den Feinden der gereinigten Lehre und den Urhebern gefährlicher Spaltungen unter

den Anhängern der Reformation, weil er beide für Feinde des lebendigen Gottes und sich nach seiner Ueberzeugung für verpflichtet hielt, sich jeder Gemeinschaft mit ihnen, jeder Schonung in seinem Benehmen gegen sie zu enthalten.

Mit Luther's Großmuth und thätiger Menschenliebe stand seine Bescheidenheit in der genauesten Verbindung. Nie machte er sich ein Verdienst aus der strengen Erfüllung seiner Berufspflichten; nie wähnte er schon an dem großen Ziele zu sein, welches er durch seine rühmlichen Bemühungen zu erreichen trachtete; und selbst bei den größten Anstrengungen seiner gemeinnützigen Thätigkeit glaubte er noch immer viel zu thun übrig zu haben. Daher seine Gleichgültigkeit gegen das ohnehin zweideutige Lob kurzsichtiger Menschen, sein edler Unwille über äußere Ehrenbezeugungen, die für ihn keinen Werth hatten, ja in seinen Augen dem heilsamen Reformationswerke mehr schadeten als nützten, indem sie die Widersacher zu doppelter Erbitterung reizten. Dies war der Grund, warum er, um nur ein paar Beispiele anzuführen, die Anhänger der gereinigten Lehre schlechterdings nicht nach seinem Namen benannt wissen wollte, warum er ferner die Veranstaltung Melanchthons, nach welcher ihm die Wittenberger Studenten mehr äußere Achtung, als den übrigen akademischen Lehrern erwiesen, nicht zu billigen vermochte.

Alle diese schönen und erhabenen Züge in Luther's Charakter erhielten durch seine ungeheuchelte Gottesfurcht einen neuen Glanz. Er war fromm; aber seine Frömmig-

keit war nicht etwa, wie dies bei gemeinen Menschenseelen so oft der Fall ist, das Werk kleinlicher Furchtsamkeit oder thörichten Aberglaubens; solche Schwachheiten fanden in seiner großen Seele keinen Platz. Kindliches Zutrauen zu der Vatergüte seines Schöpfers, Gefühle der Dankbarkeit und Liebe gegen den unendlichen Wohlthäter des Menschengeschlechts erhoben ihn über alle irdischen Verhältnisse und ließen ihn seine höchste Glückseligkeit in der innigen Verbindung mit dem himmlischen Vater suchen. Daher seine hohe Meinung von dem Nutzen und der Wirksamkeit des Gebets; daher seine heldenmüthige Glaubensstärke, die ihn jedem Ungewitter Trotz bieten und ihn nicht nur einer frohen Ewigkeit, sondern auch dem segensvollen Fortgang der von ihm unternommenen Kirchenverbesserung mit beruhigender Ueberzeugung entgegensehen ließ.

Ein Mann von so seltenen und großen Eigenschaften mußte nothwendig auf allen Seiten, wo seine Wirksamkeit sich äußerte, große und außerordentliche Wirkungen hervorbringen. Und so hat er denn auch in der That die wichtigsten Veränderungen zum Besten der allgemeinen Aufklärung, des Staates und der Kirche bewirkt.

Ihm verdanken die gebildetern Völker Europens den ersten Anlaß zum Nachdenken über die wichtigste Angelegenheit des Menschen, über die Religion. Er vertrieb die scholastische Theologie von den Universitäten und führte dafür das Studium der heiligen Schrift und der Kirchenväter ein. Er

stimmte den Ton der öffentlichen Kanzelvorträge, die bis zu seiner Zeit für Verstand und Herz der Zuhörer gleich unfruchtbar gewesen waren, um und lehrte durch sein eignes Beispiel die Möglichkeit, sie für die zahlreichern Volksclassen verständlich und zur Ausbreitung gemeinnütziger Wahrheiten geschickt zu machen. Er gewöhnte durch seine heilsame Reformationsarbeit das Volk an die Bekämpfung verjährter Vorurtheile in Glaubenssachen. Die natürliche Folge davon war, daß man bald anfing, auch andere, gleich tiefgewurzelte Vorurtheile zwar noch nicht abzulegen, aber schon mit wachsender Gleichgültigkeit zu betrachten und die spätere Nachwelt zur Ausrottung derselben vorzubereiten.

Nicht minder wichtig war der politische Einfluß, den Luther's Werk auf die Gestaltung der Dinge in Europa und namentlich in Deutschland übte. Wir haben zwar gesehen, wie Luther alles Politische fern zu halten suchte, und mit Recht, und wie er sogar, den Aufrührern gegenüber, ein System vertheidigte, dem wir nicht in allen Theilen beistimmen konnten, wenn wir gleich die religiöse Grundlage desselben ehrten*). Allein wenn auch Luther selbst keine Sache der Politik aus der Reformation machen wollte, so ward sie's doch durch die Umstände. Daß sie z. B. den deutschen Fürsten Anlaß gegeben, die Mittelmacht zu heben und die Gewalt des Reichsoberhauptes zu beschränken, ist Thatsache. Daß dann durch den dreißigjährigen Krieg, in welchem die protestantischen

*) Bd. III, Cap. 4, S. 141 u. 142.

Mächte mit dem katholischen Richelieu eine Allianz schlossen, die Umgestaltung des kirchlichen Interesses in das politische vollendet wurde, ist ebenfalls nicht zu bestreiten. Diente doch der westphälische Friede (1648) weit mehr der Herstellung des europäischen Gleichgewichts, als der Kirchensache! — Abgesehen aber davon, daß durch die Reformation neue Staatsverhältnisse zwischen dem Oberhaupte und den Gliedern des deutschen Reichs entstanden, wurde durch dieselbe auch die Stellung der geistlichen Gewalt zu der weltlichen eine ganz veränderte, und dies kam nicht blos den protestantischen Fürsten, sondern auch denjenigen Herrschern zu gute, welche dem Katholicismus zugethan blieben. Hatten diese sich früher mit sklavischer Unterwürfigkeit unter das Joch des geistlichen Despotismus geschmiegt und um zeitlicher, durch des Papstes Begünstigung zu erlangender Vortheile willen dem päpstlichen Interesse geschmeichelt, so wußten sie jetzt ihre Freundschaft dem römischen Hofe wichtig und unentbehrlich zu machen. Waren sie auch zu sehr für die Religion ihrer Väter eingenommen, um die gereinigte Lehre anzunehmen, so fingen sie doch an, über das wahre Verhältniß zwischen Kirche und Staat nachzudenken und sich der schimpflichen Abhängigkeit von der herrschsüchtigen Klerisei mit um so besserem Fortgange zu entziehen, je weniger die letztere es wagen durfte, durch neue Proben ihres Uebermuthes sie aufzubringen und zur völligen Trennung von der römischkatholischen Kirche zu reizen.

Noch unmittelbarer, als auf die Politik, wirkte die Reformation auf die Wiſſenſchaft. Ja, der Proteſtantismus war es eigentlich, der erſt die Wiſſenſchaft im höhern Sinne des Wortes ſchuf. Wohl hat auch die katholiſche Kirche theilweiſe Aufklärung befördert, und Päpſte, wie Leo X. und Sixtus V., haben großartige wiſſenſchaftliche Unternehmungen begünſtigt; aber durchgreifend gewirkt zu haben auf die ganze Art und Weiſe, die Wiſſenſchaft zu behandeln, kritiſch und philoſophiſch, iſt Verdienſt des Proteſtantismus. Die Jeſuiten haben z. B. mancherlei ſchöne Kenntniſſe verbreitet, aber es waren dies immer nur ſolche, von denen ſie den Einfluß auf die freiere Denkweiſe fern halten zu können meinten, wie z. B. die mathematiſchen, die ſogenannten exacten Wiſſenſchaften, die ſich abgeſondert von aller religiöſen und ſittlichen Speculation behandeln laſſen. Der Proteſtantismus hat aber gerade die Wiſſenſchaften gefördert, die in das geiſtige Leben der Menſchheit eingreifen, die eine edle, freie Geſinnung bilden und wieder zurückwirken auf die großen Gebiete der ſittlichen Freiheit, auf die Gebiete der Religion und der Politik. Zunächſt waren es die alten Sprachen, welche der Geiſt der Reformation mit entſchiedener Vorliebe ergriff. Die Philologie, d. h. die Wiſſenſchaft des claſſiſchen Alterthums, iſt eine Tochter der proteſtantiſchen Theologie. An das philologiſche Studium reihte ſich dann das hiſtoriſche von ſelbſt an, und zwar das kritiſch-hiſtoriſche und mit ihm das philoſophiſche. Zwar hat ſich

die eigentliche Philoſophie als Wiſſenſchaft erſt ſpäter ausgebildet, und gewiſſermaßen unabhängig von der Reformation und der Kirche überhaupt. Aber doch iſt in den Syſtemen eines Leibnitz, Wolf, Descartes, Kant, Fichte u. ſ. w. der Einfluß des Proteſtantismus nicht zu verkennen *).

Bei dieſer Gelegenheit möge uns auch ein Wort über die Schulen verſtattet werden. Alle Reformatoren, faſt ohne Ausnahme, haben ſich um dieſe Pflanzſtätten der Religion und Tugend verdient gemacht, weil ſie wohl wußten, daß nicht von oben herab, ſondern von unten herauf reformatoriſch gewirkt werden müſſe. Luther ſelbſt äußerte ſich, wenn er nicht Prediger wäre, ſo möchte er wohl am liebſten Schulmeiſter ſein, und ihm verdankt der edle Schullehrerſtand die Würde, die ihm mit Recht gebührt. Auf ſeinen und ſeiner Mitarbeiter Rath wurden in Sachſen und andern proteſtantiſchen Ländern die eingezogenen Kirchen- und Kloſtergüter, anſtatt ſie dem habſüchtigen Adel anheimfallen zu laſſen, zu Dotirungen für Schulen verwendet und die Kloſtergebäude in Schulgebäude verwandelt. Unter den auf dieſe Weiſe gegründeten und größtentheils noch jetzt beſtehenden Anſtalten nennen wir beiſpielsweiſe nur die berühmten Fürſtenſchulen zu Pforta, Grimma und Meißen.

Blicken wir hiernächſt auf das bürgerliche Leben, ſo drängen ſich gewiſſe Beobachtungen über Fleiß, Induſtrie

*) Hagenbach II, 296. ff.

und Reinlichkeit in protestantischen Ländern auch dem oberflächlichsten Beobachter auf. Durch die Aufhebung der Klöster, die Loslösung der kirchlichen Abgaben, die Abschaffung der überflüssigen Feiertage, der abergläubischen Wallfahrten und anderer stumpfen Andachtsübungen, welche den Geist des Müßigganges genährt und unterhalten hatten, wurde der Gewerbfleiß mächtig befördert. Die gemeinnützige Thätigkeit der Bürger erhielt einen neuen, freiern Schwung; frisches Leben kehrte in die verschiedenen Zweige der Betriebsamkeit zurück; die Volkskraft wurde erhöht und verdoppelt und dadurch zugleich die innere Macht der Staaten vermehrt. So wirkte also auch selbst auf das materielle Wohl die von der Reformation ausgegangene geistige Kraft. Mögen das Diejenigen nie vergessen, welche den Werth der geistigen Güter nach irdischem Ertrage abzuschätzen gewohnt sind!

Endlich gewann aber auch das stille, häusliche Leben durch die Reformation an Innigkeit und Haltbarkeit. Je mehr die Religion vom Aeußern ab auf das Innere des Gemüths zurücklenkte, desto schöner konnten auch die häuslichen Tugenden aufblühen. Wenn die Hausmutter wußte, daß sie Gott besser diene im Kreise der Ihrigen, als in der Kirche bei der täglichen Messe, wenn die Eltern es inne wurden, daß eine christliche Erziehung im Hause eine bessere Wohlthat sei für die Ihrigen, als eine Versorgung im Kloster, so konnte sich auf dem Grunde des Wortes Gottes, um welches der Hausvater die Seinen in stiller Andacht versam-

melte, am sicherſten der unſichtbare Altar häuslicher Zucht und Tugend erbauen, und an die Stelle der todten Bilder trat das ſchönſte lebendige Bild eines heiligen Familienkreiſes. Daß beſonders die Aufhebung des Cölibats viel dazu beigetragen, der Bedeutung des ehelichen Lebens eine höhere Würde zu geben und den geiſtlichen Stand menſchlich zu veredeln, iſt zu einleuchtend, als daß es einer weitern Auseinanderſetzung bedürfte.

Und ſo hat denn die Reformation auf alle Gebiete des Lebens ihr beſeligendes Licht verbreitet, welches kein anderes iſt, als das Licht des Evangeliums ſelbſt in ſeiner zeitgemäßen Erſcheinung. Mögen wir immerhin zugeben, daß der langen Reihe ihrer heilſamen Folgen eine lange Reihe unheilſamer ſich gegenüberſtellen läßt (z. B. der dreißigjährige Krieg, die Auflöſung der deutſchen Reichseinheit u. ſ. w.), ſo iſt doch gewiß, daß die ſpätere neuere Zeit durch höhere Bildung, reinere Chriſtlichkeit, humanere, freiere Denkweiſe, insbeſondere aber durch die hierin gegebene Möglichkeit, zu wahrhaft chriſtlichen, vernünftigen und rechtlichen Reſultaten in der Wiſſenſchaft wie im Leben zu gelangen, bezeichnet wird. Dieſes Beſſere aber, dieſe Möglichkeit, dieſe Ausſichten beruhen auf der Reformation und auf dem durch ſie gewonnenen, allmählig heller erkannten, in alle Sphären getragenen Freiheitsprincipe, das die Menſchheit antreibt, unabläſſig an dem Hinwegräumen der ewigen Hinderniſſe des Beſſern zu arbeiten.

Der hierarchiſche Katholicismus — ſchließen wir mit den Worten des trefflichen Jürgens*) — hatte die Zeit ſeines wohlthätigen Wirkens, ſeiner großartigen Hervorbringungen gelebt; er konnte nicht blos nicht mehr befriedigen, ſondern die Behauptung ſeiner Alleinherrſchaft wäre, da ihm die Menſchheit einmal entwachſen war, eine Zurückwerfung der Nationen in die Zuſtände der mittlern Jahrhunderte, ja etwas viel Schlimmeres geweſen, — Ertödtung aller beſſeren vorhandenen Keime, aller gewonnenen Cultur, nicht eine helle, durch freundliche Sterne und Himmelszeichen erhellte Nacht, ſondern die ſchreckbare Finſterniß eines Spaniens, die Barbarei des Mittelalters, etwa überfirnißt durch Verfeinerung, aber ohne deſſen Unſchuld, Gemüthsinnigkeit, Strebſamkeit. Der Katholicismus, wie er einmal war, konnte die reine religiöſe Idee und die Freiheit der Bewegung der Geiſter nicht aufkommen laſſen. Die Reformation dagegen hat jene wieder an's Licht gefördert, dieſe begründet, und eben hierauf beruht alles Schöne und Gute unſrer geiſtigen, religiöſen und bürgerlichen Zuſtände, alles Schöne und Gute, das die Menſchheit zu hoffen hat. — Unendlich ungeſchickt iſt die Glaubensverbeſſerung neuerdings der zweite Sündenfall genannt worden. Freilich, ausgeſtoßen, vertrieben wurde eine neue Menſchheit, aber nicht weil ſie geſün-

*) S. von ihm den Artikel „Reformation, Proteſtantismus" in Rotteck's und Welcker's „Staatslexicon."

digt hatte, sondern weil sie erlösen wollte, nicht aus einer Stätte der Unschuld, sondern aus einer Stätte der Verderbniß; denn der zweite Sündenfall war eben nur die Entartung der Kirche gewesen, wodurch dieselbe die Paradieseseigenschaft längst verloren hatte. Und die neue Kirche fand und findet in ihrer Verurtheilung von Seiten der alten, die sich nicht erlösen lassen wollte, die höchste Ehre, im zugedachten Tode das Leben; sie hat von jener viel leiden müssen, hofft aber durch Trübsale zu ihrer Herrlichkeit einzugehen; sie hat große Anfechtungen erduldet, steht jedoch unbesiegt da und wird als ein Werk des Herrn, gemäß dem felsenfesten Glauben der Ihrigen, in fortschreitender Selbstläuterung und Annäherung an ihre hohe, göttliche Idee die Welt überwinden.

Ende des dritten und letzten Bandes.

Inhalt des dritten Bandes.

		Seite
I.	Der Bund des deutschen Adels. Sickingens und Huttens Ausgang.	3
II.	Fortschritte und Hindernisse des Reformationswerks.	29
III.	Die Reformation in der Schweiz.	63
IV.	Der deutsche Bauernkrieg.	105
V.	Friedrich's des Weisen Tod.	144
VI.	Johann der Beständige und die Ereignisse zu Anfang seiner Regierung.	156
VII.	Einige Märtyrer des Evangeliums. Luther's fernere Thätigkeit.	183
VIII.	Der Sacramentstreit.	201
IX.	Luther's Heirath und Familienleben.	231
X.	Die Packischen Händel. Der Reichstag zu Speier.	277
XI.	Der Reichstag zu Augsburg.	295
XII.	Luther in Koburg.	317
XIII.	Weitere Geschichte der Reformation.	334
XIV.	Luther's Tod.	351
XV.	Schlußbetrachtung.	365

JAEKEL, Ernst Th
Leben und Wirken Dr.
Martin Luther's im
Lichte unserer Zeit.

608.2
L97.9
J22/e
1840
v.3